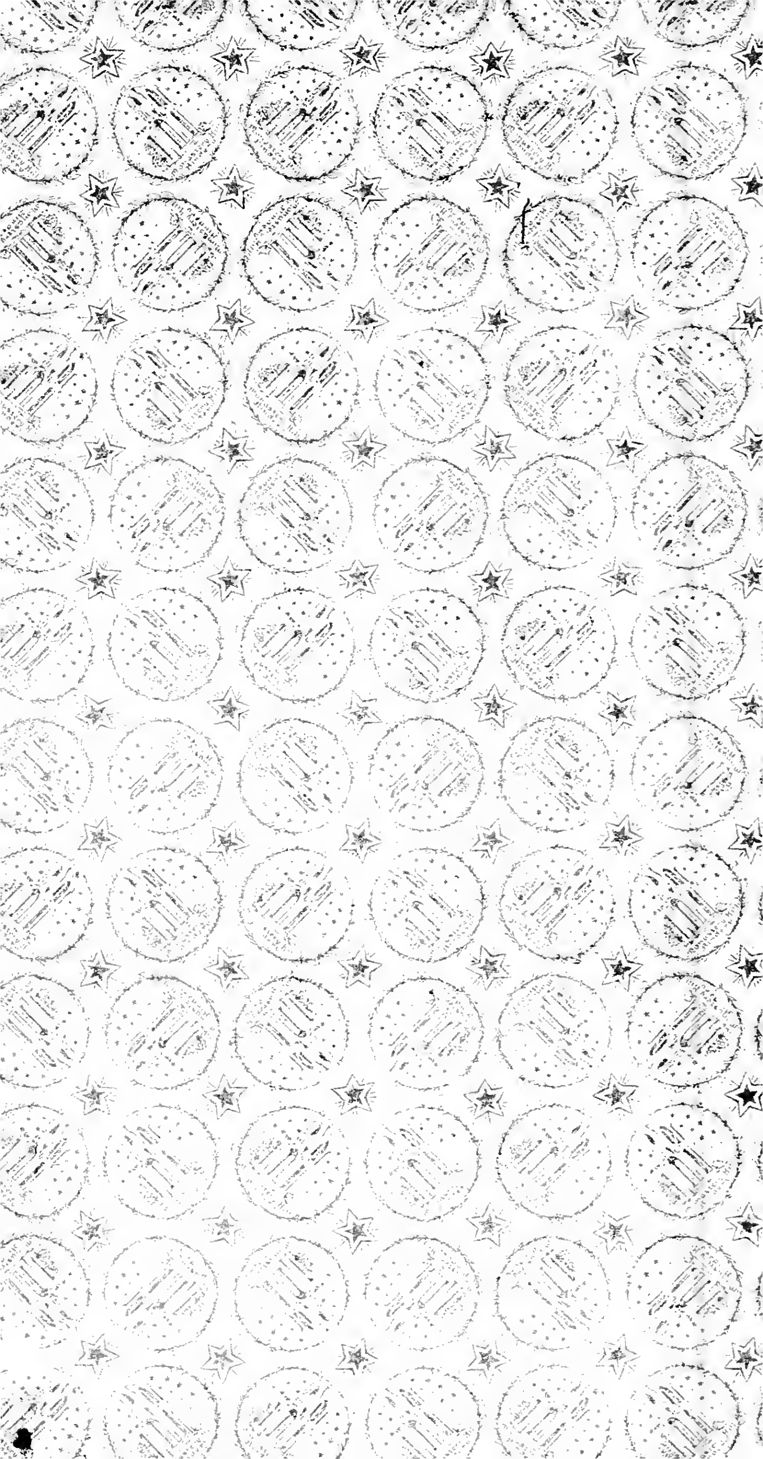
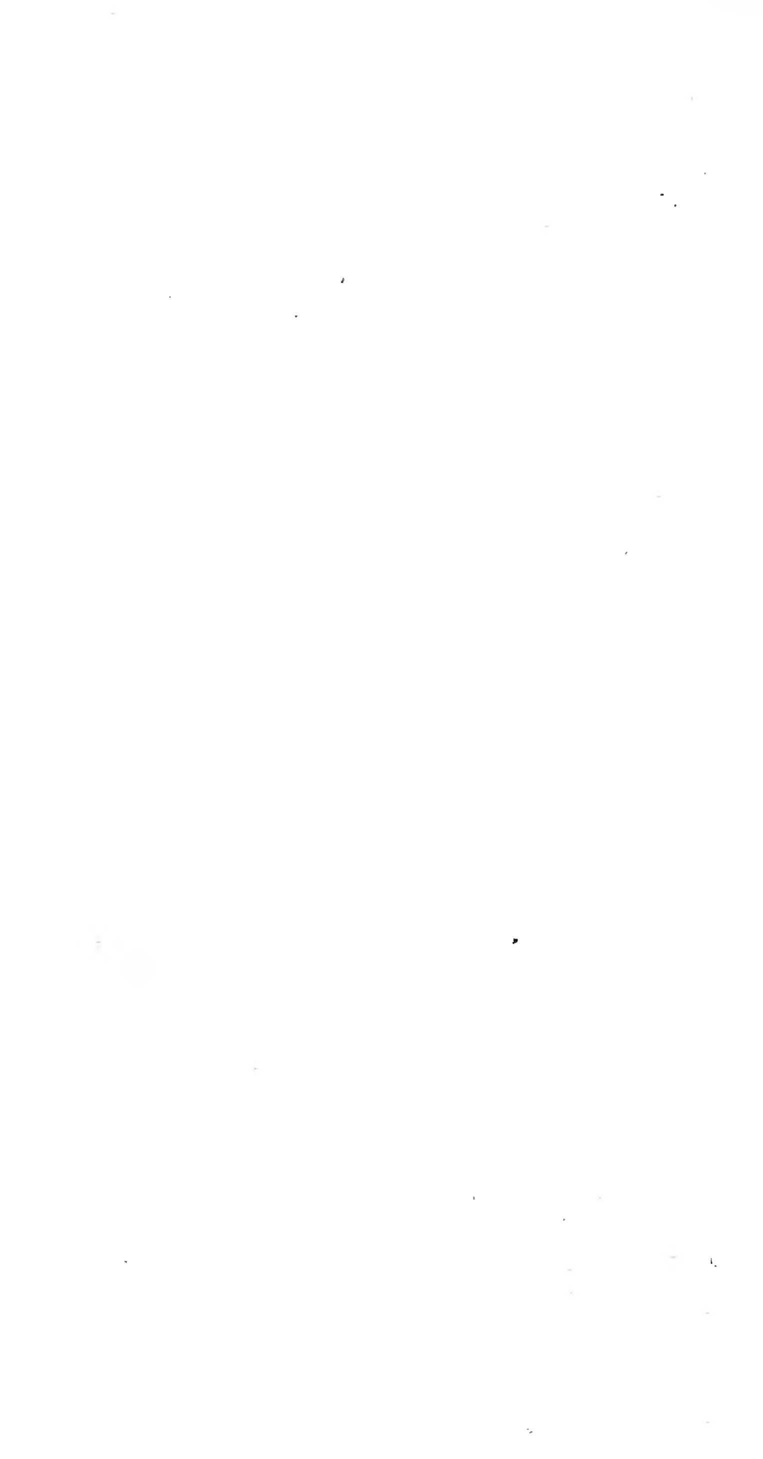






Roderich Klinghart.





Roderich Klinghart.

Eine Abenteurergeschichte

us den höchsten und allerhöchsten Bildungskreisen

von

* * *

Zweite Auflage.



Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1893.



Erstes Kapitel.

Das Café Impérial galt für das feinste der Stadt. Über dem Eingange strahlte eine elektrische Glühlicht-Sonne, der Hausflur mit seinen Teppichen und Orangerien war in einem geheimnisvollen Halbdunkel gehalten, und wenn man ihn durchschritten hatte, geriet man in jene vom modernen Geschmack beliebten infernalisch-heißen Räume, deren schimmernde Eleganz in dem Flammenmeer der Beleuchtung sich in greller Aufdringlichkeit geltend macht.

Das Café war durch geschickte Draperien in kleinere Abteilungen verschiedenen Stiles getrennt: in den goldstrotzenden Salon Marie Antoinette, das türkische Zimmer, die unfehlbare altdeutsche Bierstube und den Wigwam, einen idealisierten natürlich.

Im türkischen Zimmer bediente der elegante Ludwig, der wegen seines besonders langen, nacktgelassenen Halses von den anderen Kellnern der Aasgeier genannt wurde. Als er dem kleinen magern Herrn mit dem großen Schnurrbarte ein Kaviarbrötchen zum Bier servierte, machte er sich auffallend

lange am Tische zu schaffen, denn er hätte gern einen Blick auf das Taschenbuch geworfen, in das die geschickte Hand Stephan Huberleins mit dem Bleistifte einen der anwesenden Gäste zu porträtieren schien. Aber er erwischte nicht viel. Dafür glitt ein schadenfrohes Lächeln über sein Gesicht, als er jetzt zwei neueintretende Gäste bemerkte, die Herrn Huberlein vermutlich in seiner Beschäftigung stören würden.

„Herr Philipps kommt, und das Fräulein ist heut auch mit“, flüsterte der Aasgeier, „sie suchen Sie.“

Der Zeichner machte eine einladende Handbewegung gegen die Nähertretenden, ohne indes aufzusehen, und fuhr fort, die unvergleichliche Beinhaltung eines blonden Musterreiters zu skizzieren, der in einem andern Winkel die Volkszeitung zerlas. Dann steckte er den Bleistift sorgfältig ein, das Taschenbuch in die Tasche und nickte seinen Freunden vertraulich zu.

„Das ist aimable, mein schönes Kind, daß Sie mitkommen. Sie kommen gern her? wie?“ fragte er mit einer unangenehm krähenden Stimme.

„Freilich“, sagte sie. Sie hieß Nanni Philipps und war die Schwester des kleinen, bartlosen Buckligen, der sich Huberlein gegenüber setzte.

„Kann ich Ihnen gar nicht verdenken. Man sieht und wird gesehen. Nehmen Sie das Mützchen lieber nicht ab. Es ist heiß, aber es steht Ihnen zu niedlich.“

„O, Sie wollen mich wohl damit in die Fliegenden Blätter bringen? Nein, nein, neulich haben Sie mir ein so albernes Gesicht gemacht! ich sitze Ihnen nicht mehr.“

„Wirklich, Närrchen? Ist auch gar nicht nötig. Ihr Gesichtchen habe ich nun einmal, und Sie sind mir fortan das Prototyp eines Backfisches geworden.“

„Ich bin kein Backfisch“, schmollte Nanni und das Schmollen stand ihr fast noch besser als das Mützchen.

„Allerdings, wenn man bedenkt, wie schnell sich Ihre Formen zu so reizender Rundung entwickelt haben“, sagte der alte Faun, „so muß man zugeben, daß Sie das Backfischstadium schnell überwunden haben. Ich that Ihnen wirklich unrecht. Wenn Sie das Gesicht nicht bewegen, sehen Sie so, Philipps, ein reiner Monumentalkopf, Germania oder so etwas, ein Bildhauer wäre verrückt auf Sie. Wie alt? Sechzehn? bald siebzehn? Ja, Jugend und Schönheit, die sind unsterblich!“

„Ich denke, sie vergehen so schnell,“ warf sie spöttisch ein.

„Sehen Sie, mein Fräulein: wie einen Flor berauschender Blumenkelche bringt die Natur in ihrer übersprudelnden Schaffensfülle alljährlich einen reichen Lenz köstlicher junger Gestalten ans Licht, das schwillt und quillt nur so! Wo man's faßt und wo man's sieht — mit dem geschärften Künstlerauge — ist's interessant! Sehen Sie, da läuft einem das Wasser im Munde zusammen vor Vergnügen.“ Und er

schnalzte und schlürfte wirklich dazu und ri
dürren Beine, die in großkarierten Hose
„Sie sind ein alter Narr, Huberlein,“
Bruder. „Haben Sie sich eigentlich niemals
Karikatur benützt?“

„Danke schön! danke! Karikatur und al
Ach Gott, es kann ja sein, Teuerster, aber d
am Schönen, die sollen Sie mir doch nich
Sehen Sie, mein Herzchen, die Blumen w
vergehen — aber die Kraft ewig neuen
nicht, die ist unsterblich. Stoßen Sie an,
und Schönheit! die Herrscher der Welt!“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Huberl
Sie sollten es jüngeren Gecken überlassen, d
men Mädel den Kopf zu verdrehen, es wir
zeitig genug geschehen.“

„Ach 's Brüderle wird böse — d. h. es
böse, Sie haben gewiß die Kotelettes wiede
nen lassen. — Ach Gott, ich weiß ja, Ta
und Kunst sind auch Mächte, aber das kö
glauben, größere nicht. Nach ihnen wird d
gemessen, nach jenen das Weib. Ist die Ju
hin — pah — wer frägt nach den häßlic
Weibern, aber da — da sitzt ein Treffer!“
tippte an Nannis Platz, die lächelnd, mit g
Wangen und klopfendem Herzen zuhörte, ih
schadhaften Handschuhe auszog und, da sie
daß ihre Finger nicht ganz sauber waren
annestelte.

„Weshalb haben Sie uns eigentlich herbestellt?“
ragte der Bucklige. „Es ist eine Satanshitze hier,
ch halte es nicht mehr lange aus. Wenn Sie we-
iigstens gerecht wären in Verteilung Ihrer Lobsprüche,
varum sagen Sie mir nichts über mein Gesicht und
neine Figur?“ setzte er mit einem cynischen Lachen
iinzu; „ich brauche es viel nötiger, denn ich sehe
iie in den Spiegel.“

„Warum ich Sie herbestellt habe, Schönster?“ fragte
ier Zeichner schmunzelnd und faltete die dürren
Hände neben dem Kaviarteller, „und warum ich so
iufgekratzt bin? weil ich etwas Gutes für Sie in
ietto habe, was ausgebaldowert.“

„Ein netter Ausdruck!“

„Sie wissen: Dickhoff! Ich habe nämlich noch
emanden herbestellt, um halb neun, wahrhaftig,
r muß jeden Augenblick da sein! Er ist ein Schüler
ion mir, — achten Sie doch ein bischen auf den
Eingang, Kind — ein Halbgott von einem Menschen —
Sie werden's gleich am Herzchen merken, wenn er
intritt —“

„Was hat er denn studiert?“ fragte Philipps und
egte die kleine durchsichtige Hand hüstelnd an den
Mund.

„Alles! ein Universalgenie! Ziehen Sie keinen
Mund, Sie werden entzückt sein, und Geld hat er
iuch! Treffe ihn heut Morgen ganz zufällig am
Markte, kommt direkt aus Rom, wie ein Diamant
iollgesogen von Schönheit, voller Pläne, Entwürfe

und Ideen, arbeitet an diesem und jenem! Na, es machte sich so im Gespräch, meinte, er würde vielleicht einen Sekretär oder Amanuensis brauchen, der etwas von der Sache verstände —“

„Welche Sache?“

„Na so Kunstgeschichte, Ästhetik, Archäologie. Ich dachte gleich an Sie.“

„Kunstgeschichte verstehe ich nicht, wenigstens nichts modernes.“

„Ach Gott, Sie verstehen ja überhaupt alles, und Philologisches kommt ja dabei auch in Betracht. Kurzum, ich entwarf ein Bild von Ihnen, daß er ganz zufrieden schien und gleich bereit war herzukommen.“

„Will er ein Examen machen? — Nanni, sieh Dich nicht soviel um!“

„Was denken Sie! längst Doktor, o das ist kein gewöhnlicher von Ihren Kunden, er will —“

In diesem Augenblicke trat Nanni dem Schwätzer leicht auf den Fuß. Unter der Portiere stand eine auffallende Männererscheinung, groß, kraftvoll, das Haupt von goldblondem, kurzem Gelock umwallt. Die Züge seines Gesichts waren regelmäßig, die Wangen rund und bartlos, die Augen hell und strahlend. Nur um den Mund wollte Philipps einen unangenehmen, etwas blasierten Zug finden. Neben ihm stand der Aasgeier, der einen Kopf kleiner war, und zeigte auf die Gruppe im Winkel.

„Hab ich zuviel gesagt?“ flüsterte Huberlein Nanni

zu und winkte mit seinem breiten Grinsen den Freund heran.

Nachdem dieser Hut und Überzieher dem Kellner übergeben und das üppige Haar wie eine überreiche Last von Gedanken aus der Stirn gestrichen hatte, trat er an den Tisch. Seine Bewegungen waren langsam, fast nachlässig, seine Miene gleichgültig, wie übermüdet.

„Das ist mein Römer — Roderigo Klinghartо — Doktor Roderich Klinghart; da Herr Ignaz Philipps, Privatgelehrter; Fräulein Schwester."

Man setzte sich wieder.

„Nun, va bene, amico?"

„Ich habe mich an den Nebel und die Kälte der nordischen Heimat noch nicht gewöhnen können," sagte der Gast mit halbleiser, sonorer Stimme. „Ich lebe noch mehr nach innen als nach außen, und dabei bin ich glücklich. Wer Rom gesehen hat, kann nie mehr ganz unglücklich sein, sagt der Vater unseres Goethe. Und er hat Recht. Waren Sie in Rom?" wandte er sich an Ignaz.

„Meine Mittel gestatten mir nur eben", erwiderte dieser mit sarkastischem Lächeln, „einen siechen, dem Tode verfallenen Körper ein paar Jahre diesem Räuber aus den Krallen zu ziehen. Es ist gerade kein hohes Lösegeld, das ich ihm zahlen kann, seine Geduld wird daher keine allzu lange sein. Rom liegt auf meinem Wege nicht. Haben Sie" — brach er plötzlich von einem Thema ab, das den Doktor

unangenehm zu berühren schien — „eine Pilgerfahrt nach der ewigen Stadt oder einen Eroberungszug dahin gemacht?“

„Eine Studienreise. Dabei ist man abwechselnd oder auch gleichzeitig Pilger und Eroberer. Das Eine will erkämpft, das Andere erbetet sein.“

„Aber die Signoras, die Madonnas, nicht wahr, mein bel Tedesco, da waren Sie ganz Eroberer, vom Scheidel bis zu den Sohlen?“ rief der Zeichner.

„Gerade da war ich nur — Büßer.“

„Ei, was Sie sagen, das müssen Sie mir noch erzählen. Sagen Sie, haben Sie beim deutschen Gesandten verkehrt?“

„Ich war einigemale dort. Im ganzen hatte ich zu wenig Zeit zum Verkehr, ich mußte arbeiten. Am häufigsten war ich im Palazzo Gasparone, dem Sitz der Principessa da Fualti“.

„Also eine Principessa! corpo di bacco, was sind Sie für ein verfluchter Kerl!“ Dann zwinkerte er ihm zu und wandte sich an das Mädchen: „Kommen Sie mal her, Nannichen, ich werde Ihnen mein Taschenbuch zeigen, es ist alles anständig drin, fürchten Sie nichts. So, rücken Sie nur nahe, ganz nahe.“

„Sie sind Philologe?“ wandte sich Doctor Klinghart an seinen Nachbar und betrachtete prüfend dessen abgezehrtes, mit Sommersprossen bedecktes Gesicht.

„Ja wohl.“

„Ich habe die Absicht — über die ich Sie indes

vor der Hand zu schweigen bitte — mich an hiesiger Universität für Kunstgeschichte zu habilitieren. Ich bemerke, daß ich mich hauptsächlich mit moderner Kunst beschäftigt habe, aber das Antike entzieht sich meinem Interesse und Studium deshalb nicht. Ich arbeite jetzt eine Schrift über Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst aus —"

„Das finde ich durchaus lobenswert", bemerkte Ignaz, „einem aufstrebenden Talente ist es immer förderlicher, sich an die großen als an die kleinen Geister zu attachieren. Es fällt etwas von dem Sonnenschein des Genius auf seine Trabanten, und vornehme Gesellschaft ist von Wert. Wer sich an die Rockschöße der deorum minorum gentium hängt, versinkt mit ihnen in das Dunkel. Sehr lobenswert!"

Der Doktor runzelte ein wenig die Stirn über diese unerbetene Bemerkung. Er suchte ein Werkzeug, aber keinen Kritiker.

„Eine Abhandlung: zur Klarstellung der Jugendarbeiten Rafaels, seine perugineske Zeit, wissen Sie, befindet sich gegenwärtig in Druck; in einer andern suche ich das Rätsel von Melos zu lösen. Der abgeschmackte Nonsens, der über die Göttin bereits geschrieben ist, das ganze Gerät von Waffen, Schildern, Äpfeln und Badeschwämmen, das man ihr in die hilflosen Arme gezwängt hat, muß endlich einmal weggeräumt werden."

„Sie haben eine neue Rekonstruktion der Statue gefunden?"

„Die einfachste und natürlichste von der Welt.“

„Wer das Einfachste und Natürlichste zum erstenmale sagt, ist ein großer Mann,“ bemerkte Philipps und drückte wieder die Hand vor den Mund, da ihn der Husten quälte.

„Nun habe ich noch verschiedene Ideen und Pläne, namentlich philologischer Natur, zu denen das Material zusammenzustellen, andere, wo solches zu bearbeiten mir die Zeit fehlt. Würden Sie Muße und Fähigkeit besitzen, mir dabei etwas an die Hand zu gehen und dazu geneigt sein?“

„Mit Vergnügen,“ antwortete Philipps. „Ich habe mancherlei gelernt, und ich arbeite zuverlässig, darüber können Sie beruhigt sein. Ich gedachte als junger Mensch die Karriere einzuschlagen, die Sie wählen, aber mir fehlten Gesundheit und die Mittel dazu. Nun mache ich so etwas den wissenschaftlichen Handlanger.“

„Jeder dient der Wissenschaft in seiner Weise,“ sagte Klinghart ernst, dem des Kleinen lächelndes Wesen unangenehm war.

„Ist meine Weise auch nicht die anständigste — wie gesagt, ich arbeite zuverlässig und darin bin ich redlich. Man hat so seine Spitzbubenehre.“

„Ich verstehe Sie wohl nicht ganz,“ sagte der Römer vornehm. „Auf jeden Fall bitte ich Sie, unser eventuelles gemeinschaftliches Arbeiten in der Weise aufzufassen und zu behandeln, wie es der Würde der Sache geziemt und allein ersprießlich für uns sein kann.“

Philipps verbeugte sich: „Und dürfte ich um Ihre Adresse bitten?"

„Akademieplatz 2."

„Akademieplatz?" fuhr der Zeichner dazwischen. „Sehen Sie doch, Roderigo, die vornehmste Gegend. Wollen Sie schon gehen, Philipps?"

„Die Hitze und diese mit tausend Gerüchen geschwängerte Luft ist Gift für meine Lunge, Freund. Es war ein Wagnis. Doch nehmen Sie meinen Dank."

Auch Nanni war aufgestanden. Sie wickelte ihrem Bruder den Shawl um, band ihm einen Respirator vor den Mund und machte den Herren ihren Knix. Huberlein verabschiedete sich mit endlosem Gewäsch, Klinghart mit einem leichten Kopfnicken, wobei er das Mädchen scheinbar das erstemal am Abend ansah. Es war ein langer, durchdringender Blick, dann fuhr er mit der Hand noch einmal über Stirn und Haar und wandte sich ab. Der Aasgeier setzte ihm ein frisches Glas hin, das er mit hastigen Zügen leer trank, und murmelte ihm etwas ins Ohr. Huberlein studierte dabei des Doktors Hand. Sie war groß, aber sehr weiß und wohlgeformt, und was sie faßte, das faßte sie fest.

„Im Wigwam, sagten Sie?" wandte sich der Römer an den schlanken Ludwig, „sagen Sie dem Herren, ich würde sogleich kommen."

„Er spricht so mit einem polnischen oder russischen Ton."

„Es ist schon gut. Bestellen Sie meine Antwort! Sofort!“

Der Aasgeier entflog.

„Ein unangenehmer Mensch, dieser Philipps,“ sagte Klinghart zu Huberlein.

„Ein Todeskandidat mit einem gewissen Galgenhumor, der gelegentlich ins Cynische fällt. Nun? und die Kleine?“

„Seine Schwester?“ fragte der andere hingegen.

„Ja, sie hausen allein zusammen, und sie gibt ihm, glaub' ich, den Rest mit ihren Kochstudien. Ich denke, daß sie selbst der appetitlichste Bissen ist.“

„Guten Abend, mein Lieber, ich habe noch eine andere kleine Begegnung hier.“ Damit stand Klinghart auf und verschwand in den Wigwam.

Als Huberlein im Fortgehen neugierig zu diesem Nebenraume hineinguckte, sah er seinen Freund mit einem kleinen Herrn von auffallend slavischem Typus an einem Tischchen sitzen. Über ihren Köpfen hingen Friedenspfeifen, Glasperlenschnüre, ein vom Friseur gemachter Skalp und ein vertrocknetes Krokodil, dessen aufgesperrter Rachen den Hut des Russen hielt.

„Wen er nur da wieder hat! es ist ein verfluchter Kerl, hat überall Verbindungen. Der wirds zu was bringen. — Puh, das ist ein Januarwetter! Guten Abend, mein schönes Kind, darf ich mitkommen?“ Damit eilte er, sich einer vorübergehenden Freundin aus der Halbwelt anzuschließen.

Zweites Kapitel.

Im Westen der Stadt befand sich ein Komplex von Gassen und Gäßchen, der in alter Zeit „das neue Thor“ geheißen, diesen Namen verloren hatte, seitdem Burg um ein Beträchtliches über dieses bescheidene Viertel hinausgewachsen war. Die Kasernen und Spitäler, die es ehemals enthalten, waren verlegt und die alten Gebäude, die dazu gedient hatten, in Wohnhäuser umgewandelt worden. Es war eine Gegend, die vorzugsweise von kleinen Beamten, Handwerkern und armen Studenten bewohnt wurde. Eine dieser Straßen hieß die Ledergasse, und da, wo sie sich mit der Armensünder-Gasse schnitt, stand ein großes dreistöckiges Haus, das vom Keller bis unter das Dach mit Einwohnern vollgepfropft war. Es war schmutzig, schlecht imstande gehalten und voll übler Gerüche. In jedem Stockwerk mündete die Treppe auf einen langen Korridor, aus dem mehrere Thüren nach den einzelnen kleinen Wohnungen führten, und der durch ein langes Geländer begrenzt war, über das man auf die halbdunkle Treppe hinabsehen konnte.

Hier wohnte im ersten Stock Ignaz Philipps mit seiner Schwester. Nanni, welche die älteren Hausmieter noch barfüßig und in kurzem Röckchen hatten im Rinnsteine der Armensünder-Gasse Papierschiffchen ziehen sehen, war diesen der Gegenstand eines gewissen Interesses, hauptsächlich in letzter

Zeit, seit sie zu einem so bildhübschen Mädchen aufgeblüht war. Aber sie vergalt den Frauen, die sich seit dem Tode der Mutter ihrer dann und wann angenommen und ihr die geringen wirtschaftlichen Kenntnisse, über die sie verfügte, beigebracht, ihre Fürsorge schlecht. Sie hatte das Gefühl, daß diese Damen mehr von einem subjektiven als objektiven Interesse geleitet würden, wenn sie beständig an ihr herummäkelten, und im Gefühl ihrer Unabhängigkeit gab sie sich denn nicht besondere Mühe, das Wohlgefallen der Sauerengurkenhändlersgattinnen und Sattlergehülfenfrauen sich zu erwerben, besonders seit sie sich bewußt war, daß sie trotz ihrer Armut durch die gelehrte Beschäftigung ihres Bruders doch einem höhern Stand angehörte.

Auf der oben erwähnten Gallerie standen einmal früh um zehn Uhr — es war um Ende März — zwei dieser schätzenswerten Waisenrichterinnen, eine junge und eine alte. Sie hatten eben ihre Einkäufe, die in etlichen Mohrrüben, einem Schälchen Sauerkraut, Milch und einem Schöpsenkopfe bestanden, einander zur Kritik vorgelegt, als die Alte, die einfach aber äußerst sauber gekleidet war, fragte: „Haben Sie den schönen großen Menschen schon gesehen, der jetzt immer herkommt? Nicht? nun passen Sie auf, das ist so einer, der den Maulaffen die Köpfe verdreht und sie dann sitzen läßt. Sie sagt, er käme zum Bruder wegen Schreibereien, na — wo Aas ist, da sammeln sich die Adler, so ein Zu=

lauf war früher zu dem Buckligen nicht, er hat das beste Aushängeschild an ihr."

„Wenn ich ihn doch einmal sähe," sagte die Jüngere, eine ordinäre und schmutzige Person, welche die Frau eines stellungslosen Kellners war und unter dem Dach wohnte. „Was ist er denn?"

„Nu, auch so einer von den Bücherhockern, ein Doktor, sagt sie."

„Den polnischen Studenten, der neulich auf Eurem Flure eingezogen ist," antwortete die andere eifrig, hab' ich auch gestern hineingehen sehen, es mag wohl hübsch dort zugehen! Von welchem mag sie nur das neue Kleid gekriegt haben, das jetzt durch allen Schmutz geschleppt wird?"

„Na, das ist jetzt eine Menschheit! hab ich Ihnen schon gesagt, wie's mir gestern gegangen ist mit der reichen jungen Frau, die in den Wochen gestorben ist?"

„Kriegen Sie sie?"

„Grobheiten habe ich an den Hals gekriegt, sage ich Ihnen, als ob mein Geschäft eine Schande wäre. Eine Schande ist's vielmehr, einen Toten so zu begraben! lieber Himmel, früher ist so was nicht vorgekommen, da hat man jeden, groß oder klein, dem lieben Gott rein und appetitlich übergeben; aber jetzt bei den Reichen — da langt's nicht mehr! Niemand soll meine Frau anrühren, sagte der Leutnant und warf mir die Thür beinah an die Nase."

„Jesus, Jesus, nein so was! — Still, Frau Nachbarin, ich glaube es kommt jemand," bemerkte

die Zunge und lehnte sich hinab, indem sie sich den Schöpsenkopf an das Herz drückte. Die Leichenwäscherin zog sie zurück. „Geben Sie Acht! 's ist der Doktor, er wird gleich heraufkommen!"

Die schmale Stiege knarrte von festen, schweren Tritten, und die Gestalt Klingharts tauchte fast überlebensgroß auf in dem engen, niedrigen Raume. Er ging gleichmütig bei den Frauen vorüber und klingelte an der Glasthür, die Philipps Namen trug. Nanni öffnete und beschied ihn auf seine Frage, daß der Bruder nicht zuhause sei. Da er trotzdem die Thür weiter aufschob, setzte sie hinzu, sie habe die Weisung, in seiner Abwesenheit niemand hereinzulassen. In Wahrheit hatte sich Philipps nie darum gekümmert, aber die um ihre Tugend besorgten Frauen im Hause hatten ihr versichert, daß es sich nicht schicke, wenn sie allein Herrenbesuche annähme.

„Thorheit!" antwortete Klinghart vornehm-ironisch. „Glauben Sie, Sie hätten sich vor mir zu fürchten? Ich muß mir aus einem Buche, das er benützt, einige Notizen machen. Lassen Sie mich hinein, und wenn Sie in der Küche zu thun haben, so halten Sie sich nicht weiter auf."

Sie wagte nicht zu widersprechen und ließ ihn eintreten. Kaum war er hinter der Thür verschwunden, als die Alte das Gespräch wieder aufnahm: „Das war natürlich blos eine Komödie — unsertwegen."

„Der ist ja wie ein Weberbaum," sagte die von drei

Stiegen, „vor so einem Liebhaber möchte ich mich fürchten.“

„Ja, das hat Fleisch und Knochen, an dem hat sie was. Wissen Sie, ich hab einmal eine Leiche gehabt — naturell so wie der! ein Student war's, ein Pastorssohn, der hatte einen Körper wie Marzipan, und vorn auf der Brust, gerade über dem Herzen, hatten sie ihn geschossen, im Duell, verstehen Sie! ein schwarzes Loch — so groß! So einen schönen Menschen hatt' ich noch nicht gesehn. Der war gerade so, naturell so, ich mußte gleich an ihn denken, wie ich den Doktor sah, auch dieselben gelockten Haare, blos im Gesicht anders.“

„Jesus, Jesus!“ Der Schöpsenkopf blutete vor Mitleid oder Entsetzen.

„Auch um ein Mädel! Die Leute sind ordentlich verrückt heutzutage,“ fuhr die Leichenwäscherin fort und kraute sich die spärlichen weißen Haare, die auf dem Hinterkopfe um eine einzige dünne Haarnadel zusammengedreht waren. „Ja, es ist wahr, so einen möcht ich wieder einmal vorkriegen!“

„Aber das ist doch zu gräßlich,“ meinte der Schöpsenkopf.

„Na warum? Geschäft ist Geschäft! Denken Sie nicht, daß bei so einem auch mehr Vergnügen dabei ist als bei einer verschrumpelten alten Heuschrecke wie ich bin?“ Damit nahm sie ihren Tiegel mit Sauerkraut von der Treppenstufe und ging ihrer Thür zu, indes die Kellnersfrau weiterstieg. —

Die Wohnung der Geschwister Philipps war ein bescheidenes Quartier. Zuerst betrat man ein kleines Entree, das zur Hälfte von einem Schrank und einem Korbe mit schmutziger Wäsche eingenommen wurde. Linker Hand lag dann ein mäßig großes zweifenstriges Zimmer mit blaugetünchten Wänden und daneben ein Kabinett, welches das Bett des kleinen Gelehrten enthielt. Durch einen bräunlichen Kattunvorhang, der meist zurückgeschlagen war, konnte man diesen nischenartigen Raum verhängen. Die Möbel waren sehr schlecht, das Sopha mit abgenutztem Ledertuch überzogen. Rechts von dem Entree war die leidlich geräumige Küche, die das notwendigste Wirtschaftsmaterial, zwei Schränke und Nannis Bett enthielt. Es pflegte in diesem Raume nicht besonders ordentlich auszusehen, und während Klinghart drüben schrieb, bemühte sich Nanni, die Küche und sich selbst in einen etwas besseren Zustand zu setzen. Eben war sie wieder an den Ofen getreten, als der Doktor die Thür öffnete und sagte:

„Fräulein, richten Sie Ihrem Bruder aus, daß er die Abschrift der Arbeit recht beeilen möge, die Sache drängt. Ein Exemplar meiner Habilitationsschrift habe ich auf sein Pult gelegt. Ich kann mich wohl darauf verlassen, daß Sie Ihres Bruders Papiere nicht anrühren?“ fragte er streng.

„Ja.“

„Apropos, noch etwas. Hat Ihnen der polnische

Student, der hier nebenan eingezogen ist, einen Besuch gemacht?"

„Gestern früh war er hier," antwortete Nanni und klopfte mit dem Quirl auf den linken Handteller."

„Wie ist er denn?" ließ sich Roderigo herab zu fragen.

„Ignaz sagt, er wäre gutmütig."

„Und Sie?"

„Verrückt wie alle Männer."

„Das heißt, er hat Ihnen Schmeicheleien gesagt über Ihr Gesicht?"

„Was denn sonst!"

„Hab ich das auch schon einmal gethan?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

„Also sind doch wohl nicht alle verrückt!" bemerkte er leutselig. „Sehen Sie mich doch an, Nanni."

Sie that es. Aber er sah erhaben und streng aus wie immer.

„Sie sind ein albernes kleines Mädchen," sagte er mit einem kurzen Lächeln, „adieu."

Sie schloß hinter ihm ab und bemühte sich, den Schritten des Hinabsteigenden zu lauschen. Aber sie hörte nichts. Nach einer Weile öffnete sie die Thür wieder ein Ritzchen, jedoch er stand nicht draußen. Es war ihr unbegreiflich, wie er hinuntergekommen sein konnte, ohne daß sie es gehört.

Er war auch in der That nicht gegangen. An der nächsten Thür — die eine einfache Holzthür war

und direkt in die Stube führte — steckte eine Visitenkarte, die den Namen Stanislaw von Wielopolski, stud. med., trug. Hier hatte Doktor Klinghart geklopft und war nach kurzem Warten eingetreten.

Der die Thür geöffnet hatte, war ein schlanker junger Mann mittlerer Größe, von feinem Gesichtsschnitt, dunklen Augen und einem melancholischen Schnurrbart. Er fragte mit sanftem Ausdruck und in etwas hartem Deutsch nach dem Begehr des Fremden.

„Sie verzeihen. Ich bin der neue Privatdozent für Kunstgeschichte, Doktor Klinghart."

„Ah!"

„Ich hatte einen lieben, teuren Freund, der Ihren Namen trug, wir studierten zusammen in Berlin. Bronislaw von Wielopolski hörte Nationalökonomie. Ich habe seit Jahren nichts mehr von ihm vernommen; er ging nach Paris, versprach mir Nachrichten zu geben, aber außer einem kurzen Briefe bald nach seiner Ankunft habe ich nie mehr etwas von ihm erhalten, noch sonst von ihm erfahren. Heut sehe ich hier zufällig Ihre Karte und vermute einen Verwandten. Sollten Sie vielleicht gar ein Bruder des Verschollenen sein? Oder können Sie mir doch etwas von dem verlorenen Freunde mitteilen? Sie verzeihen, mein Herr!"

Die Herren hatten sich inzwischen gesetzt. Der Pole sann nach. „Ich habe gar keine näheren Verwandten, wenigstens keine männlichen. Es gibt aber viele Wielopolski. Bronislaw sagen Sie?"

„Bronislaw Maria. Es war ein so ausgezeichneter Mensch, ein so glühender Patriot, wir haben so oft geschwärmt von seinem beklagenswerten Vaterlande, haben Pläne entworfen, konspiriert! Aber mein Freund war unvorsichtig, es quält mich der Gedanke, daß er sich verraten, kompromittiert habe und einem traurigeren Schicksale anheimgefallen sei, als das ist, in der Freiheit von Befreiung zu schwärmen."

„Ich kann Ihnen nichts sagen, mein Herr," antwortete der Pole. „Doch wenn Sie ein wenig warten wollen, ich könnte da einige Papiere durchsehen, die mich vielleicht auf eine Spur brächten."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein."

Der Pole ging an seinen Schreibtisch und zog einige Schubfächer heraus, aus denen er Papiere entnahm, die er durchblätterte.

Klinghart musterte indessen die Stube, die mit ihrem abgetretenen Fußboden, den schadhaften braunen Tapeten und den kleinen Fenstern ärmlich genug aussah. An den Wänden hingen Gruppen- und Einzelbilder von polnischen Studenten, Rapiere, schäbige Konföderatkas mit kleinen gelblichen Reiherbüschen und einige schlechte Stahlstiche, die der Vermieterin gehören mochten. Napoleon und sein Sohn fehlten nicht, und die weiße Hose des Imperators sah von Fliegenschmutz wie gesprenkelt aus.

„Ein schlechtes Bild, aber ein großer Mann,"

sagte Klinghart darauf deutend, als der Pole achselzuckend seine Papiere wieder einschloß. „Sie haben nichts gefunden?"

„Keinen Bronislaw Maria. — Sie meinen Napoleon? Er war ein schlimmer Feind Ihres Vaterlandes."

„Man bewundert die Größe auch an dem überwundenen Feinde, wenn man nicht engherzig ist. Er war ein harter Mann, aber er hat durch ganz Europa die Ideen von 1789 verbreitet."

„Nicht durch ganz Europa!" bemerkte der Pole.

„Das barbarische Land, das er nicht bezwingen konnte," nahm Klinghart wieder das Wort, „ist dadurch der Befruchtung mit diesen Ideen nicht teilhaftig geworden. Vielleicht, daß andernfalls das Königreich Sobieskis in den Kämpfen seiner Unterdrücker um eine konstitutionelle Freiheit die nationale wiedergefunden hätte. Es ist wunderbar, wie die Ideen der Volkssouveränität und des nationalen Staates Hand in Hand gehen."

„Sie interessieren sich für Polen?" fragte Stanislaw von Wielopolski.

„Sicher! Und vor allem: ich halte es nicht für unrettbar verloren."

„Ah!"

„Und zwar, weil es noch eine historische Aufgabe hat."

„Wie meinen Sie das?"

„Was ist der Begriff der Staatsidee? Sind die

Staaten etwas anderes als die in die nationale Farbe gekleideten Sicherheitsbeamten der menschlichen Gesellschaft? Die Konzentration des nationalen Elementes in diesem Sinne vollzieht sich immer mehr."

„Sind die Ideen stärker als die Tyrannei?" fragte der Pole.

„Sie kennen nicht genug Geschichte, wenn Sie so fragen können. Oder — Sie sind nicht offen, Sie haben das Mißtrauen Ihres Volkes. Aber ich bin weit entfernt, es zu tadeln, ich ehre es."

„Sie wollten noch etwas zur Vervollständigung Ihres Gedankens hinzusetzen, Herr Professor?"

„Doktor", korrigierte Klinghart.

„Sie sprachen von einer Aufgabe."

„Die Zerstückelung Ihres Vaterlandes wird historisch unmöglich. Wenn die Polen erst ganz begriffen haben, in welcher Weise sich ein moderner nationaler Staat zu konsolidieren hat, werden sie berufen sein, ihn zu bilden. Sie büßen jetzt die Sünden ihrer Väter, aber sie büßen auch für ihre Enkel. Sie sind die edelste slavische Rasse und die Brücke, das Bindeglied zwischen West-Europa und dem barbarischen Halbasien."

„Sie sehen unsere Lage sehr optimistisch an, aber Sie sind ein Doktrinär," sagte der Pole mit einem schwermütigen Lächeln.

„Mein verehrter junger Freund — verzeihen Sie meine vielleicht etwas täppische Freundschaft,

sie knüpft an einen teuren Namen und an ein mir sympathisches Volk an — Rußland wird für seine Nachbarn im Westen und Südwesten gefährlich, die polnischen Unterthanen Preußens und Österreichs sind unbequem, ein großpolnisches Reich wäre diesen beiden Staaten der beste Schutz und ein dankbarer Bundesgenosse, wenn sie es rekonstruierten — ah — verstehen Sie?“

„Man könnte das allerdings behaupten, doch ich weiß nicht, wie weit man damit recht hätte. Jedenfalls erscheint dieses Projekt nicht so doktrinär wie Ihre Betrachtungen vorhin. — Sie sind Ästhetiker, ich hätte geglaubt, Sie seien Gesichtsphilosoph.“

„Also ich bin Ihnen zu doktrinär! Mag sein. Ihr Herz ist von praktischeren Idealen erfüllt?“

Der Pole lächelte und sagte ausweichend:

„Ich studiere Medizin, ich weiß nichts von Politik.“

Klinghart stand auf. „Leben Sie wohl, ich habe Sie schon zu lange aufgehalten, und entschuldigen Sie meine Freimütigkeit. Ich habe bisweilen in diesem Hause zu thun, da ich Herrn Philipps als Abschreiber beschäftige, ich hoffe, wenn ich Ihnen wieder begegnen sollte, daß Sie mich nicht unfreundlich betrachten.“

Der Pole ergriff die dargebotene Hand: „Ihre Unterhaltung war mir eine so große Ehre, ich — verzeihen Sie — es ist wahr — ich bin etwas mißtrauisch — im Anfang, aber Sie sagten, Sie ehrten dieses Mißtrauen, das war sehr schön. Ich könnte von Ihnen lernen; wollen Sie gestatten, daß ich Sie wieder spreche?“

„Einem Wielopolski steht mein Herz immer offen!“ sagte Klinghart und trennte sich mit einem biedern Händedrucke.

Drittes Kapitel.

Es war im Mai.

Klinghart kam aus dem Kolleg, zu welchem ihm eine recht ansehnliche Zahl von Hörern zu versammeln geglückt war. Er begab sich von der Universität nach dem Bibliotheksgebäude; als er — die gewünschten Bücher unter dem Arm — die Treppe wieder hinabstieg und dabei einen Blick durch das Flurfenster warf, bemerkte er im Hofraume des weitläufigen Gebäudes ein hageres graues Männchen, das mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd wie besessen auf und nieder rannte. Er sah ihm ein Weilchen zu und fragte dann einen vorübergehenden Studenten nach dem Namen des Herrn. Als er erfuhr, daß es Professor Weber sei, ging er eilig weiter, denn er gedachte, sofort die Bekanntschaft eines so interessanten Sonderlings zu machen und sich bei ihm in passender Weise einzuführen. Der Professor schien ihn und seinen Gruß nicht zu bemerken oder sich nicht stören lassen zu wollen. Klinghart geriet einen Augenblick in Versuchung, seine Aufmerksamkeit durch ein ähnliches Gestikulieren zu erregen, aber er unterließ es in der Vorstellung,

daß er möglichen Zuschauern ein ebenso lächerliches Bild darbieten würde. Er trat daher dicht an ihn heran und sagte mit gedämpfter Stimme und nur leicht den Hut lüftend:

„Es ist heut schwer, dem Anstürmen des lebendigen Elementes zu widerstehen.“

Weber hielt verdutzt inne und starrte einen Augenblick in das ihm fremde aber tiefernste, bedeutsame Gesicht des ihn Ansprechenden.

„Fühlen Sie denn auch,“ begann er mit einer dünnen hohen Stimme, die einen ängstlich-weinerlichen Klang hatte, „die wunderbare Verdichtung der geistigen Materie? Es ringt und ringt und hat sich mir noch nicht zum Persönlichen losgerungen. Wer sind Sie?“

Klinghart nannte seinen Namen.

„Ach, das ist wahr! Ich habe Ihre Karte gefunden. Ihr Name hat mich die ganze Zeit über verfolgt. Ich glaubte, es sei der Tonfall der Silben, der mich fesselte. Das war's! Sie sind ein Empfindender, Sie haben den Sinn?“

„Ich habe ihn,“ sagte Roderich Klinghart, „und Sie werden den unüberwindlichen Drang begreifen, der den Empfindenden zu dem Verstehenden trieb.“

Weber schob seinen linken Arm unter den rechten des Doktors und die beiden verließen das Bibliotheksgebäude. Draußen auf der engen und dem Verkehr außerordentlich ausgesetzten Kapuzinerstraße wogte ein lebhaftes Durcheinander von Passanten,

und mancher erstaunte Blick blieb an dem ungleichen Paare hängen. Der Professor reichte dem Doktor kaum bis an die Schultern, er fuhr mit den Händen herum, auch wenn er nicht sprach, wie einer, der den Veitstanz hat, und zappelte in seinem schlotterigen aschgrauen Anzuge hin und her. Das Merkwürdigste aber war sein Gesicht. Ein spitzes Näschen stand schief zwischen runden bartlosen Wangen und oben drauf ritt eine große blaßblaue Brille. Die Lippen waren schmal und etwas herabgezogen, das Haar semmelblond. Sein Alter zu bestimmen wäre schwer gewesen, er konnte ebenso gut für 50 als für 30 gelten, es war etwas Welkes und doch Unentwickeltes in den Zügen, das diese Frage ganz unentschieden ließ.

„Haben Sie Zeit, mich nachhause zu begleiten, Verehrtester?“ fragte er kläglich.

„Ich habe immer Zeit für Sie, Herr Professor. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich nur, um in Ihrer Nähe zu sein, mich hier habilitiert habe. Ich hatte die günstigsten Verbindungen und Anerbietungen am Rheine, man hat es mir sehr übel genommen, daß ich sie in den Wind zu schlagen die Kühnheit hatte.“

„Wir werden zusammen arbeiten,“ sagte die kleine Stimme. „Was haben sie eigentlich für ein Fach?“

„Kunstgeschichte, Ästhetik.“

„Das ist mir freilich sehr abliegend. Aber haben Sie, lieber Freund, Aufschlüsse vom Jenseits erhalten, die Sie für Ihr Fach verwertet haben?“

„Aufschlüsse? Ich möchte vielleicht lieber sagen: Andeutungen, Inspirationen.“

„Das ist es,“ seufzte der Spiritist, „direkte Aufschlüsse sind so selten. Aber ich muß sagen, daß die Wissenschaft sowohl, als die Frage nach den vornehmsten Lebensbedingungen die Förderung, die sie durch meine Wenigkeit erfahren, ihre Beantwortung — eben jenen Aufschlüssen verdanken.“

„In der That, ich vermutete das!“

„Na, das heißt, was ich bisher veröffentlicht habe, trägt nun eigentlich den, sozusagen, revolutionären Stempel noch nicht, erst dasjenige, was ich vorbereite. Es ist zum Teil fertig, und nur die Furcht vor dem Eklat, den die Sache machen wird, hat mich da bis jetzt abgehalten — aber das ist unmännlich, nicht wahr, es ist unmännlich?“

„Herr Professor gehören nicht zu den Rabulisten, und die vom Jenseits gesättigte Ruhe ist Ihnen adäquater als das Geschrei der unberufenen Kritik,“ sagte der Adept. „Es giebt Gelehrtenseelen, die der Mimose gleichen“ —

Entzückt drückte Weber den Arm, an dem er zappelte. „Die vom Jenseits gesättigte Ruhe, Gelehrtenseelen, die der Mimose gleichen — o wie Sie das so schön sagen. Ich fasse Vertrauen zu Ihnen, Schönster, Vertrauen, ich möchte Ihnen — mein Museum zeigen und erklären. Wollen Sie?“

„Wenn es Ihnen nur heut nicht zu spät damit

werden wird, Herr Professor, die Mittagstunde ist nicht mehr fern,“ gab der andere zu bedenken.

„O, Sie speisen mit mir! Das heißt mein Küchenzettel,“ kicherte der kleine Revolutionär, „ist besonderer Art, er hängt mit meiner wissenschaftlichen und biologischen Richtung zusammen.“

„Himmel, jetzt ist der Narr auch noch Vegetarianer, der Botaniker, natürlich!“ dachte Klinghart, den es nach den Fleischtöpfen seines Hotels gelüstete, und den ein Schauder vor Sellerie und Schrotbrot überkam.

„Sie sollten ein Anhänger des Vegetarianismus sein?“ fragte er bedeutungsvoll.

Aber der Kleine kicherte noch lebhafter. „Ein Gegner, ein Gegner, mein Lieber! Ich verschmähe es ja eben, mit den Objekten meiner wissenschaftlichen Forschung mich zu mästen. Ganz unter uns gesagt: ich bin ausschließlich Karnivore. Fett wird man nicht dabei,“ setzte er wieder weinerlich hinzu. „Aber die Pflanze, sehen Sie, — o ich verrate Ihnen schon die Fülle meiner Offenbarungen, — die Pflanze hat doch eine Seele. Manche haben es vermutet, aber ich, der Pflanzenphysiolog, habe es gefunden. Sehen Sie, wie umgekehrt der Psycholog jetzt weiß, daß er ohne Physiologie den Stein beackert, so der verständige, der erleuchtete Physiologe, daß die Seele — auch der Pflanze — nicht schlechthin ein Resultat, das Ergebnis der Lebebewegungen, sondern ein Substrat, verstehen Sie, ein Substrat ist.“

„Das ist ja ganz großartig.“

„Nicht wahr, Freundchen? Ich habe den Zusammenhang des äußeren und inneren oder freien und latenten Geistes entdeckt; des äußeren freien, den nur wir Gottbegnadeten, mit dem sechsten Sinne Begabten empfinden, und des latenten, an die Materie gehefteten, den die animale Welt (wozu ich die unwissenschaftliche Menge rechne) besitzt. Aber nicht nur diesem Zusammenhange nachzuspüren ist mir geglückt, auch die Pflanzenseele wissenschaftlich zu bestimmen ist mir beschieden gewesen.“ —

Endlich saß man bei Tische. Es gab zum Entree Kalbsniere mit Sardellen, dann gespickten Hirschlummer mit Ochsenmaulsalat und zuletzt Rinderbrot (eine Erfindung des Karnivoren) mit Fleischkäse. Da der Wirt nicht ohne Verlegenheit einen guten Burgunder dazu auf den Tisch setzte, ließ sich Klinghart das kleine Diner wohl gefallen und hütete sich, den Professor inbetreff des Weines auf die arge Lücke in seinem Prinzip aufmerksam zu machen. Es hätte sich leicht behaupten lassen, daß der Wein nicht nur Seele, sondern sogar Geist enthalte, aber der Gast nahm sich in Acht, Weber mit einer solchen Betrachtung in Verlegenheit und sich selbst in die Lage zu versetzen, bei ferneren Froschschenkeln mit Buttermilchsauce oder frikassierten Katzenschwänzen eines guten Trunkes entbehren zu müssen.

Ein anderer Widerspruch aber lag ebenso nahe, und ihn zu berühren, glaubte Klinghart wagen zu

dürfen, da der Professor ihn sicher bereits durch ein biologisches Prinzip ausgeglichen.

„Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte, hochverehrter Meister," begann er beim Nachtisch, der aus Austern, mit Schafmagensäure beträufelt, bestand, „warum verschmäht Ihr Küchenzettel so konsequent alle vegetabilische Zuthat in Rücksicht auf das seelische Substrat des pflanzlichen Organismus, da doch das animale Leben eben dieses Substrat in noch entwickelterem Grade besitzt?"

„Wenn ich könnte, so würde ich meinen Leichnam mit Steinen sättigen, aber es geht nicht, wie Sie wissen, es geht nicht! Wenn ich mich nun auf das Animale beschränke, so geschieht es, weil wir hier nur potenziertes, individuelles Leben haben, während die Pflanze den unzerrissenen Zusammenhang mit der allgemeinen Geisteswelt, der großen Geistesmaterie hat. Die Pflanze hat den ausgebildetsten sechsten Sinn, freilich mit Verkümmerung der anderen Sinne, sie empfindet, wofür die Masse stumpfsinnig ist, und ist eins mit dem Ganzen."

„Das ist überraschend," bemerkte der Doktor, der dem Burgunder fleißig zusprach, aber ein Schälchen Naschwerk aus kondensiertem Milchzucker mit zerquetschtem Fischrogen dankend ablehnte, „ich weiß noch nicht recht, wie ich mich dazu stellen soll, sehr überraschend. Und wie Sie verstehen, so reiche Abwechslung in Ihr Menü zu bringen. Ihre Köchin —"

„Hat leider gar wenig Hingabe für die Sache und noch weniger Phantasie." Und es klang wieder, als wenn ein Kind weinte. „Nun bin ich aber ein bischen Gourmand und muß doch auch die Eingebungen verwerten, die ich vom Jenseits habe, da bereite ich denn einiges von den Sächelchen selbst. Lachen Sie nicht und verraten Sie mich nicht."

Klinghart drückte seine Verwunderung über die Vielseitigkeit des Professors aus, als dieser plötzlich aufsprang, seine Arme an jenem hinauf auf die Schuldern legte und flüsterte: „Wollen Sie mein Vertrauter, mein Freund sein?"

„Ich will es," war die feierliche Antwort.

„So lassen wir heut die Geister noch aus dem Spiel, die Materie hat sich ohnedies fast verflüchtigt —"

„Nicht so ganz," bemerkte der Doktor bedeutsam.

„Ich fühle fast nichts mehr, bei Gott, nichts. Sollten Sie begabter, empfänglicher sein als ich?"

„Ich habe nur die starke Sensibilität, und ich wage, ihr nur Ihnen gegenüber Ausdruck zu geben, da ein Wunsch, ein Befehl vom Jenseits mich verpflichtet, anderen davon zur Zeit zu schweigen."

Jetzt richtete sich der Professor ganz auf die Zehen und, den Mund freundlich spitzend, züngelte er nach Roderichs Lippen mit einem Bruderkusse. Nach vollbrachter That sagte er: „Kommen Sie in mein Museum!" Damit öffnete er eine Thür und die beiden betraten einen großen, lichten Raum, dessen Wände

ringsum mit hohen Glasschränken bedeckt waren, während ähnliche gleich den Vitrinen in öffentlichen Museen die Mitte des Zimmers besetzten. In all diesen Schränken standen sauber und zierlich auf schwarzpolierten Holzgestellen kleinere und größere Glaskrausen und Büchschen, deren Inhalt der Doktor nicht recht zu bestimmen wußte; hatte er eine Sammlung von Samen und Samenkapseln vor sich oder was sonst? Ein wunderlicher Mißduft erfüllte den Raum.

„Es ist leider noch sehr unvollständig, sehr, sonst würde diese Sammlung Säle erfordern. Aber recht viel Wertvolles habe ich doch, genug jedenfalls, um Studien zu machen und, der Spur der Naturgesetze folgend, sie bestimmen zu können. Sie stehen hier gerade bei den Lurchen, Tieren, die von seiten der Menschen eine unverantwortliche Unterschätzung erfahren; sie sind in der That liebe, seelenvolle Wesen, deren Produkte ich mit besonderer Sorgfalt und Liebe gesammelt habe. Ich habe überhaupt alles selbst gesammelt, oft mit viel Gefahr und Mühe. Da sehen Sie mal den Riesenmolch, den Axolotl und hier die Wabenkröte —“

„Ja aber mein Gott, hochverehrter Herr Professor,“ begann Klinghart, beklommen von dem widerlichen Geruche und in völliger Ratlosigkeit, „meine eigene Wissenschaft hat leider so wenig Berührungspunkte mit der Natur und ihren Erscheinungen —“

„Ah so, Sie wissen nicht,“ unterbrach ihn Weber,

der wie eine hungerige Hyäne zwischen den Kästen auf und ab rannte und dabei mit dem kleinen Näschen gierig herumschnupperte, „das sind ja Seelendüfte, Liebster! Ich bin nicht ausschließlich Botaniker. Wer den Zusammenhang der Erscheinungen entdecken will, muß die ganze Natur beherrschen. Seit ich die Pflanzenseele bestimmt habe, gilt mein rastloses Streben und Forschen dem einen großen Ziele: das Wesen und die Beziehungen der Seele in der ganzen lebendigen Welt zu erkennen. Ich habe Ihnen vorhin schon über die Unterschiede zwischen latenter und freier Geistesmaterie gesprochen. Der Spiritismus bestätigt den Zusammenhang zwischen den terrestrischen Erscheinungen und dem in höheren Regionen sich darstellenden allgemeinen Geistesleben, in letzter Linie mit der Weltseele. Der Zusammenhang dieser mit der Pflanzenseele ist ein innigerer als mit der animalen. Um nun aber auch dem potenzierten, individualisierten Geist — ich gebrauche Seele und Geist in ganz kongruenter Bedeutung — also um dem potenzierten, individualisierten Geist, wie er an das Fleisch und seine vergänglichen Spuren geknüpft ist, besser nachspüren zu können, habe ich diese Sammlung angelegt. Sie werden erstaunen, wenn Sie erfahren, wie außerordentlich dieselbe mich bereits gefördert, welche Entdeckungen ich auf diesem Wege schon gemacht habe."

„Sie sehen mich auf das höchste erstaunt, Herr Professor —"

„Hier dieses Alles ist die Tierseele, dort die Menschenseele, so sehen Sie sich doch um, Sie müssen doch merken, um was es sich handelt. Treten Sie näher: hier dies ist ein Nubiermädchen, dort ein holländischer Apothekergehilfe, hier ein französischer Marquis, das — bin ich selbst — als Vertreter der deutschen Gelehrsamkeit — sehen Sie mal, hier sind die Kinder!“ sagte er zärtlich, denn er war ein Kinderfreund.

„Dies ist also eine Sammlung von —“

„Koprolithen, freilich, mein Lieber!“

„Die Wissenschaft darf nicht wählerisch sein in ihrem Material! das ist wahr! Doch nun meinen Dank, meinen bewunderndsten Dank!“

„Ich besuche Sie bald, liebster Doktor, recht bald. Wir wollen Freunde sein!“ antwortete Weber.

Klinghart machte, daß er die Treppe hinunter kam. Es war ihm, als müsse er an der Haltbarkeit des ganzen Mittagessens zweifeln.

Viertes Kapitel.

Die Sommersonne hatte inzwischen über Gerechte und Ungerechte, über Gelehrte und Ungelehrte geschienen, ohne daß etwas Merkwürdiges in Burg geschehen wäre. Die Universitätsferien, die den großen akademischen Körper auseinandergerissen und seine Glieder nach allen Weltgegenden hin vertrieben hatten, näherten sich ihrem Ende, der Okto-

3*

der rief die Verstreuten wieder zurück. Die Theater wurden eröffnet, die Biergärten geschlossen. Burg rüstete sich zur Winterkampagne. —

In einem elegant eingerichteten Salon des Hotel Behrisch saß eine Dame nachlässig in einen der Fauteuils gelehnt und putzte ihre rosigen Fingernägel. Sie trug einen weißen Morgenanzug aus eitel Stickereien und Falbeln und sah anscheinend gedankenlos auf ihre Kammerfrau, die damit beschäftigt war, einige Toilettengegenstände zusammenzutragen.

„Handschuhe: schwarz, Armband: einfachen Goldreif, schwarzen Fächer, den neuen Pariser Modellhut.“

„Es ist alles bereit, gnäd'ge Frau“, sagte die Dienerin, die in ihrem gesucht einfachen Anzug und dem verhaltenen Ausdruck im Gesicht beinahe wie eine Diakonissin aussah.

Die Dame stand auf. Sie war über Mittelgröße, breitschulterig und voll. Sie ließ die luftige Hülle in die Hände der Dienerin gleiten, um die prachtvollen weißen Glieder in ein schwarzes Gewand zu zwängen, das zwar von Atlas und Perlen krachte, aber von Naïde — einer Bulgarin von Abstammung — als Wollenkleid bezeichnet wurde.

„Großer Gott, wie eine englische Pensionsgeberin! was würde Seine königliche Hoheit sagen, wenn er Sie so sähe, gnädige Frau Baronin“, bemerkte die Kammerfrau, in deren Betragen ein eigentümliches Gemisch von Demut und Dreistigkeit war.

„Seh' ich denn schlecht aus, Naïde?"

„Ach! die gnädige Frau! aber es ist so ungewohnt, so sehr solide."

„In Philisterlanden braucht man Philisterröckchen. Sieh nach, ob die Droschke unten steht! Ja? nun gut. Trage die Schatulle hinunter."

Naïde ergriff ein Kästchen, das in einem Lederüberzug stak. Obgleich es nicht klein war, stand seine Größe doch in keinem Verhältnis zu der kolossalen Schwere. Sie hatte offenbar Mühe, es hinunter zu tragen.

Die Dame fuhr zunächst nach der königlichen Bank, um dieses Kästchen dort zu deponieren, und die Bezeichnung, welche sie den Beamten von dem Inhalte desselben machte, sowie die Okularinspektion, welcher es von diesen unterzogen wurde, war eine so verblüffende, daß diese Herren sich kaum davon erholen konnten.

Es war eben märchenhaft.

Von der Bank aus fuhr die Dame nach dem Georgiplatz, wo sie in einer Wohnung des dritten Stockes den berühmten Professor der Philologie Otfried Weihrauch aufsuchte. Der Herr Professor, der zum Glück seit einigen Tagen aus dem nahegelegenen Seebade zurückgekehrt war, brütete eben über den Scholien zu Aristophanes; er nahm die Karte, die ihm hereingebracht wurde, ärgerlich in die Hand und las kopfschüttelnd: Baronin Florescu, Therese geb. von Bühl. „Mein Gott, was soll das nun heißen? Führen Sie

die Dame in den Salon!“ Der Herr Professor vertauschte sein Stubenröckchen, das gleichzeitig die Stelle eines Tintenwischers versah, mit einem etwas reputierlicheren Gewande und begab sich in das anstoßende Zimmer. Hier blieb er einen Augenblick stehen und starrte die Fremde an. Ja was war denn das? wo hatte er diese pompöse Figur, dieses klassische Antlitz denn schon gesehen?

„Meine gnädige Frau, ich weiß nicht, ob ich bereits die Ehre hatte?“

„O nein, es ist eine ganz Fremde, die Sie zu stören wagt.“

Der große Philologe geriet in einige Verwirrung und bat die Dame Platz zu nehmen.

Sie hielt ihm darauf einen kurzen Vortrag mit der wohllautendsten Stimme von der Welt und im reinsten Deutsch, das aber einen gewissen exotischen Klang verriet. Sie sprach von einem neunjährigen Neffen, den sie habe und der einen deutschen Erzieher erhalten solle. Sie bemerkte, daß es ihr unmöglich sei, durch ein Vermittlungsbüreau eine so wichtige Persönlichkeit zu beziehen, und daß sie daher sich an einen der Koryphäen der Wissenschaft zu wenden erlaube, den sie bäte, ihr unter seinen Schülern einen jungen Mann von eben den Eigenschaften zu empfehlen, die zur gewissenhaften Erziehung und Ausbildung eines zukünftigen rumänischen Magnaten wünschenswert erschienen. Professor Weihrauch antwortete seiner schönen Besucherin,

daß es keine Schwierigkeiten machen würde, einen Gouverneur für den jungen Edelmann zu finden, da bei der Überfüllung, die jetzt im philologischen Fache herrsche, tüchtige junge Männer geneigt sein würden, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, die so große Vorteile böte — in der That hatte Frau von Florescu ein bedeutendes Jahresgehalt ausgesetzt — und daß er sich erlauben würde, der gnädigen Frau einen jungen Mann zuzuschicken, mit dem sie dann das Nähere verabreden könne. Er bat deshalb um ihre Adresse.

Die Dame sagte, daß sie vor der Hand in Hotel Behrisch logiere, sich aber nach einer Wohnung umsehe, da sie den Versuch wagen wolle, sich in Burg heimisch zu machen. Sie habe keinen einzigen Bekannten hier und verhehle sich nicht im mindesten die Schwierigkeit, die es für eine alleinstehende Frau haben würde, Bekanntschaften anzuknüpfen und sich einen Kreis zu bilden.

Der Herr Professor erlaubte sich die Frage, warum die gnädige Frau eine ihr bisher völlig fremde Stadt, die, wenn immerhin durch schöne Lage und reges geistiges Leben ausgezeichnet, doch der Metropole erheblich nachstünde, zu ihrem Aufenthaltsorte wähle, eine Stadt, in der Konzerte und Theater doch nicht auf der Höhe stünden, um ihr die Genüsse bieten zu können, die sie sich von Berlin oder Wien versprechen dürfte.

Frau von Florescu erzählte, daß sie — Nord-

deutsche von Geburt — durch ihre Verheiratung mit einem rumänischen Offizier ihrem Vaterlande für eine Zeitlang entfremdet, nach dem Tode ihres Gatten von der lebhaftesten Sehnsucht erfaßt worden sei, nach Deutschland zurückzukehren. Speziell habe die Hauptstadt der heimatlichen Provinz, in der ihr Vater Grundbesitzer gewesen, die größte Anziehungskraft für sie, und sie hege die Hoffnung, in Burg einige Namen aufzufinden, die an ihre früheren Verhältnisse anknüpften, und deren Träger vielleicht geneigt sein dürften, ihr ihre Salons offen zu halten."

Diese Wendung fand der Professor für eine so reiche und vornehme Dame außerordentlich bescheiden.

„Es ist sehr schlimm für eine alleinstehende Frau, in einer fremden Stadt festen Fuß zu fassen, aber ich bin nun einmal darauf angewiesen und muß versuchen, inwieweit vertrauenerweckend man mich findet, um einen Versuch mit mir zu machen."

Sie sah dabei in den Schoß, seufzte ein wenig und spielte etwas schwermütig mit ihrem Fächer.

Der Professor fühlte ein inniges Mitleid mit dieser reizenden Frau, die so jung allein stand.

„Ach die Herren haben es soviel besser! wenn sie nicht durch ein bestimmtes Amt in den kollegialischen Kreis Gleichgestellter eingeführt werden, so ist es für sie doch immerhin leicht, Bekanntschaften zu machen, und der ungezwungenere Ton unter ihnen ist der natürlichste Vermittler geziemender Verbindungen."

Damit erhob sie sich und hielt dem Professor die kleine Hand hin, indem sie sich mit all den verbindlichen Redewendungen empfahl, die das Lexikon des guten Tons in diesem Falle vorschreibt. —

Als Professor Weihrauch seiner Gattin, Frau Euphrosyne geb. Ulrici, und seiner Tochter Corinna bei Tisch von dem Besuche der Baronin erzählte, gerieten die Damen in eine gewisse neugierige Erregtheit. Fräulein Corinna, eine etwas mager gewordene aussehende junge Dame um die Neunundzwanzig herum schwärmte für klassische Formvollendung; als Tochter eines Philologen kannte sie die Galerien antiker Schönheiten sehr genau, und sie hatte eine ebenso vollständige Sammlung von alten Aphroditebildern als von Raphaelschen und Murilloschen Madonnen, die sie nicht minder verehrte; alles in echten Zehnpfennig-Photographieen. Sie bedauerte daher außerordentlich, die Baronin nicht gesehen zu haben, von der der Vater behauptete, daß sie irgend einem Venusbilde ähnlich sein müsse. Er war übrigens Grammatiker und überließ die Archäologie seiner Tochter und seinem Unter-Kollegen Lustig.

Die Frau Professorin war im Grunde von der Frau Baronin ebenso elektrisiert, wenn auch aus anderen Rücksichten. Es war seit einiger Zeit in akademischen Kreisen ein sehr vornehmer Ton eingeführt. Die Professorsfrauen waren im Laufe der letzten Jahre sämtlich zu gnädigen Frauen avanciert. Es gab jetzt vornehme und reiche junge

Universitätslehrer, die adelige Gemahlinnen besaßen und selber die Gardeleutnantsallüren in akademischen Gesellschaften einzuführen für passend erachteten. Das hatte sich eben so gemacht! Nun produzierten die adlig geborenen Frauen nicht selten ihre Mütter, Rassedamen, die hin und wieder zur Wochenpflege in Erscheinung traten, Schwestern oder Kousins, und es entwickelte sich ein stillschweigender Wetteifer im Aufgebot adeliger Namen in den Abendgesellschaften. Frau Euphrosyne Weihrauch geb. Ulrici war die Tochter eines hochberühmten, aber schlichten, demokratisch denkenden Gelehrten, dessen Tod vor einer Reihe von Jahren alle Zeitschriften mit pomphaften Nekrologen überflutet. Sie war sich vollständig der Bedeutung dieser Abstammung bewußt und teilte durchaus die akademische Auffassung von der schlechthinigen Anundfürsichheit der gelehrten Kreise, in denen ein gewisses Hegelsches Buddha-Bewußtsein lebendig zu sein pflegt — sie hütete sich daher sehr wohl, das Interesse durchblicken zu lassen, das sie an der Frau „Baronin“ nahm, und wußte es sehr geschickt hinter der Teilnahme an der „Einsamen“ zu verstecken.

„Die arme junge Frau“, sagte sie, nachdem Corinna ihre Bemerkungen abgeschlossen. „Ich glaube, es ist Menschenpflicht, daß wir uns ihrer etwas annehmen. Die Bühls sind ja zweifelsohne, also eine Gefahr liegt da nicht vor. Wir wollen ihr etwas die Hand bieten. Es ist nichts so bedauerlich als eine

liebenswürdige Frau, die, auf sich selber angewiesen, den Eingang in geschlossene Kreise suchen soll. Ich bin der Ansicht, lieber Mann, daß Du sie persönlich aufsuchst, um ihr Antwort zu bringen, und ihr bei dieser Gelegenheit sagst, daß wir ihr unser Haus gern offen halten. Ich würde mich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen, darfst Du ihr versichern."

„Du bist ein braves, edles Weib," sagte Weihrauch und hielt ihr gerührt seine Hand hin.

„Wir Ulricis haben immer ein offenes Herz gehabt für die Verlassenheit," antwortete Frau Euphrosyne mild und legte ihre Rechte in die des Gatten. —

Die arme Verlassene fuhr indessen in einem Gefährt erster Gattung langsam durch die vornehmsten Viertel der Stadt, ließ den Kutscher überall da halten, wo an einem vorzüglich eleganten Hause ein Wohnungszettel aushing, betrachtete nach einander sechs Quartiere und mietete schließlich eines von fünf Zimmern in der Bel-Etage der Fürstenstraße 1 für den Preis von zweitausend vierhundert Mark, nach welcher anstrengenden Thätigkeit sie sich in das Hotel Behrisch zurückbegab, um mit den reizendsten Zähnen der Welt ein opulentes Diner einzunehmen und darauf einen kleinen Mittagschlummer zu halten. Dann fuhr sie, von Naïde begleitet, nach Burghof, einem nahegelegenen Vergnügungspark, um den herrlichen Oktober-Nachmittag zu genießen, und brachte schließlich die Abendstunden in einer Loge des Stadt-

theaters zu, wo sie Gelegenheit hatte, die Meininger im Wallenstein mit allen historischen Details zu bewundern und sämtliche adlige, hochbürgerliche und jüdische Operngucker auf sich zu lenken.

Als sie in der ersten Zwischenpause ihr eigenes Glas zur Hand nahm, das sie nach den Malereien des Vorhangs richtete, bemerkte sie einen hochgewachsenen, blondgelockten jungen Mann, der in der ersten Reihe des Parkets den wolkenumblähten Musen den Rücken zudrehte und mit verschränkten Armen zu ihr hinaufstarrte. Die schöne Frau streifte ihn einen Moment lang, vertiefte sich dann in den Anblick der niedlichen Putten, die mit erheblicher Mühe Larven und Lorbeerzweige auf den Wolkenballen herumschleppten, und nahm dann ihren Fächer zur Hand.

„Es ist ja ganz leidlich, dieses Burg,“ murmelte sie, sich behaglich zurücklehnend. In diesem Augenblicke schwebten die Musen und Genien langsam wieder in die Höhe.

Fünftes Kapitel.

Richard Muge war kürzlich vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor befördert worden. Er verdiente diese Auszeichnung vollständig. Als Sohn eines reichen Papierfabrikanten hatten ihm die Mittel zur Verfügung gestanden, mehrfache Reisen nach Italien zu unternehmen, welches ge-

segnete Land sich außer durch Goldorangen und unzählige Heiligenbilder auch durch den Besitz einer bedeutenden Menge alter Codices auszeichnet. Hier hatte Muge Jahr für Jahr lateinische, provençalische und altitalienische Verse aus dem 12., 13. und späteren Jahrhunderten abgeschrieben, um den wohlerschwitzten Schatz dann im Vaterlande mit Noten und Einleitungen zu versehen und den so der Wissenschaft unentbehrlich gewordenen abdrucken zu lassen. Herr Muge hatte sich außerdem persönlich beliebt zu machen verstanden. Zwar gab es Leute, die ihn einen unausstehlichen Menschen nannten, ihn als schlecht erzogen, anmaßend und geldstolz bezeichneten, aber das waren vermutlich nur solche, die sein akademisches Verhältnis nicht berührten; an maßgebender Stelle hatte er immer für bescheiden, erkenntlich und durch die feinsten Manieren ausgezeichnet gegolten. Diese liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihm denn auch die Hand einer Ordinarientochter, der jüngeren Schwester Corinna Weihrauchs, eingetragen, einer jungen Dame, die sich trotz der Schlichtheit der häuslichen Verhältnisse, wie man sie bei älteren Professoren noch manchmal findet, mit der den Frauen eigenen Versatilität sehr glücklich darein gefunden hatte, ein großes Haus zu machen. Die Mugenschen „Abfütterungen“ waren als glänzende bekannt.

Auch zur Feier seiner Ernennung veranstaltete der liebenswürdige Romanist eine größere Abend-

gesellschaft. Der Herr Papa Papierfabrikant, der besonders in Tapeten Erhebliches leistete, hatte die Wohnung des Herrn Sohnes mit den stilvollsten Renaissancemustern auskleben lassen, das Eßzimmer wurde durch die unerläßlich gewordenen Borde mit Schüsseln und Näpfen ausgestattet, der Salon erhielt einen neuen Kronleuchter, und die Frau Professor gab für den Abend das sogenannte Mojolika-Service heraus, das ebenfalls zur Standeserhöhung angeschafft worden war.

Gegen neun Uhr versammelten sich die Koryphäen und Nichtkoryphäen der philosophischen Fakultät in Burg mit ihren Gemahlinnen.

Die Damen reihten sich um den Sophatisch und kritisierten stillschweigend ihre Sammet- und Atlastoiletten, während sie sich gegenseitig des Wohlbefindens der akademischen Nachkommenschaft mit rührender Teilnahme versicherten und vorzüglich an der Ammenfrage ein hervorragendes Interesse an den Tag legten.

Muge, ein hübscher, rotbackiger Herr, der wohlfrisiert und kostümiert etwa wie ein Adonis von den farbigen Kupfern für Herrenschneider aussah, machte den angenehmsten Wirt. Hatte er es auch nicht mehr nötig, den ganz Ergebenen zu spielen, so war er als Gastgeber doch von kollegialischer Aufmerksamkeit, er ging von einem zum andern und horchte alle Universitätsneuigkeiten zusammen, welche Beschäftigung mit außerordentlicher Grandezza erledigt wurde.

Zu den vornehmsten und achtunggebietendsten unter den anwesenden Gelehrten gehörten zwei Herren, die sich in einer Fensternische zusammengefunden hatten: der Historiker Geheimrat Überschär und der Germanist Rübschäler. Aber sie besprachen kein gelehrtes Thema; es war die Poesie, die echte, reine, historische, die Professorenpoesie, die sie vereinigte. Der Herr Geheimrat, der an der Universität die Geschichte der Assyrer vortrug — im Falle nämlich, daß er Zuhörer hatte — war stark in der Abfassung historischer Dramen, kleiner dialogisierter assyrischer Idyllen, die er bei seinen Abendgesellschaften aufführen ließ, wie z. B. das Liebeswerben Salmanassars um die schöne Asurbelnisisie oder der tragisch zugespitzte Einakter: das Ende des Dichters Maruduk-beliddin, der mit seinen eigenen Freiheitsgesängen gesteinigt wurde, die er unvorsichtigerweise in Keilschrift auf Ziegelstein veröffentlicht hatte, zu welcher Rolle sich nach schweren Bedenken ein verarmter, vor dem Examen stehender Student bereit gefunden hatte. Rübschäler dagegen, der sonst ein großes Werk über die deutsche Syntax herausgegeben hatte, verfertigte Völkerwanderungsromane, mit denen er seinem berühmten Vorbilde Felix Dahn erheblich Konkurrenz machte. Es kann gar nicht genug beklagt werden, daß das Geräusch, welches das Klappern der Theetassen, das Plaudern und Lachen verursachte, einen, der sich für das Wesen der Poesie interessiert hätte, verhinderte, den orakelhaften Aussprüchen

Rübschälers über die erhabene Kunstleistung des archäologischen akademischen Kostüm-Romans zu lauschen und sie der Welt später mitzuteilen. Daher kommt es denn, daß jeder noch so strebsame Adept die Regeln dieser Kunst aus den betreffenden Werken herausdestillieren muß, was die Übung und fernere Verbreitung derselben natürlich nicht eben erleichtert. Und es steht doch außer Frage, daß wir archäologische Romane noch lange nicht genug besitzen; sie sollten als deutsche Spezialität noch eifriger gepflegt werden, es ist zweifellos immer noch ein kleiner Wegrest, bis diese Kunstgattung den Gipfel des Parnasses, wie wir ihn in Lohensteins Arminius und Thusnelda so leuchtend liegen sehen, erreicht hat. —

„Na Sie sehen ja aus wie'n Hühnchen, dem noch die Eierschalen anhängen," sagte Lustig, der Extraordinarius für klassische Philologie, speziell für Archäologie, zu dem Mathematiker Pietsch, der kürzlich aus dem Heiligsten in das Allerheiligste der Wissenschaft getreten, d. h. ziemlich zugleich mit Muge Ordinarius geworden war. Es ist wahr, Pietsch, ein junger Herr, der noch vor drei Jahren Student gewesen aber sozusagen geborener Professor war, da er nicht weniger als vier Universitätslehrer und einen hohen Verwaltungsbeamten unter seinen nahen Verwandten zählte, starrte so blöde und verwundert in die Welt und trug seine Würde noch so linkisch zur Schau, daß er den Spott seines Unterkollegen herausforderte; aber der Blick, den er dem Spötter zuwarf,

ließ ahnen, daß der halbflügge Vogel vielleicht kein harmloses Hühnchen sei. Lustig biß sich auf die Lippen. Wie oft hatte er seinen Freimut schon bereut, er sagte sich selbst, daß er weit besser zum Gymnasiallehrer gepaßt — welche Klasse von Herren zwar Vorgesetzte haben, aber zu ihrem Avancement keine Gönner brauchen — aber nun war er einmal in der verwünschten akademischen Karriere drin, und wenn er dahinging und mit den Ordinarien schlechte Witze machte, so konnte er noch lange die Strafpredigten seiner Gattin über sich ergehen lassen, die es nachgerade satt hatte, in zweiter Linie zu stehen, und die vollständig das Silberzeug und die seidnen Kleider besaß, um eine Ordinarienfrau abzugeben.

Von einem Kreise jüngerer Universitätslehrer umringt, als ebenso vielen Anbetern seiner Hoheit, ragte als eine der Hauptzierden der Salons des Fabrikantensohnes der große Philosoph Bickert hervor, der besonders berühmt war durch sein Werk über die Ethik, betitelt: „Der Wille zum Guten“, in welchem er nachgewiesen, daß der Altruismus einen weit größeren Faktor der menschlichen Kultur abgegeben habe als der Egoismus. Dieser bedeutende Mann, ein magerer Herr mit langwallendem Haar, der fast das Aussehen eines Jesuitenpaters hatte, vertrat nichtsdestoweniger die protestantische Philosophie. Für die Weltweisheit war in Burg überhaupt ausgezeichnet gesorgt, nicht weniger als fünf Professoren hielten die Schleppe dieser Königin

der Wissenschaften. Da war außer Bickert noch Professor Proskauer, ein wohlgenährter, schwärzlicher kleiner Jude, und der Aristoteliker Muftig, ein frommer Katholik, der ursprünglich von Bickerts Antipoden Neuffert nach Burg gebracht, sich ganz an den großen Altruisten angeschlossen, seit er die etwas isolierte Stellung Neufferts erkannt. Die Anwesenheit Bickerts schloß die seines Antipoden natürlich aus, der zudem auch von Muge nicht eben geliebt wurde. Professor Neuffert, der Verfasser einer berühmten Geschichte des Materialismus, war ein Mann, der neben durchdringendem Scharfsinn und rücksichtslosem Wahrheitsgefühl eine große Schlichtheit des Wesens besaß und außerdem wegen der Ironie, mit welcher er einer Anzahl von Vorurteilen und Prätensionen zu begegnen pflegte, von manchen als höchst unbequem empfunden wurde, während man über die Konflikte, in die seine wissenschaftlichen und politischen Ansichten ihn verwickelt hatten, gern die Achsel zuckte. Dieser Mann, der übrigens durch die männliche Art, mit der er solche Konflikte zu erledigen pflegte, sich zum Abgott der akademischen Jugend gemacht hatte, die er durch glänzende Vorträge und warme persönliche Teilnahme festzuhalten wußte, wurde von Bickert auf das nachdrücklichste gehaßt, seit er den „Willen zum Guten“ einer vernichtenden Kritik unterzogen und Bickerts Verhältnis zur Philosophie mit dem eines Sophisten zu Sokratischer Weisheit verglichen. —

Der fünfte der Philosophen war der Herbartianer Mehrholz, ein älterer Extraordinarius, der niemanden einlud und deshalb auch nie geladen wurde. —

Geheimrat Bickert war aber nicht nur ein großer Gelehrter und berühmter Weltweiser, er war auch ein zärtlicher Vater. „Auf ein Wort, verehrter Herr Kollege", wandte er sich, seinen Kreis verlassend, leise an Weihrauch. „Haben Sie schon gehört, daß die Fakultät in Straßburg damit umgeht, unsern Behrends, den Privatdozenten, zu berufen? an Stelle von Strauß, wissen Sie."

„Oh, ob ich davon weiß! Strauß hat selbst an mich geschrieben, um sich nach Behrends zu erkundigen."

„Was denken Sie zu antworten?"

„Ich will ihn empfehlen. Er ist hier etwas deplaziert, man könnte ihn auf diese Weise wegloben."

„Warum deplaziert?" fragte Bickert.

„Weil der Minister nicht mehr als sechshundert Thaler für ein neues Extraordinariat auswerfen würde. Das ist für Behrends ja doch nichts. Er hat Frau und eine Menge Kinder. Wir können uns unmöglich so ein akademisches Proletariat hier großziehen."

Bickert zuckte die Achseln. „Der Mann kann ja Gymnasiallehrer werden. Er schulmeistert ohnehin überall herum. Ich würde Sie bitten, verehrter Herr Kollege, Behrends nicht zu empfehlen. Wenn Sie die Aufmerksamkeit der Fakultät lieber auf

Doktor Linhart in Leipzig leiteten. Er ist ein Schüler meines Sohnes und hat kürzlich den Doktor bei ihm gemacht."

„Es sind mir noch keine Publikationen dieses Herrn vor Gesicht gekommen", bemerkte Weihrauch.

„Er trägt sich aber mit bedeutenden Plänen", sagte der Mann mit dem „Willen zum Guten", „ist ein vorzüglich begabter Mensch, der sich ganz an meinen Sohn anschließt, ein Mensch, von dem man thatsächlich das Beste erwarten kann, ja erwarten muß. Mein Sohn ist nun zwei Jahre Extraordinarius in Berlin, er wünscht natürlich etwas Schule zu machen. Ich hoffe, Sie werden es mir nicht ausschlagen, ihn darin zu unterstützen!"

Weihrauch, der kürzlich eine nicht nur glänzende, sondern vielmehr vergötternde Rezension seines letzten Buches von dem jungen Bickert gelesen, sah allerdings ein, daß es die höchste Zeit sei, daß ein so vorzüglicher Geist anfinge „Schule zu machen". Er nickte deshalb bedächtig ein paarmal mit dem Kopfe, während er ein Stück Kuchen schmauste, und zog die Sache in ernstliche Erwägung.

„Was sind wohl Doorens Absichten mit Behrends?" fragte der Altruist.

„Ei, er wäre ihn wohl gern hier los geworden, weil er für Klinghart sehr eingenommen ist, indes hat er mir ganz freie Hand gelassen. Nun, verehrter Herr Kollege, Sie sind mir bei Beförderung meines Schwiegersohnes so nützlich gewesen — es versteht sich von selbst —

eine Hand wäscht die andere. Für Behrends wird sich schließlich auch noch etwas finden. Ich werde ihn auffordern, um eine Remuneration beim Minister einzukommen, und das Gesuch unterstützen. Der Mann hat ja einige sehr gute Sachen geschrieben, und die Studenten lernen viel bei ihm."

Damit trank er seinen Thee aus, denn die Hausfrau bat jetzt die Gäste zu Tisch.

Das Menü war vorzüglich und der Wein wenigstens trinkbar, ausgezeichnet aber war die Unterhaltung. Zuerst war es der Stil des neuen Tafelgeschirrs, der die Gäste beschäftigte, allerdings erfolglos. Da keiner der Herren Ästhetiker war — die vorhandenen Philosophen lasen, wie oben bemerkt, andere Fächer, und für die Philologen kam Modernes nicht in Betracht — so ließ sich die Stilart dieses Musters, das in blutrotem Rande abwechselnd Sumpfvögel mit ausgereckten Hälsen und zerbrochene Schießscheiben zeigte, absolut nicht feststellen. Man disputierte, man eruierte, man zitierte und mußte sich doch schließlich begnügen, es als „apart" zu bezeichnen und die Frage von der Tagesordnung abzusetzen.

„Das heißt, eigentlich müßten Sie doch hier entscheiden können, gnädiges Fräulein," sagte der große van Dooren, der berühmte Lehrer für alte Geschichte, zu Fräulein Corinna Weihrauch.

„Ach, Herr Professor," sagte die Dame geschmeichelt ablehnend, „ich beschäftige mich nur mit Madonnen und Venussen."

„Fräulein Corinna weiß sehr gut, daß die Einseitigkeit die Mutter der Erkenntnis ist. Nur der Einseitige kann Gründliches und Tüchtiges leisten," bemerkte Pietsch mit den Eierschalen, der allerdings schwer ein Kaninchen von einer Ente und absolut nicht einen Ahorn von einem Haselstrauch unterscheiden konnte. „Da nehmen Sie mal Behrends, der zersplittert seine Kräfte in allerlei! Historie und Kunsthistorie, das ist zuviel."

„Sie waren neulich dort eingeladen", bemerkte seine Tischnachbarin, die Tochter van Doorens, die den schönen Vornamen Elpis trug und ihre Hoffnungsfreudigkeit eine Zeitlang auf Professor Pietsch gesetzt hatte. Sie sagte es mit ihrem weiblichsten Lächeln, denn sie war echt weiblich und noch dazu aus Prinzip. „Sie waren neulich dort eingeladen, Herr Professor, was hat er denn für Leute zum Umgang? man kennt ihn in akademischen Kreisen kaum".

Professor Pietsch zuckte die Achseln. „Mein Gott ja, er hat sozusagen gar keinen Umgang; ich traf einen Arzt dort und einen Gymnasiallehrer mit ihren Frauen und dergleichen. Ich begreife den Menschen nicht. Nicht eine einzige Persönlichkeit, die ihm nützen könnte", sagte er mit naivem Cynismus.

„Er ist auch nicht mehr der jüngste Privatdozent", setzte Rübschäler etwas verächtlich hinzu.

„Eigentlich kommt Klinghart Behrends recht ins Gehege. Sie lesen doch ganz dieselben Fächer."

„Allerdings ja. Nun Behrends ist wohl überhaupt nicht recht am Platze. Die akademische Thätigkeit erfordert eine volle Kraft, und der Mann geht im Schulmeister unter.“

„Eigentlich ein Wahnsinn, ohne Mittel, ohne Empfehlungen, ohne das Geschick, sich an eine bestimmte Schule oder an hervorragende Persönlichkeiten anzuschließen, sich zu habilitieren. Schließlich glaubt er durch eine Reihe von Vorlesungen uns die Verpflichtung auferlegt zu haben, ihn zu befördern“, sagte der Assyrer.

„Ja es gilt hier in der That, zurückhaltend zu sein. Der akademischen Karriere muß durchaus die Beweglichkeit und Freiheit bewahrt bleiben, die unsere deutschen Hochschulen zu ihrer Höhe gebracht haben“, fügte Muge hinzu.

„Apropos, wie macht sich denn Klinghart?“ fragte Proskauer Professor van Dooren.

„Na recht gut, sehr gut! Er ist ein ebenso tüchtiger Philologe als Ästhetiker. Ich freue mich über den Mann. Ich habe neulich seiner Vorlesung beigewohnt — Klinghart hätte uns auch Ihr Service klassifizieren können, gnädige Frau — er spricht sehr gut und hat eine so feinsinnige Art in der Gruppierung des Materials.“

„Und Doktor Klinghart ist gar nicht einseitig, Herr Professor“, sagte Elpis zu dem Mathematiker. „Er ist musikalisch, er deklamiert wundervoll, versteht unglaublich viel Sprachen und gruppiert alles

so feinsinnig. Dabei soll er doch ein sehr tüchtiger Gelehrter sein."

„Meinetwegen", antwortete Pietsch barsch. Seit er sein Ziel erreicht hatte, war er merkwürdig kurz ab gegen die Ewig-Weibliche.

„Haben Sie schon gehört, daß Klinghart eine neue Rekonstruktion der Venus von Milo beabsichtigt?" fragte Mustig, der die Behandlung altchristlicher Denkmäler lieber gesehen hätte.

„Oh — ich verspreche mir etwas davon," antwortete Dooren.

„Das ist höchst interessant!" sagten die Damen. Wo es auf den Kultus der alten Göttinnen ankommt, haben sie alle eine Art von persönlicher Teilnahme.

„Hat er Ihnen etwas verraten?"

„Nichts. Aber ich erwarte das Beste. Ich halte Klinghart wirklich für einen recht bedeutenden Menschen."

„Ist er denn gereist?"

„Oh, er kennt Italien wie Sie selbst, Kollege Muge, er hat lange in Rom gelebt und wie es scheint tüchtig dort gearbeitet."

„Er ist wohl auch ein vermögender Mensch?" fragte der Sohn des Papierfabrikanten mit einem Anflug von Hochachtung.

„Ich weiß das nicht. Er war vier Jahre lang Reisebegleiter des Großfürsten Sergei Iwanowitsch."

„Was Sie sagen! Das habe ich ja gar nicht gewußt. Wo stammt er eigentlich her?"

„Er ist Kurländer."

„Pfui, das ist eine eklige Sorte!" rief Lustig.

„Ich muß Sie doch sehr bitten, Ihre Ausdrücke etwas zu mäßigen, Herr Kollege. Klinghart ist ein sehr tüchtiger Mensch und ein sehr lauterer Charakter und — er kennt Italien. Ich muß denn doch sagen, daß es für mich zur Beurteilung eines Menschen von Belang ist, ob er in Italien gewesen ist oder nicht", enschied van Dooren.

Ja, Italien! corpo di bacco, jetzt kam die Unterhaltung in Fluß!

„Waren Sie denn dort, Kollege Rübschäler?" fragte Weihrauch.

„Ich habe die Stätten, die ich in meinem historischen Romane „Alarich" schildere, alle selbst gesehen. Ich war mehrfach dort", antwortete der Germanist mürrisch.

„Ja so! ich erinnere mich, wie herrlich Sie das beschreiben. Ravenna besonders mit dem Grabmal der Galla Placidia."

„Ah! dieses Grabmal ist sehr interessant!" rief Mustig, der zeigen wollte, daß er auch nicht immer bei Muttern gehockt habe, „eins der wichtigsten Denkmäler altchristlicher Kunst. Sie haben wohl Italien nicht besucht?" wandte er sich an den Mathematiker.

„Ich war in Venedig."

„Pah, das ist gar nichts! 'n hübscher Trümmerhaufe, weiter nichts. Und zuviel Fremdes. Da sehen Sie nichts von echt italienischem Leben!" rief Lustig.

„Es roch auch immer greulich dort nach faulenden Fischen. Ich gehe nicht wieder dahin“, sagte Pietsch grämlich, „ich war eigentlich nur da, weil man jetzt immer wie 'n Lump dasteht, wenn man nicht in Italien war.“

Die Anderen lachten.

„Es war in Rom“, begann Dooren so feierlich, als wolle er eines Ereignisses von größter historischer Wichtigkeit gedenken, „am Grabmal der Cäcilia Metella, wo ich die Bekanntschaft von Freund Meyer in Tübingen machte. Dies hat die ewige Stadt meinem Herzen noch näher gebracht. Ich äußerte etwas über das Grabmal gegen den mir Unbekannten. Darauf sagte er: das kann nur van Dooren aus Burg sein! Am andern Tage trafen wir uns auf der Piazza Montenara. Sie liegt in der Nähe des tarpejischen Felsens, ist sehr schmutzig und sehr interessant für das Studium des Volkslebens.“

„Haben Sie denn von Rom einmal einen Abstecher nach Palestrina gemacht, dem alten Präneste? nicht? schade! dort oben, von der alten Burg aus —“

„Die noch über dem Palazzo Barberini liegt!“

„Hat man einen wundervollen Ausblick —“

„Jawohl! über Latium und Tuscien.“

„Da sehen Sie rechts den Sorakte liegen — vides ut alta stet nive candidum Soracte —“

„Und bei klarem Wetter Rom, wie mit einer Dunstschicht bedeckt.“

„Weiterhin die Albanerberge, da und dort blühende Ortschaften —“

„Weiße Kalksteinfelsen —“

„Zwischen grünen Weinbergen —“

„Es ist herrlich!“

„Herrlich!“

„Man trinkt dort übrigens einen famosen roten Landwein und ißt dazu Obst, namentlich Feigen und Trauben, mit Käse, frutti con formaggio“, setzte Rübschäler hinzu.

„Ach das ist ja gar nichts“, sagte Weihrauch, „das läßt sich ja mit Capri gar nicht vergleichen! Sind Sie mal nach Ana-Capri hinaufgestiegen — fünfhundertsechzig Stufen — und haben dort oben unter blühendem Oleander Ziegenkäse gegessen und den Mädchen beim Weben zugesehen? Das ist noch echt althomerisch!“

„Ja, das ist sozusagen ein Stück Prähistorie“, bemerkte Muge sehr überlegen zu Proskauer, dem einzigen, der sich an der Unterhaltung nicht beteiligte, dem einzigen, der noch nicht „dagewesen“ und sich deshalb einer schnöden Nichtbeachtung ausgesetzt sah, die er in mißtrauischer Verbissenheit seiner Abstammung zuschrieb. „Direkt ein Stück Prähistorie!“ Damit wandte ihm Muge wieder den Rücken, da Muftig eben eine hübsche Geschichte erzählte, wie er mal den Vesuv bestiegen. Fürchterlich anstrengend! schreckliche Hitze! vorher unten italienische Zwiebeln gegessen! Und wie er dann, oben angekommen, sich

über den Rand des Kraters beugt und ihm — wupps! dasselbe passiert, was dieser unmanierliche Berg sonst so gern thut.

— — — — Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe
Staunend emporklimmt,

bemerkt Platen augenscheinlich hierzu.

Es währte etwa noch anderthalb Stunden, bis sich der furor italicus legte und die Herren mit dem Bewußtsein schieden, alle sehr große Männer zu sein und sich ein paar Stunden lang glänzend anrenommiert zu haben.

Sechstes Kapitel.

Wenn man die Ledergasse hinuntergeht, gelangt man an eine platzartige Straßenerweiterung, die der Klosterweg heißt. Die Fluchtlinie der Häuser tritt an einer Seite zurück und läßt dadurch einen kleinen Platz frei, auf dem sich gewöhnlich eine Menge dürftig gekleideter Kinder herumtreiben. Die Gebäude, die ihn fast im Halbkreis umschließen, sind ein ehemaliges Kloster der Augustiner-Chorherren, das jetzt eine Verwendung als Zeughaus gefunden, eine Elementarschule und mehrere riesige schmutzgetünchte Kaufmannsspeicher, die mit ihren kahlen Mauern, ihren zahllosen kleinen Fenstern die Nachbarschaft in trostloser Nüchternheit angähnen. Es ist der Reichtum, der hinter diesen blinden, spinn-

webenüberzogenen Scheiben aufgestapelt liegt, der sich mit prosaischer, brutaler Häßlichkeit über die Nachbarhäuser erhebt, sie um Luft und Licht betrügt und dem kleinen Platz den verzweifelten Charakter eines Gefängnishofes gibt, ein Reichtum ohne Reiz und Anmut, langweilig, unerträglich, entsetzlich in der erdrückenden Einförmigkeit seiner geschäftsmäßigen Öde. Am Bürgersteig entlang zieht sich eine Anpflanzung kleiner Bäumchen, die in dem schlechten Boden, darin sie wurzeln, dem beständigen Zugwinde und Sonnenmangel nur kläglich vegetieren und ein trauriges Bild von Verkommenheit darbieten. Der Boden besteht aus festgestampftem Ziegelschutt, aus welchem, statt eines gleichmäßigen Rasens, hie und da dürftige Grasbüschel hervorsprießen, welche den Eindruck des Ärmlichen und Verwahrlosten der ganzen Anlage noch erhöhen.

Dem alten Kloster, einem äußerst geschmacklosen Bauwerk des 17. Jahrhunderts, gerade gegenüber steht das Haus Klosterweg 8, ein drei Fenster breites, schmutziges Gebäude. Im ersten Stock befindet sich ein kaufmännisches Büreau, im zweiten wohnt einer der fleißigsten und gelehrtesten Männer der Welt, der Doktor Behrends.

Seine Wohnung erfreute sich nicht des modernen Vorzugs eines Entrees. Aus einem langen, finstern Flur führten drei Thüren hinein: die eine in das sogenannte gute Zimmer, die zweite in die Küche, die dritte in die Kinderstube.

Diese letztere war ein gelbgetünchter, mittelgroßer Raum, der ein Fenster nach dem engen, übelriechenden Hofe hatte. An den Wänden standen drei kleine Bettstellen; in der Nähe des Fensters, das augenblicklich, um dem eindringenden Zuge zu wehren, mit einem dunklen Tuche verhängt war, saß an einem viereckigen Tische ein kleiner Bursche, der beim Scheine einer Lampe auf seiner Schiefertafel ein ohrenzerreißendes Gekritzel vornahm. Auf einer alten Stubendecke in der Mitte der Diele hockte ein etwas größeres Mädchen, das einem dicken, widerspenstigen Kinde von ein paar Monaten einen weißen Brei unter tausend aufmunternden Redensarten, welche die Güte des Dargebotenen versicherten, in den Mund praktizierte, ein Unternehmen, das einen Aufwand von Geduld erforderte, da das Kleinste mit einer Herzhaftigkeit und Beharrlichkeit schrie, die ein gutes Zeugnis für seine Lunge ebenso wie für seine Charakterkonsequenz ablegte. Der Lärm in der halbdunklen, heißen Stube erreichte seinen Höhepunkt, als jetzt ein Topf, der auf dem Feuer stand, überzukochen begann und sich eine Flut brodelnder weißer Suppe mit fürchterlichem Qualm, Gezisch und Geruch über die rotglühende Ofenplatte ergoß.

Ellen, die arme bedrängte Älteste, fühlte sich verpflichtet, auch hier mit Rat und That beizuspringen.

„Ach, die Suppe, die Suppe!“ rief sie, „lauf doch

Fritzchen und rufe Mama, schnell! sie ist in der Wohnstube, klopfe und rufe: die Suppe läuft!“

Da aber der kleine Herr sich eben beschäftigte, den Dampf, der die Stube erfüllte, in flottester Künstlermanier auf seiner Tafel wiederzugeben, blieb Ellen nichts übrig, als das Jüngste auf die Decke zu setzen und selbst zu gehen.

Die Mama war über die Störung und den Grund derselben wenig erbaut. Sie befand sich zur Zeit dieses Ereignisses in einem der beiden Vorderzimmer, das sie nur mit einer Kerze erhellt hatte, und war dort damit beschäftigt, einen Monolog der Maria Stuart zu deklamieren. Sie kehrte jedoch mit großer Schnelligkeit aus dem Reiche der Kunst in das der Wirklichkeiten zurück, ergriff mit lautem Wehklagen um die schöne Suppe einen Lappen, zog den Topf vom Feuer, verschloß den Ofen, öffnete Thür und Fenster, so daß die ganze Gesellschaft plötzlich in einem naßkalten Zuge saß, las dann das zappelnde Baby auf, das umgefallen war und sich seiner Hüllen entledigend die nackten Beinchen wohlgemut in die Höhe streckte, setzte es in sein Bettchen und deckte die der anderen Kinder ab. Dazwischen drangen durch den dicken Qualm und das Gejohle der Kleinen zwei Stimmen, eine sonore, die in singendem Tone Verse zitierte, und eine andere etwas schärfer klingende, welche die schnöde Umgebung der unglücklichen Königin von Schottland anredete.

„Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt —“

„Geh, Ellen, und schließe die Fenster wieder, es kommt nichts als Nebel herein.“

„Nicht Größe lockt mich mehr —“

„So, jetzt kannst Du Fritzen ausziehen und zu Bett bringen.“

„Nicht Größe lockt mich mehr, Ihr habts erreicht.
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist —“

„Ja, Suppe gibts nun heute nicht, es ist nur ein bischen im Topfe geblieben. Schnell Fritz, räume den Baukasten ein!“

„Gebrochen ist in langer Kerkerschmach
Der edle Mut — Ihr habt das Äußerste an mir
Gethan, habt mich zerstört in meiner Blüte.“

Unterdem trat eine dummaussehende Magd mit einer nassen Schürze und verwaschenen Händen herein, um einen Stoß Teller auf den ungedeckten Tisch zu stellen, welche sie indes bis auf einen wieder hinausnehmen durfte. Mit einigen patzigen Redensarten über den Gestank und die gelaufene Suppe zog sich die Fee wieder in die Küche und an ihr Waschfaß zurück, indes die Frau Doktor mit Hilfe ihrer Ältesten die kleinen Kinder zu Bett brachte, nicht ohne gegen das Geschrei und die Unarten mit den Worten der Königin:

„O Gott, Gott, gib mir Mäßigung!“

anzukämpfen; darauf erst goß sie sich ihre Mehlsuppe auf, setzte sich damit an den Tisch, brockte ein Stück Brot hinein und fing an zu essen.

Wer sie jetzt aus der Dämmerung, die im Zim=

mer herrschte, sich dem Lichte hätte nähern gesehen, wäre erstaunt gewesen über die schlanke, zierliche Gestalt, die trotz der groben Kleidung günstig hervortrat, das edle, feingeschnittene Profil der jungen Hausmutter, über die schwärmerischen, großen, blauen Augen und das sonnige Gekräusel von rotblondem Haar, das ihr Gesicht umrahmte. Das war die Gestalt einer Bajadere, der Kopf einer Kamee. Sie verzehrte ihr frugales Abendbrot schnell und anscheinend mit gutem Appetite, legte rasch die herumliegenden Kleider in Ordnung und gab jedem Kinde einen Gutenachtkuß. Die Große, die an der Wiege des Baby saß und geduldig sang und schaukelte, bekam einen Auszeichnungsapfel.

„Seid nun artig, Kinder, ich will schnell nach Kinderzwiebäcken gehen. Ellen bleibe hier, Karoline wird manchmal nachsehen kommen.“

Sie zündete ihre Kerze wieder an und ging in das Vorderzimmer, einen sehr bescheiden möblierten, ziemlich engen Raum. Hier prüfte sie zunächst ihre Barschaft, rechnete und zählte und steckte endlich das Geld wieder ein. Das Resultat dieser finanziellen Manipulationen schien indes kein sehr erfreuliches zu sein, denn die Thränen traten ihr darüber in die Augen. Es sage nun aber niemand, daß es nicht eine sehr nützliche Gewohnheit sei, Verse zu zitieren, denn bei den Worten:

„Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingeraten?

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft gethan."

schien sich etwas von Heineschem Leichtsinn und glücklicher Lebensironie ihrer Seele mitzuteilen, sie ergriff einigermaßen getröstet ihren Hut, den sie sorgfältig vor dem Spiegel aufsetzte, und langte eben nach einem weiten Abendmantel, als der Doktor hereintrat.

Behrends war ein großer, hagerer Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit etwas gebückter Haltung und einem scharfgeschnittenen Gelehrtengesicht, das eine Brille auf der großen Nase trug. In der Hand hielt er ein Tablet, auf welchem etwas Brot, Butter und Käse stand und das er auf den Tisch setzte.

„Guten Abend, Kind, willst Du noch ausgehen?" fragte er mit einer tiefen, etwas verschleierten Stimme.

„Ja, ich muß noch eine Kleinigkeit besorgen."

„Schicke doch das Mädchen."

„Die hat die Wäsche."

„Ja so, ich bemerkte das soeben und bringe mein Abendbrot daher selbst herüber."

„Ich glaubte, Du seiest aus," sagte die Doktorin und schob ihm das Licht näher hin. Es war immerhin noch eine sehr ungemütliche Beleuchtung.

„Ich bin vor wenigen Minuten wiedergekommen. Warte doch noch etwas. Der Käse sieht nicht besonders aus."

„Ich habe nur Suppe und trockenes Brot gehabt."

„Ich hoffe, es wird nun bald besser werden," entgegnete er nach einer kleinen Pause.

Frau Amanda Behrends, die sich inzwischen in Hut und Mantel auf einer Stuhlecke niedergelassen hatte, verzog ihre Mundwinkel zu einem spöttischen Lächeln. „Stehst Du wieder einmal am Vorabende großer Ereignisse? Hat Dir der Minister geschrieben oder van Dooren Dir die Hand gedrückt? Mein Guter, ich glaube nicht mehr an Dich und Deine großen Aussichten. — Ich habe übrigens nur noch vier Mark siebenundzwanzig Pfennige."

„Was? das ist ja doch gar nicht möglich!"

„Nicht? soll ich etwa noch schlechter zu Abend essen?"

Behrends seufzte. „Gott ja, es ist sehr schlimm. Denkst Du denn, daß ich es nicht empfinde?"

Die Frau Doktorin lachte bitter. „Ach, ich bitte Dich, Du befindest Dich ja doch sehr wohl."

„Es könnte mir noch wohler sein."

„So? Du glaubst ja wieder einmal an irgend etwas, Beförderung oder Remuneration. Oder hast Du eine neue wissenschaftliche Entdeckung gemacht?"

„Ich bitte Dich, laß nun endlich den gereizten Ton, Du solltest mir das bischen Abendessen nicht damit verderben. — Ja, ich habe da etwas recht Bedeutsames gefunden. Ich habe ja immer behauptet, daß die Renaissance in Mitteldeutschland mehr von italienischer Kunst beeinflußt worden, als selbständig gewonnen ist. Nun habe ich ein altes Kirchenbuch aufgestöbert, das Rechnungen über geleistete Bauthätigkeit aufweist. Da finden sich unter den Baumeistern nicht weniger als drei italienische Namen. Auch veröffentlicht Naumüller ein altes Journal aus Dresden, das aufs deutlichste darthut, daß schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts italienische Künstlernamen sich in Mitteldeutschland finden. Das fügt ein neues Glied in die Kette meiner Untersuchungen. Es ist nur schlimm, daß wir hier an Ort und Stelle in architektonischer Beziehung so vernachlässigt sind."

„Ich finde das besonders in bezug auf unsere Wohnung außerordentlich zutreffend. — War das übrigens alles, worauf sich Deine optimistischen Erwartungen gründeten?"

„Bickert war heute sehr freundlich zu mir; er versicherte mir, daß nun bald etwas für mich geschehen solle. Ich glaube, daß er es redlich meint."

„Hast Du nicht neulich selbst gesagt, daß die Herren da immer am freundlichsten sind, wo sie ein schlechtes Gewissen haben. Sieh nur zu! sie werden

den neuen Privatdozenten poussieren und Dich mit leeren Worten abspeisen."

„Klinghart versicherte mir neulich selbst, daß es nicht seine Absicht sei, meine Wege zu kreuzen. Sei doch gut, Weibel, es geht uns ja jetzt schlecht, aber es werden ja bessere Zeiten kommen, das sollst Du sehen, und vor allem — laß Dich die Misere des Lebens nicht so sehr anfechten, vergiß nicht darüber das Ideale —"

„Das Ideale!" sie lachte. „Spiele doch diesen Trumpf nicht mehr aus. Das Ideale, mein Guter, ist ein Götzenbild, eine Puppe für die reifere Jugend. Das heißt: vielleicht habe ich auch ein Ideal — in Poesie und Kunst, aber das Deine, das imponiert mir nicht mehr. Was ist es andres als Narrheit, als dumme, handwerksmäßige Spielerei, die sich zur Wissenschaft aufbläht, tausend Rücksichten, tausend Opfer verlangt, mit gravitätischem Schritte dahertrottet, anmaßend und lächerlich in den Augen des Vernünftigen —"

„Es gibt eine solche Wissenschaft," sagte Behrends mit stoischer Ruhe. „Aber sie ist von der wahren so verschieden, wie das Götzenbild von Ephesus von der Diana der Athener."

„Ich kenne hauptsächlich die erstere, der jährlich Hekatomben von Menschenopfern gebracht werden — oder ist die Verzerrung des Menschlichen zu einseitiger Gelehrsamkeit keine Opferung wahren Menschentums? — die alle verhungern läßt, die nicht mit

vollem Magen und voller Tasche ihr zu dienen kommen? Meinst Du, daß Deine die andere ist, so laß sie es beweisen! Und nun laß mich mit Deinen Phantasmagorien zufrieden! laß mich fort! ich muß gehen solange die Kinder schlafen. Die Welt ist mir hier zu enge!"

Der Doktor fuhr sich stumm durchs Haar.

„Warte noch einen Moment, ich werde Dich begleiten," sagte er dann.

„Nein, nein, ich bitte Dich, gehe an Deinen Götzendienst, setze Dich über Deine Bücher und laß mich einen Augenblick allein draußen frische Luft atmen und zu vergessen suchen den Wahnsinn und das Elend des Lebens." Damit eilte sie hinaus.

Der Doktor lehnte sich an den ausgekühlten Ofen, er rang mit unsäglicher Bitterkeit. Warum wußte er ihr nichts zu entgegnen? — Nicht, daß sie das alles so hart, so bitter sagte — das war nicht das Schlimmste — daß es wahr, beinahe ganz wahr gewesen. Und selbst wenn sie unrecht gehabt — er wußte längst, daß es nichts nützte, sie widerlegen zu wollen, er hatte es aufgegeben, ihr das Evangelium der Entsagung, das herrliche Leben der Armut zu predigen und sie von dem Werte der theoretischen Wissenschaft zu überzeugen. — Wie war er einst stolz und froh gewesen, eine Frau von soviel Verstandesschärfe und so lebhaftem Geist zu besitzen. Aber die geistreichen Frauen werden leicht unbequem, sie kehren den Spieß gegen Einen selbst.

„Sie ist schön und lebhaft und klug, und sie hätte es besser verdient,“ murmelte er, „aber — ich selbst vielleicht auch!“

Dann ergriff er das Licht, ging durch den Alkoven, der ihm und der Gattin als Schlafzimmer diente, in die Kinderstube, beleuchtete einen Augenblick die rosigen Gesichter seiner Kleinen und begab sich dann zu seinem Götzendienst — seinen Büchern.

Siebentes Kapitel.

Amanda Behrends eilte mit fliegenden Schritten, als verfolgten sie die Gespenster von Not und Kindergeschrei, über den dunklen Platz. Es war neblig und naß, und die Straßenlaternen erhellten die Wege nur notdürftig mit ihrem trüben, verhüllten Lichte. Sie bog in eine schmale Gasse ein und wanderte, von dem schlüpferigen, nassen Boden bald zu langsameren Schritten genötigt, immer weiter dem Mittelpunkte der Stadt zu, wo breite, schöne Straßen sich kreuzten und hellerleuchtete bunte Schaufenster lockten.

Amanda war noch jung, sie war heißblütig, ehrgeizig und lebenslustig, und ihrer Phantasie Zügel anzulegen war sie nicht gewöhnt. Sie träumte gern von plötzlich sich erschließenden Geldquellen, von glänzenden Toiletten, schönen Hauseinrichtungen, Putz und Spielsachen für die Kleinen, einer angesehenen Stellung

und vornehmer Geselligkeit, in der man ihre Schönheit und ihren Geist bewunderte. Solche Vorstellungen hatten etwas Fieberhaftes, das alles ringsum vergessen ließ, sie glichen einem künstlichen Rausche, in dem sie auf Weg und Steg kaum achtete. So immer schneller dahin eilend, bemerkte sie mit einemmale, daß sie sich dem Stadttheater gegenüber befand. Dies weckte schmerzlich-frohe Erinnerungen in ihr. Sie war Schauspielerin gewesen, ehe sie sich mit Behrends verlobte. Er hatte sie zuerst auf der Bühne gesehen und entzückt von ihrer Schönheit und dem Klang ihrer Stimme, wurde er von dem Wunsche erfaßt, sie zu besitzen. In dem Egoismus dieses Begehrens nahm er die mangelnde Gewandtheit der Anfängerin für Talentlosigkeit und verfolgte er sie so lange mit den Versicherungen einer leidenschaftlichen Liebe und der ausgezeichneten wissenschaftlichen Karriere, die er nach seinem eignen Glauben machen mußte, wußte er sie so eindringlich zu überreden, daß ihre Anlagen sie nicht auf das Bühnenleben hinwiesen, das er ihr in den düstersten Farben zu malen verstand, bis er den Sieg davongetragen hatte. Sie trat von der Bühne zurück und heiratete den Doktor. Aber es war ein Pyrrhussieg. Die akademische Laufbahn, die Ehren und das Ansehen, das er erwartete, hatten sie mehr bestochen als seine Person — nun alles das ausgeblieben und die Sorge um das tägliche Brot, die Mühe mit den Kindern ihr dafür geworden, fühlte sie sich grenzenlos un-

glücklich, die Überzeugung, daß sie als Schauspielerin all die entbehrten Güter hätte erlangen können, der Glaube, daß ihr Talent zu Unrecht unterdrückt und mißachtet worden, trugen das ihrige dazu bei, die Zuneigung zu dem Gatten zu untergraben; und die moralische Herrschaft, die er jahrelang über ihr Empfinden durch seine „schulmeisterlich-philisterhaften“ Anschauungen ausgeübt, waren ihr zur drückenden Tyrannei geworden. Während sie zu den dunklen Mauermassen aufsah, in denen das Spiel der Musen begonnen, aus deren Bereich sie für immer verbannt war, ließ sie ihren leidenschaftlichen Gefühlen freien Lauf. Es war die Wollust des Schmerzes, in der sie wühlte, die für phantasievolle Naturen durch ihr seltsames Gemisch von Empfindungen einen so geheimnisvollen Reiz hat.

Als sie sich umwandte, fiel ihr ein Schaufenster auf, das besonders hell erleuchtet war. Sie trat hinzu und sah, daß es die Ausstellung eines Porträtmalers enthielt, der einige kleinere Köpfe um das lebensgroße Brustbild eines jungen Mannes gruppiert hatte. Das Licht fiel voll auf ein sprechend gemaltes, ausdrucksvolles Antlitz, das bartlos, aber von kurzem goldblonden Gelock umgeben war. Amanda fand die Züge regelmäßig und interessant, und was sie am meisten anzog, sie belebten ihre jüngst erwachten Künstler- und Jugenderinnerungen aufs neue. Ehe sie Behrends kennen lernte, hatte sie ein kleines Verhältnis mit einem jungen Schauspieler ge-

habt, an dessen Züge sie das Porträt gemahnte. Indem sie vergangener sonniger Tage dachte, verstrickten sich ihre Sinne so sehr in das Bild, daß sie das Antlitz des andern nicht mehr davon loslösen konnte und er ihr völlig derselbe zu sein schien. Und so wunderlich und jäh waren die Übergänge in dieser merkwürdig schillernden und fluktuierenden Natur, daß sie plötzlich zu den Tönen eines Leierkastens, der eine der neuesten Operettenmelodieen spielte, leise vor sich hin zu singen und das Haupt in rhythmischen Bewegungen zu wiegen begann, indes ihre Augen leuchteten und blitzten. Versunken war rings die klägliche Welt. Licht, Musik und Schönheit umfluteten sie, und um die Lippen zuckte es übermütig.

Ach, damals, damals war sie froh gewesen und so kannte sie es doch wenigstens, das Glück, und durfte in heimlichem Erinnern sich berauschen. Ihr war's, als ob sie in einen Abgrund von Glanz und Seligkeit hinabblicke — und aus diesem Abgrund stieg es herauf und stahl sich in ihr Herz und durchloderte es mit heißen Flammen: „Daß ich noch einmal lieben dürfte! noch ein einziges Mal! ohne Gegenliebe! gleichviel, nur einmal noch in dem Strudel der Gefühle mich wiegen! Doch ach — das Glück, einmal entschlüpft, kehrt nicht wieder."

In diesem Augenblicke fielen Regentropfen ihr ins Gesicht.

Dies gab sie der Gegenwart wieder, sie holte tief Atem, als ob sie aus einem Traum erwachte,

dann kräuselten sich ihre Lippen zu einem ironischen Lächeln, und den schöngeformten entflohen die Worte: „Grenzenloser Dummkopf.“

„Darf ich Sie fragen, mein Fräulein, was dem Gemälde, das Sie mit einer gewissen Teilnahme zu betrachten geruhten, plötzlich so herbe Worte aus so schönem Munde eintrug?“ fragte eine Stimme neben ihr.

Sie wandte sich um und wurde blutrot, als sie dem neben ihr Stehenden ins Gesicht sah. Es war zweifelsohne das Original des Bildes, das sie so aufmerksam betrachtet, und der Zug von Selbstgefälligkeit darin, der ihr nicht entgangen, war in diesem Momente auf dem lebendigen Antlitz noch deutlicher zu sehen.

„Lassen Sie mich vorbei!“

„Wollen Sie mir nicht gestatten, daß ich Ihren Schirm trage? Sie werden mich nicht ohne Antwort gehen lassen. Geben Sie nicht selbst zu, daß die wenig schmeichelhafte Apostrophe, die Sie an mein Bild richteten, auf mich zurückfällt, und nötigt Sie nicht Ihr Gerechtigkeitssinn, sich für so schnöde Worte zu verantworten? Wodurch habe ich Ihre Unbill verdient?“

Amanda lächelte jetzt. Er sprach mit einem sehr einschmeichelnden Organ und im Tone leichten Scherzes.

„Nun ja denn,“ sagte sie, ohne etwas gegen seine Begleitung einzuwenden, „ich sehe ein, Sie mußten sich für grundlos beleidigt halten. So will ich Ihnen

denn gestehen, daß die inkriminierte Bezeichnung nicht Ihnen, sondern mir selbst galt."

„Aber mein gnädiges Fräulein! Übrigens ist die Sache nach dieser Erklärung ebenso rätselhaft. Wenn Sie einen Vorwurf oder Tadel gegen sich selbst aussprechen wollten, warum knüpfte er sich gerade an die Betrachtung meines Porträts? Sie sehen, Sie sind mir noch immer eine Aufklärung schuldig, schönes Rätsel".

„Und wenn ich sie nun nicht geben will?" antwortete sie launig und ihre Augen blitzten ihn spöttisch an.

„Dann muß ich mir selbst eine machen."

„Wer weiß, was Sie sich da zusammenreimen! Ich will Ihnen denn meinetwegen zu Ihrer Beruhigung ein Bekenntnis ablegen. Sie sehen einer Persönlichkeit ähnlich, an die sich meine goldigsten Jugenderinnerungen anknüpfen, und im Andenken des Glückes, das ich fahren ließ, um Sorge und Enttäuschungen einzuwechseln, beehrte ich mich mit dem Ausdruck von reuevoller Selbsterkenntnis, den Sie glaubten, auf sich beziehen zu müssen. Das ist die Sache. — Aber viel größer sind Sie," setzte sie in einem andern Tone hinzu, „und wenn Sie sprechen, verliert sich überhaupt viel von der Ähnlichkeit."

„Möchte dieser zufällige Umstand, der unsere Bekanntschaft vermittelte, immerhin erheblich genug sein, mich Ihnen günstig zu insinuieren. Sie gestatten doch, daß ich Sie nachhause begleite?"

„Wenn Sie recht artig sein wollen, meinetwegen!"

„Musterhaft," antwortete er.

Sie mußten einigemale Vorübergehenden ausweichen. Er bog deshalb in eine stille Seitenstraße ein und sagte plötzlich: „Wissen Sie, daß Sie sehr schön sind?"

Sie zuckte die Achseln. „Es mag sein, es ist mir wenigstens schon oft gesagt worden."

„Und mit dieser Gestalt, diesem Kopfe, mit diesen Augen können Sie unglücklich sein? können Sie von Sorgen und Enttäuschungen sprechen?"

„Wie? soll uns das Bewußtsein eines guten Aussehens für verlorenes Lebensglück entschädigen?"

„Die Schönheit der Frauen, mein Fräulein, ist eine zweischneidige Waffe. Wer sie besitzt und in dem großen Kampfe ums Dasein — der zum Losungsworte unserer Zeit geworden ist — die Kriegführung versteht, dem kann es niemals mangeln."

Sie sann einen Augenblick nach. „Was soll das heißen? wofür halten Sie mich?" rief sie dann entrüstet und griff nach ihrem Schirm. „Ist das Ihr musterhaftes Betragen?"

„O, Sie mißverstehen mich! Nicht der Schatten eines Verdachtes gegen Sie selbst stieg in mir auf. Ich erlaubte mir, Sie ‚Fräulein' anzureden, Sie sind auch noch so sehr jugendlich, aber offen gesagt, halte ich Sie für eine junge Frau, für eine unbefriedigte, unverstandene und für eine hochgebildete Frau. Wie hätte ich mich unter dieser Voraussetzung unterstanden, meinen Worten eine beleidigende Deutung unterzulegen?"

„Zum mindesten haben Sie sich dann sehr unklar und zweideutig ausgedrückt."

„Tausendmal Verzeihung, meine gnädige Frau! Verdammen Sie mein Ungeschick, aber zweifeln Sie nicht an meiner Hochschätzung! — Was ich sagen wollte, war so ganz anders, so ganz ideal gemeint. Was sind Talent und Geist? Was die Güte des Herzens? Geschenke der Natur, welche die Menschen hinnehmen ohne eignes Mitwirken, Gewinne in der großen Lotterie des Lebens, die Tausende leer ausgehen läßt, Tausende kümmerlich bedenkt und auf eine kleine Anzahl Auserwählter die Fülle ihrer Gaben ausgießt. So auch die Schönheit! Und wer sie besitzt, dem öffnen sich alle Herzen, dem jauchzen die Seelen zu, und an ihrem Feuer entzündet sich die Fackel des wahlverwandten Genius im Gefühle gleicher himmlischer Abstammung, beide gottbegnadet unter einer dumpfen Menge, die das herrlichste Schauspiel, die Beziehung zwischen Geist und Schönheit, nicht einmal begreift. Darum, meine ich, ist eine schöne Frau nie ganz unglücklich zu nennen, auch wenn das Leben mit unwirscher Hand ihr Dornen auf den Weg streut. — Bitte, geben Sie mir Ihren Arm“, setzte er dringlich hinzu.

„Warum?“

„Weil dies eine Gegend ist — und eine Zeit — in der man — Sie verstehen mich wohl!“

„Nein, ich verstehe Sie nicht.“

„Nun denn: dieses Viertel ist um diese Zeit der Ort — wo die Halbwelt sich aufsucht. Geben Sie mir lieber den Arm.“

Sie wurde rot und sagte: „Ich hatte keine Ahnung von diesem Umstande. Aber ich wüßte nicht, warum ich Ihnen deshalb den Arm geben sollte. Entweder man kennt mich — und dann würde man sich nur wundern, warum ein anderer als mein Mann mich führte, oder man kennt Sie — und dann ist es ja möglicherweise immer noch besser für meine Beurteilung, wenn jeder Schein von Intimität vermieden wird — oder endlich man kennt uns beide nicht, und dann denkt überhaupt niemand über uns nach."

„Ich sehe, daß Sie ebenso scharfsinnig als schön sind, meine Gnädige. Und nun ist die bedenkliche Gegend auch ziemlich passiert, wo ist es Ihnen gefällig, jetzt zu gehen?"

„Ich danke für Ihre fernere Begleitung. Ich werde jetzt allein nachhause gehen".

Er sah sie mit dem Ausdruck eines treuherzigen Kummers an und sagte mit einer wie von Empfindung vibrierenden Stimme:

„Habe ich Sie denn beleidigt? Ich bitte Sie um Verzeihung! Ich würde vor Ihnen knieen, wenn es hier anginge. Um jener glücklichen Ähnlichkeit willen — lassen Sie mich doch mitgehen!"

Sie lächelte. Dann zog sie den Schleier tiefer über das Gesicht und schob ihre Hand ein klein wenig in seinen Arm, den er ihr wieder anbot. Er drückte diese Hand an sich und sah sie unverwandt an; so gingen sie lange schweigend nebeneinander, nur manchmal unterbrach er dieses stumme Spiel durch einige

geflüsterte Worte wie: „Welcher Glückstag heute! Glauben Sie, daß ich diese Nacht schlafen werde? Schlafen, nachdem ich Sie gesehen? Sehen Sie mich doch einmal an, nein nicht so, lächelnd wie vorhin, mit den Nixenaugen!“ Endlich sagte er:

„Wie kommt es, daß Ihr Gatte Sie um diese Zeit allein fortgehen läßt? Wie kann man eine solche Frau vernachlässigen?“

„Wir leben nebeneinander und sind uns fremd“, erwiderte sie, zaudernd ob sie noch mehr sagen sollte, und fuhr endlich leidenschaftlicher fort: „Die Männer sind wunderlich, sie glauben alles zu verstehen, und keiner versteht die Seele seiner Frau. Sie nehmen uns die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Berufes, die Wahl des Umgangs, die Freiheit zur Behauptung unserer Individualität, zur Entfaltung unserer Talente! Sie leugnen unsern Genius, und wenn Sie das nicht können, verspotten sie ihn und treten ihn mit Füßen, damit kein anderer je das Recht habe, ein Wesen zu schätzen, das sie allein nicht nur besitzen, sondern auch wollen würdigen können. Und dann — versagen selbst die Humansten und Gebildetsten den kärglichen Lohn ihrer Wertschätzung der hungernden Seele und stoßen sie hinaus auf die Gasse mit dem von Sehnsucht, Lebensdrang und Lebensüberdruß zerissenen Herzen, indes die gemeinen Engrosnaturen unter den Weibern ihre Dreipfennigseelen wohlgefällig an dem schalen Tranke der Alltäglichkeit laben!“

Er sah sie an, betroffen von der leidenschaftlichen Bitterkeit ihrer Worte. „Sie sind eine originelle Frau!“ sagte er und drückte einen Moment die Hand, die auf seinem Arme lag. Sie selbst schwieg verwirrt. Woher stammte das Vertrauen zu dem Fremden, das sie so reden ließ? Sie wußte es nicht. Die ganze Situation war ihr fremd und abenteuerlich und hatte vielleicht eben darum einen Reiz für sie. Sie kamen jetzt an den Fluß. Es hatte aufgehört zu regnen, auch die Nebel hatten sich gelöst, nur hier und da wallte es noch am Ufer wie weißlicher Dampf zwischen den novemberlichen Büschen, und durch die Wolken brach auch schon hin und wieder ein Stern hervor. Sie traten an das Geländer am Wege und sahen in den Strom hinab.

„Wir haben es so selten, das Glück,“ sagte sie leise, „aber manchmal einen stillen Widerschein davon, wie der Stern, dessen Glanz in das Wasser taucht und nicht verlischt, sondern aus der dunklen Tiefe fast noch glänzender heraufstrahlt. Freilich ist das Menschenherz oft wie ein wilder, brausender Strom, der allen Glanz, alles Licht in sich hinabschlingt, ohne ein Bild zu geben von Erdenglück und Erdenschöne, die anderen leuchtet und lebt. — Sehen Sie, wie herbstlich öde und dunkel da alles liegt, der Fluß und rings das Gefilde — und die müde Stadt.“

Er faßte ihre Hand. „Sie sind eine Dichterin, ob Sie nun in Verse bringen, was Sie empfinden, oder nicht — aber Ihre Gedanken und Worte sind Poesie, echte tiefe Poesie, und nun weiß ich es auch, was mich so wunderbar zu Ihnen hinzieht — nicht die Schönheit ist es allein — die wahlverwandte Harmonie der Seelen, die Gleichheit des Empfindens. Oder ist es nicht merkwürdig, wunderbar, daß ich im Anblick eines stillen, abendlichen Stromes so ganz gleiches einst gedacht und gedichtet habe. Darf ich Ihnen die Verse sagen?"

Amanda nickte.

„Die Nebel löste schimmernd
Von ihrem Haupte die Nacht.
Ich lauschte den Ruderschlägen,
Sie gingen melodisch und sacht.

In leichtem Wellengekräusel
Wälzte dahin sich der Strom,
In dunklem Spiegel zerbröckelnd
Ufer, Brücke und Dom.

Und durch die herbstlichen Kronen
Ging flüsternd die Abendluft
Und warf die letzten Blätter
Hinab in die nasse Gruft.

Vom Himmel sogar die Sterne
Stürzten sich in die Flut,
Schon glaubt ich, ich höre sie zischend
Hinschmelzen in funkelnder Glut —

Doch still und groß und ewig
Sahn sie mich aus der Tiefe an —
O Glück, so ruhst du im Herzen,
Wo kein Weh dich verlöschen kann."

Er hatte es schön deklamiert, einfach, mit leiser, tiefer Stimme. Amanda sah ihn mit thränenglänzenden Augen an. „Das ist unheimlich! es ist ja fast dasselbe, was ich vorhin aussprach — nur, daß Sie es so viel schöner sagen. Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Ich heiße Roderich."

„Leben Sie wohl, ich will Sie nicht wiedersehen. Gehen Sie! Mir graut's vor dieser geistigen Doppelgängerei." Sie wandte sich und begann ihrer Wohnung zuzulaufen. Als sie bald darauf in einen Thorweg einbog, wo ein heftiger Zugwind ihre Kleider faßte, legte sich plötzlich ein Arm um ihre Schulter und wickelte sie fester in ihren Mantel ein.

„Und säh ich auf der Heide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschützt' ich dich, beschützt ich dich!

Übrigens haben Sie Ihren Schirm in meinen Händen gelassen. Ich mußte Ihnen nacheilen, Ihnen Ihr Eigentum zurückzubringen."

Sie nahm ihm den Schirm ab und ging jetzt wieder still neben ihm. Nach wenigen Minuten waren sie auf dem Klosterweg, und plötzlich stand sie still.

„Dies ist mein Haus," sagte sie, „gute Nacht."

Er trat etwas von dem Trottoir zurück und sah an dem Hause hinauf.

„Welche Fenster?"

„Die des zweiten Stocks."

„Es ist alles finster. Werden Sie nicht erwartet?"

„Es ist ja selbstverständlich, daß ich nach Hause komme."

Er fuhr sich über die Stirn. „Sollte ich nicht in diesem Hause schon gewesen sein? Ja, sicher. Wohnt nicht ein gewisser Doktor Behrends hier?"

„Kennen Sie ihn?" fragte Amanda dagegen.

„Nur flüchtig. Er ist —"

„Ein junger Gelehrter von der Universität. Er lebt sehr für sich. Wir kennen ihn kaum," sagte sie schnell.

„Wann sehe ich Sie wieder?" fragte ihr Begleiter. „Darf ich Ihnen einen Besuch machen?"

„Nein," antwortete sie, „es ist nicht hübsch da oben, da ist die Prosa und die Sorge. Vielleicht — treffe ich Sie wieder einmal. Gute Nacht."

„Und unter welchem Namen darf ich Ihrer gedenken?"

„Ich heiße Amanda."

„Amata", sagte er schnell, riß den Hut herunter und verschwand im Schatten, während die Frau Doktor das Haus betrat.

Er ging mit großen Schritten über denselben

Weg zurück. „Miserable Gegend,“ sagte er für sich, indem er den Rockkragen in die Höhe schlug und die Hände in die Taschen steckte. Als er an den Fluß kam, blieb er einen Augenblick an derselben Stelle stehen und sah hinab. Dann spuckte er in das Wasser und sagte: „Das Herbstlied hattest du vorhin nett angebracht, Roderigo caro! Bin neugierig, wie weit ich mit ihr kommen werde. Schönes Weib! Unverstandene Gattin! Kenne das Genre. „Vielleicht treffe ich Sie wieder einmal!“ Nun, sie wird ja wohl wieder zu dem Heiligen in der Theaterstraße wallfahrten!“ Damit sprang er in einen Pferdebahnwagen.

Achtes Kapitel.

Roderigo Klinghart, der große Römer, war einer der Männer, deren Naturell in hohem Grade auf das andere Geschlecht zugespitzt ist. Ebenso wie er selbst für das Ewig-Weibliche außerordentlich empfänglich war, lag ein gewisses Etwas in seinem Wesen, das den Sinnen und Gemütern der Frauen leicht gefährlich wurde. Er war sich dieser Schwäche und dieser Stärke wohl bewußt, d. h. er betrachtete die Schwäche ebenfalls für eine Glanzseite seines Ichs, denn eine kraftvolle, begehrliche Sinnlichkeit machte nach seiner Meinung erst den Mann und war vorzüglich das Zeichen eines ebenso entzünd-

lichen genialen Geistes. Sein Verhältnis zu der schwächeren Hälfte der Menschheit war daher sozusagen ein polygamisches; sein Genius erforderte das völlige Ausschöpfen oder Austrinken der weiblichen Natur in ihren verschiedensten Erscheinungsformen. Huldigte er auch für gewöhnlich nicht mehreren zugleich, so entsprach doch der Vielseitigkeit seines Geistes ein häufiger Wechsel der Beziehungen; selbstverständlich kam es ihm aber auch nicht darauf an, neben der Unterhaltung einer eigentlichen „Liaison" noch eine Schaar verliebter kleiner Vögel an der Leimrute zappeln zu lassen, deren zarte Empfindungen durch Anmunterung lebendig zu erhalten, ihm durchaus angemessen erschien. Er hatte eben das Bedürfnis, sich seiner Unwiderstehlichkeit überall zu versichern, und da es zu allen Zeiten menschliche Verhältnisse gibt, in denen die Erreichung eines unverrückt vor Augen stehenden Zieles nicht unwesentlich gefördert wird durch die Wertschätzung, die das andere Geschlecht dem Strebenden zu teil werden läßt, so ist es Roderigo nicht zu verdenken, wenn er von der Macht seiner Persönlichkeit überall den Gebrauch machte, der ihm geboten schien. Mit einem Worte, er war ein wenig Don Juan, aber nie ein unbesonnener — ja, er war es bisweilen aus Berechnung und eventuell mit Todesverachtung.

Roderigo hatte in Professor van Dooren einen Mann von Einfluß und den Vater einer erwachsenen

Tochter kennen gelernt, Veranlassung genug, ihn nicht nur in seiner Studierstube aufzusuchen, sondern wenigstens alle vierzehn Tage die drei hohen Treppen zu seiner Wohnung hinanzuklimmen, um beim Schein einer Astrallampe höchst harmlosen Thee zu trinken, des Herrn Professors breiten Redefluß anzustaunen und seiner Gemahlin aufzuwarten, die in ihrem milden, flüsternden Wesen immer etwas an eine leutselige alte Königin erinnerte. Seine Hauptaufgabe aber war an diesen Abenden, mit Fräulein Elpis van Dooren zu philosophieren.

Die äußere Erscheinung dieser jungen Dame konnte nicht eigentlich anziehend genannt werden. Zwar waren die Züge nicht schlecht geschnitten, aber sie waren ohne Anmut, und der gutgeformte Kopf saß auf einem Kleiderträger, bei dessen Anblick man unwillkürlich an den „Sack voll Kochlöffel“ erinnert wurde, mit dem Grimmelshausen eine sehr ehrwürdige alte Dame ihre Figur vergleichen läßt. Doch dafür war Elpis gebildet, tugendhaft, charaktervoll und edel, und zwar aus Grundsatz. Überhaupt war sie keins von den landläufigen jungen Mädchen, sie war komplizierterer Art. Es gehörte zu ihren Anschauungen, daß einer deutschen Jungfrau nichts so gut ließe, als jene echte Weiblichkeit, die in Bescheidenheit und demütiger Bewunderung der überlegenen Weisheit der Männer ihren Ausdruck findet. Da sie aber außerdem ein freilich sehr berechtigtes Be-

wußtsein ihrer Zugehörigkeit zu den Kreisen der geistigen Aristokratie und ebenso das ihrer persönlichen Vorzüge besaß, so verband sich ein gutes Teil Selbstschätzung mit dieser mädchenhaften Bescheidenheit. Zum Glück gab es ein drittes Moment, das diese Gegensätze ausglich und ihrem Wesen den Stempel vollkommener Einheit aufdrückte. Elpis hatte sich nämlich der unter dem Namen der „freien Gemeinde" bekannten Religionsgesellschaft angeschlossen, deren Leiter in Burg der Bruder ihrer Mutter war, ein ehemaliger Theolog, jetzt Käsehändler und Gemeindeprediger. Dieser Mann galt für einen großen Propheten und wurde von Elpis außerordentlich verehrt; ebenso wie seine Gattin, eine impulsive Frauennatur, die auf dem Gebiete der Plastik Großes geleistet und eine höchst gefällige neue Butterform erfunden hatte, welche die alten mit dem pfäffisch angehauchten agnus dei, die in Burg sehr verbreitet waren, ersetzen sollte. Den offiziellen Eintritt in diese Sekte hatte Professor van Dooren seiner Tochter nicht gestattet, aber dies that ihrer Begeisterung für die Sache keinen Eintrag, im Gegenteil, sie gefiel sich infolgedessen in einer Art Märtyrertum, mußte sie doch nun als eine ergebene Anhängerin dieses tiefsten, mystischsten aller Religionsbekenntnisse gewissermaßen immer im Vorhofe des Tempels stehen bleiben. Aber der Gedankenreichtum, die Fülle innerer Wahrheiten, die tiefe Symbolik des von ihr erkorenen

Kultus war ihr ganz und voll aufgegangen, sie fand ihre seelische Befriedigung und den Schwerpunkt ihres moralischen Ichs in einem Bekenntnisse, das es verstanden hat, die Negation zum Positiven, zum Dogma und den Unglauben zur Religion zu machen. Aber nur, wo sie sich sympathisch berührt fand, pflegte Elpis ihre Grundsätze offen zu bekennen; sonst gefiel sie sich in einer gewissen Zurückhaltung, ein stilles Lächeln, von dem niemand recht wußte, ob es mehr Bescheidenheit oder mehr Geringschätzung war, auf den jungfräulichen Lippen. Auch Roderich Klinghart begegnete sie anfänglich mit Mißtrauen, hatte er sich's doch zu schulden kommen lassen, einigemale im Laufe des Gesprächs den Namen Gottes auszusprechen, bis er von Elpis zur Ordnung gerufen und bedeutet worden war, daß es nicht schicklich sei, ein gegenstandsloses Abstraktum, was Gott in Wahrheit sei, in autoritativer Weise anzurufen. Es war Roderigos Sache, wie er sich der intensiven Geistesrichtung dieser Dame gegenüber stellen würde, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Sicher gehörte schon eine gewisse Mannhaftigkeit dazu, bei einem Wesen von diesen Voraussetzungen den Courmacher spielen zu wollen; vielleicht weniger was den Erfolg betrifft, wenn man sich einer so gewinnenden Persönlichkeit rühmen durfte, wie sie Klinghart besaß, als die Ausdauer anlangend, die notwendig war, um in der Anbetung dieser Dame auszuharren und die Geschicklich-

keit, die es erforderte, die daraus erwachsenden Hoffnungen der Familie Dooren so weit zu steigern, um davon Nutzen zu haben, und nicht weiter, um mehr als moralisch verpflichtet zu sein.

Die Abende im Doorenschen Hause pflegten sich in einer bestimmten Weise abzuspielen. Zuerst redete der Professor und die anderen schwiegen bewundernd. Dann begab sich der große Historiker in sein Arbeitszimmer, da er regelmäßig von sechs Uhr morgens bis zwölf des nachts zu arbeiten pflegte, und ließ die anderen allein.

Die leutselige Königin hielt weit weniger aus. Wenn die Uhr neun geschlagen, begann sie über ihrem Strickstrumpf zu nicken, und während sie die ersten Abende halb aus geselliger Rücksicht, halb aus mütterlichem Pflichtgefühl sich wieder ermuntert, ließ sie späterhin der Natur freien Lauf; man war vertrauter geworden, und sie hatte sich hinlänglich überzeugt, daß Doktor Klinghart nie die Grenze unterthänigsten Privatdozententums ihrer Elpis gegenüber verletzte.

Wenn die Lampe dann, das altväterische Kirschbaummeublement in traulichem Schatten lassend, die buntgeblümte Tischdecke, den von Elpis in echtem Farrenkrautstil kunstvoll gespritzten Lampenteller und das schöne Haupt Roderigos beschien, überkam die Professorstochter oft eine gewisse begeisterte Beredsamkeit. So hatte sie sich eines Abends über die Unerschöpflichkeit des menschlichen

Geistes, über die Herrlichkeit des Weltalls und die Bedeutung der Naturwissenschaften in glücklichem Redeflusse ausgesprochen.

Klinghart hörte ihr bewundernd zu.

„Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein — oder darf ich Fräulein Elpis sagen? es ist der schönste Name, der mir je vorgekommen, es liegt so viel Anmutendes in seinem Klange und Sinne — darf ich?“

„Wenn es Ihnen Freude macht!“

„Wissen Sie, daß mir Ihre Worte wie eine neue Offenbarung sind?“

„Als wenn ich nicht vielmehr wüßte, daß Sie all' das, was ich angedeutet, soviel besser verstehen,“ antwortete Elpis bescheiden.

Er schüttelte das Haupt.

„Fräulein Elpis, ich hasse niedere Schmeichelei; wenn ich Sie bewundere, so geschieht es aus tiefster Seele. Ich bin viel herumgekommen in der Welt und ich kenne die Frauen, das heißt, ich glaubte sie zu kennen. Ich habe als Primaner für die Einfalt einer kleinen Pastorstochter geglüht, ich habe für die klassische Schönheit der Römerinnen geschwärmt, ich habe die Damen der Aristokratie und die Kinder des Volkes studiert — aber Sie lassen mich doch eigentlich erst die deutsche Jungfrau, die hochgebildete, edle Frau kennen und verehren lernen. Sie denken zu groß, um sich nicht sagen zu können, daß ein junger Mann, der führer=

los in das Studenten- und Reiseleben hineingeschleudert wird, nicht bisweilen Verirrungen unterliegt, aber was je Rohes und Gemeines das Leben des Mannes streift, es wird geläutert und gesühnt durch die Hand einer edlen Freundin."

„O, Herr Doktor, Sie ehren mich hoch."

„Ich bin nicht schlecht genug, um Sie minder ehren zu können, als Sie es verdienen."

Elpis erglühte in schöner Tugendfreude. Ihr Rest von Mißtrauen und Zurückhaltung — in dem bekannten Sinne — dem Doktor gegenüber schwand, sie sahen sich an wie zwei Menschen, die plötzlich fühlen, daß sie sich geistig nahe getreten. —

In diesem Augenblicke erwachte die Frau Professorin und blickte verwundert um sich. Es bedurfte einiger Sekunden, ehe sie sich in die Situation fand, da der junge Gelehrte plötzlich aus Veranlassung eines heruntergefallenen Knäuels ihr zu Füßen lag. Gott sei Dank, „es behielt ihn nicht!" die Astrallampe goß ihr Licht förmlich wollüstig über sein Goldgelock, als er das Haupt wieder aus der Tiefe der Finsternis heraufhob.

„Mama," fragte Elpis mit einer gewissen Befangenheit, doch ermutigt durch des Doktors letzte Apostrophe — „Mama, darf ich Herrn Klinghart etwas aus meinem Prinzipienbuch mitteilen?"

„Gewiß, teile ihm doch Deine Gedanken mit. Elpis pflegt ihre Betrachtungen immer aufzuschreiben, sie denkt ungemein scharf!"

„Sagen wir nicht scharf, Mama, das klingt so unweiblich!"

Der Doktor stärkte sich an einem kühlen Trunk zu dem Bevorstehenden, suchte seine langen Beine bestmöglichst unter dem Tisch unterzubringen, ohne die Damen zu inkommodieren, und ergab sich in Demut, da Elpis bereits mit einem Goldschnitt-Oktavbüchel antrat, in welchem Moment die Mama wieder einschlief.

Neuntes Kapitel.

Idealistische Grundgedanken über das menschliche Sein.

Aphorismen

von Elpis van Dooren.

„Die menschliche Seele zerfällt in Moralität und Immoralität," begann Elpis ihre Lektüre.

„Unsere Welt ist die beste der Welten, aber nur durch den Willen zur Tugend.

„Gott verdichtet sich zum Persönlichen in der sittlichen That des Menschen. Seine Existenz hängt also von uns ab. Wir schaffen ihn, indem wir gut sind. Ich werde mich stets bemühen, zur Gottschöpfung beizutragen."

„Ich erstaune ob Ihrer Kühnheit, mein Fräulein! Übrigens sind Sie ja vollständig Philosophin,

eine neue Hypatia!" sagte Klinghart und sah sie erstaunt an.

„O nein, dies sind nur bescheidene Ausflüsse des gesunden Menschenverstandes," erwiderte Elpis verschämt.

„Bitte, fahren Sie fort."

„Sie lachen doch nicht etwa, Herr Doktor?"

„Aber mein gnädiges Fräulein, mißbrauchen Sie doch nicht sogleich die überlegene Position, die Sie behaupten, indem Sie mich gänzlicher Verständnislosigkeit zeihen."

Diese Phrase gefiel Elpis außerordentlich, sie war auch sehr hübsch für einen Privatdozenten. Sie schenkte daher Klinghart einen warmen Blick, nippte an ihrem Glase und fuhr fort:

„Es genügt nicht, daß man das Gute thut, man muß es auch setzen. Die sogenannten Pessimisten sind daher nicht nur Gottesleugner, sondern wie jeder Verbrecher beschränken sie die ideale Existenz Gottes, soweit man überhaupt die Existenz eines Abstraktums beschränken kann."

„Das ist sehr tiefsinnig," bemerkte Klinghart, der seine Oberlippe malträtierte, als wolle er aus dem sterilen Boden durchaus einen Schnurrbart hervorlocken. „Bei Gott — Pardon! — sehr tiefsinnig."

„Zum wahren Wesen der Moralität gehört die Konsequenz. Nichts muß schrecklicher sein, als wenn man seiner Überzeugung untreu geworden ist, und fürchterlich müssen die Qualen der Reue sein! Ich

freue mich, sagen zu können, daß ich absolut konsequent bin."

Klinghart sprang auf. „Fräulein Elpis, wenn Sie das behaupten können, so sind Sie eine Heilige!" Er ging mit aufgeregten Schritten auf und ab in dem wohlthätigen Rembrandtschen Clairobskure des Zimmers. „Können Sie das wirklich behaupten?"

„Bitte, setzen Sie sich wieder, Herr Doktor!" sagte die Grausame. „Ja, das kann ich behaupten."

„Das ist bewunderungswürdig!"

„O gar nicht! Sie dürften sich nur vornehmen, auch ganz konsequent zu sein, so würden Sie es können. —

„Gott ist weder Weltschöpfer, denn in der natürlichen Schöpfungsgeschichte Häckels erfahren wir, wie sich alles nach Naturgesetzen von selbst macht; noch ist er Welterlöser, denn unser Erlöser ist unser eigener freier Wille, und er ist auch nicht heiliger Geist, denn der Geist ist eine Erscheinungsphase bewegter Materie." Sie sah ihn hier herausfordernd an; so etwas wird einem doch am Ende nicht alle Tage geboten, und da hört denn doch die bescheidenste Bescheidenheit auf.

„Danach wären Sie, die Idealistin, eine vollständige Materialistin," bemerkte der Privatdozent.

„O nein, das bin ich nicht. Ist der Geist auch bewegte Materie, die Tugend ist es nicht. Ich stelle die Tugend höher als den Geist."

„Wie definieren Sie nun eigentlich die Tugend?"

„Das kommt eben jetzt! Tugend ist der Drang zur Gottschöpfung."

„Ah!"

„Nicht die kleinste Handlung des täglichen Lebens kann aus dem Rahmen des Ethischen herausfallen."

„Gehen Sie da nicht zu weit, Fräulein Elpis?"

„Herr Doktor, hier bin ich unnachsichtlich. Wir müssen auch im kleinsten an treuer Pflichterfüllung festhalten; bitte, verlassen Sie niemals den moralischen Standpunkt!" setzte sie im Tone herzlicher Ermahnung hinzu.

Klinghart schien vollständig niedergeschmettert zu sein. Doch schon wurde er neuer Weisheit gewürdigt.

„Die Bildung ist das edelste Geschenk der Kultur. Aber noch edler als gebildet sein, ist Bildung befördern. Darum ist die Universitätskarriere die schönste für den Mann. Überhaupt ist der Mann besonders zur Förderung der Wissenschaft berufen, das Weib zur Ausübung des Edelschönen. Und hier wieder vor allem die deutsche Jungfrau. „Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Mut und deutscher Wein." Das ist ein herrlicher Vers, der uns beweist, daß die deutschen Frauen die besten sind. Wenn nun das Weib überhaupt die Krone der Schöpfung ist, so steht an der Spitze dieser Krone die deutsche Jungfrau, d. h., wenn sie gebildeten Kreisen angehört."

Der Doktor konnte hiergegen natürlich keinen

Widerspruch erheben, er fand es für gut, sich immer igelartiger in sich zusammen zu rollen. Elpis fuhr fort:

„Es liegt im Begriffe der Jungfräulichkeit etwas außerordentlich Reines und Erhabenes, wenn ich es auch selbst nicht fassen kann.“

„Das verstehe ich nicht. Wie sollten Sie sich selbst nicht fassen können?“ fragte der Doktor.

„Nun z. B., ich wollte neulich Shakespeare lesen,“ erklärte Elpis, „Mama gab es aber durchaus nicht zu. Sie sagte, das wäre nur für verheiratete Frauen, es kämen zu viel Gemeinheiten darin vor. Sie war so gütig, mir einiges vorzulesen, das mich entzückte. Doch ich verstehe nicht, warum Frauen Gemeines eher lesen dürfen als Jungfrauen! Sollte man da nicht denken, daß die Pflege der Kinder, dieser holden, duftigen Menschheitsblüten, die selbständige Leitung des Haushaltes und der gegenseitig erhebende und bildende Verkehr mit dem Manne den Schmelz der Reinheit von der weiblichen Seele abstreifen könnten?“

„Ich kann mir das auch nicht erklären,“ sagte Klinghart mit einem unnachahmlichen Schafsgesicht. „Haben Sie noch eine Bemerkung über diesen Punkt?“

„O ja. — Ich kenne das Mysterium der Ehe nicht, aber ich glaube, daß es ein herrliches ist. In ihm muß die goldene Pflicht und das Glück des Weibes liegen. Die Liebe ist der Zaubergarten,

in dem diese Früchte reifen. Nur der Edle sollte sie brechen dürfen."

„Das wäre allerdings das großartigste Prinzip der — natural selection!" Er wollte nicht gerade sagen: Zuchtwahl.

„Der was?"

„Natural selection."

Da sie nicht scheinen wollte, als ob sie nicht soviel Englisch wüßte, sagte sie lächelnd: „Gewiß, da haben Sie sehr recht! —

„Ich hasse die Lüge. Ich würde nie lügen, außer wo es dringend notwendig wäre oder Mama es wünscht.

„Wenn ich ein Mann wäre, und es wäre mir nicht beschieden, die Wissenschaft zu fördern, so möchte ich Regierungsrat werden. Es muß herrlich sein, unsern Kaiser in dem schwierigen Regierungsgeschäfte zu unterstützen. Auch klingt Frau Regierungsrätin sehr hübsch.

„Die Sozialdemokratie ist doch gewiß bloß aus Mangel an Bildung unter dem gemeinen Volke entstanden. Wenn das Volk durch geeignete populäre Schriften gebildeter würde, so wäre es ein Leichtes, die Arbeiter davon zu überzeugen, daß sie sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, und dieses Bewußtsein würde entschieden auch bei Entbehrungen ein so erhebendes sein, daß sie gern die reineren Freuden ehrlicher Armut einem wüsten Prasserleben vorzögen.

„Wenn ich es nicht unweiblich fände, Bücher zu schreiben, so würde ich Schriftstellerin werden. Schwer kann es unmöglich sein.

„Ich habe in der ‚sittlichen Weltordnung' von Moritz Carriere gelesen. Das ist das schönste philosophische Buch, das ich kenne. Es gibt in der That nichts im Weltall, das nicht sittlich und schön wäre. Ach, Universitätsprofessoren schreiben doch zu schöne Bücher!

„Wenn ich eine recht edle Handlung vollbracht habe, z. B. einen Korb voll Strümpfe gestopft, so ist es mir immer, als ob ich Flügel hätte. Ich glaube, daß es dieses merkwürdig beglückende und freie Gefühl ist, das bei den Alten den Mythus der Engel hervorgebracht hat. Ich will immer in dieser Weise dem Zusammenhange zwischen dem Psychologischen und dem Mythologischen nachspüren.

„Oft, wenn ich so für mich dahin wandle, ist es mir zu Mut, als ob ich das Gute in mir selbst anbeten solle. Maria schenkte nach der christlichen Sage der Welt den Erlöser, aber jedes Menschenherz gebiert sich durch seinen freien Willen täglich seinen Erlöser selbst. Darum ist die Welt ein Paradies, aus dem der Unedle sich selbst verstößt, indes der Edle sich zum Tempel des Göttlichen macht." —

Elpis klappte hiermit ihr Büchlein zu und, mit einem madonnenhaften Ausdruck die Augen gesenkt haltend, gönnte sie dem ihrer Offenbarungen Ge-

würdigten den stillen Anblick ihres tugendumflossenen Wesens.

Der erschütterte Adept, nachdem er die ersten großen Seelenschauer überwunden, sprang auf, ergriff ihre Hand und stammelte: „Gönnen Sie mir den einzigen Ausdruck der Verehrung, den ich jetzt finden kann.“ Damit küßte er ihr die Hand. „Oder war das ‚Tempelschändung‘?“

In Elpis’ Augen glänzte es feucht.

Da ein neben ihr stehender Stuhl durch Klinghards Ungeschick oder Erregtheit beinahe umfiel, erwachte in diesem Augenblicke die Professorin zum zweitenmale, blickte sich wieder erstaunt um, sah ihre Tochter und den jungen Hausfreund in einer gewissen Befangenheit ihr gegenüber stehen und lächelte mild, mütterliche Gewährung verheißend. Klinghart bat um Verzeihung wegen der Störung, die Dame um Entschuldigung wegen ihres Schlafes, und darauf verabschiedete sich der Doktor, den Elpis beinahe hatte verdürsten lassen in der stillen Voraussetzung, daß er hinlänglich durch das Manna ihres Geistes gestärkt sei. —

„Viel fehlte nicht, so wäre mir das ganze tugendhafte Knochengerüst mit samt seinen Gottesgeburten in die Arme gefallen,“ brummte er, als er unten um die Ecke bog. „He, holla! Huberlein, warten Sie doch!“

„Ei, wo kommen Sie her, Schönster?“

„Von Doorens.“

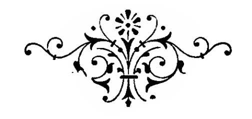
„Brav Cour geschnitten? was?“

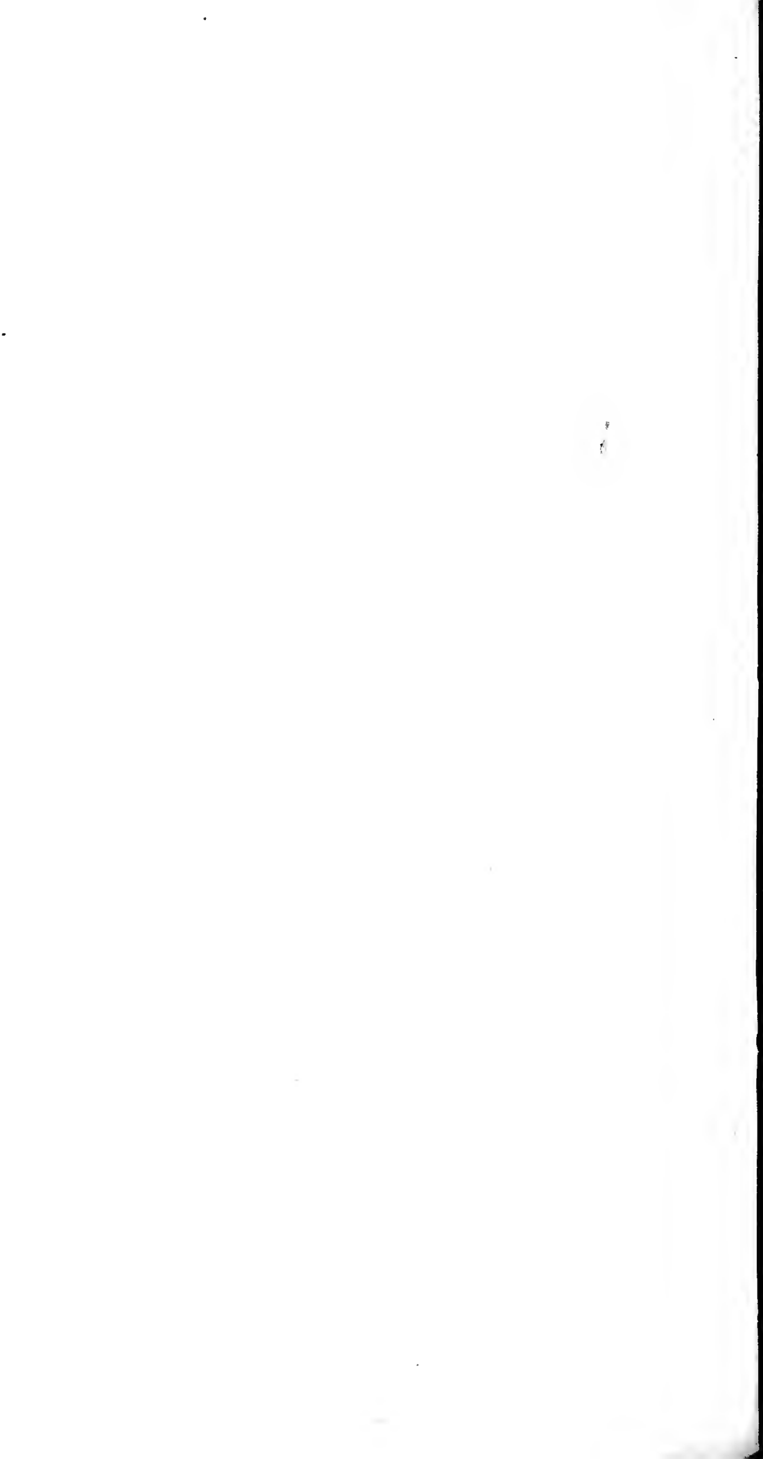
„Na, hören Sie, ich dachte, ich kenne die Weiber, aber eben ist mir eine neue Spielart vorgekommen. Donnerwetter, ja! Kommen Sie mit in ein Café, Sie können mich karikieren, als was Sie wollen. O, Sie Glücklicher, Sie sind ein freier Mann, Sie wissen nicht, was es heißt — Privatdozent sein!“

„Hehe, warum da erst karikieren, Verehrtester? ich kann Sie ja als das nehmen, was Sie sind,“ kicherte der Zeichner.

„Ah, Sie sind ein Grobian, ein Boshafter, aber es ist mir ganz gleich. Kommen Sie mit ins Impérial, mein Hals ist trocken, wie 'ne Nachmittags-predigt! Oder nein, noch besser: ins Pschorrbräu, da ist die Gusti, das reizende dralle Frauenzimmer. Ach, was hab' ich ausgestanden den Abend!“

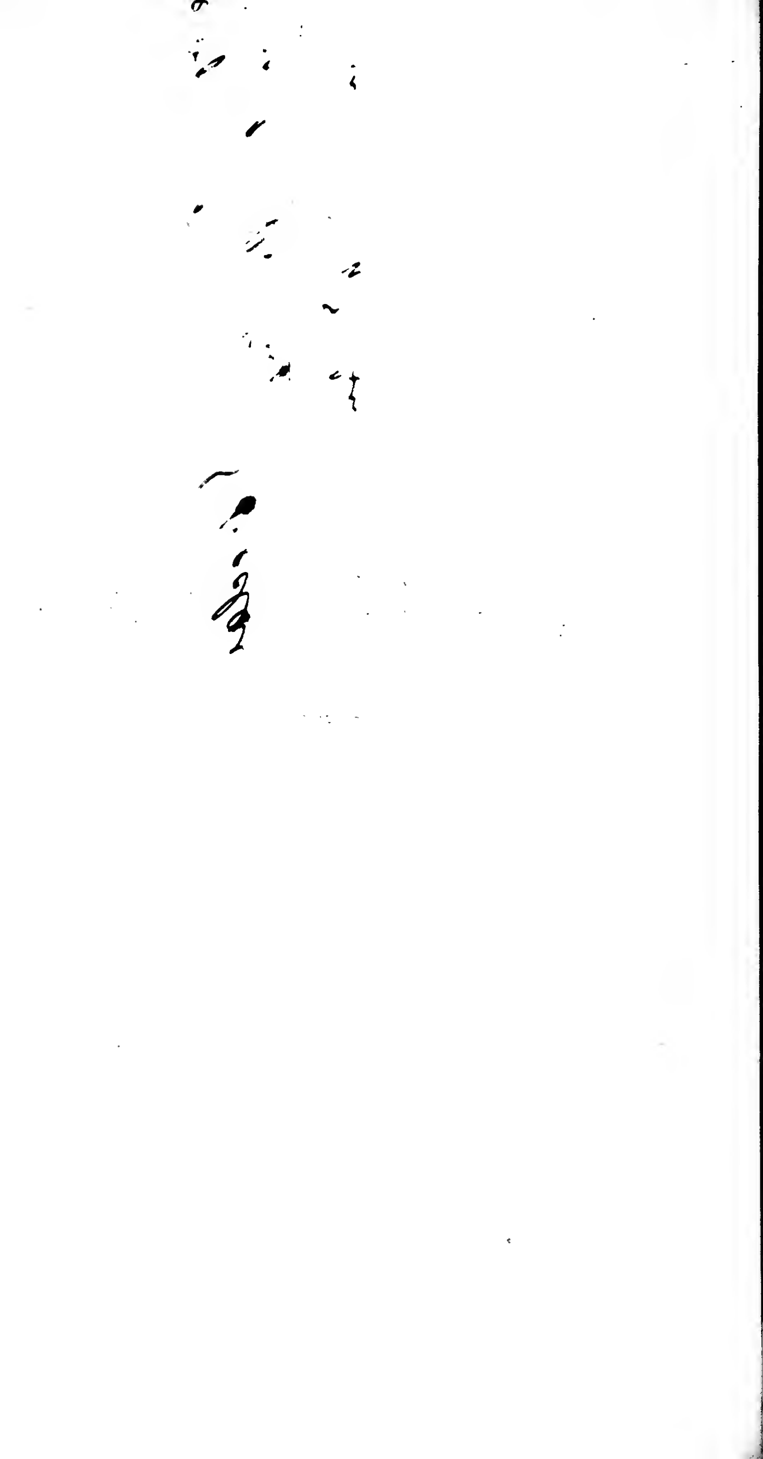
„Armer Märtyrer der Wissenschaft!“

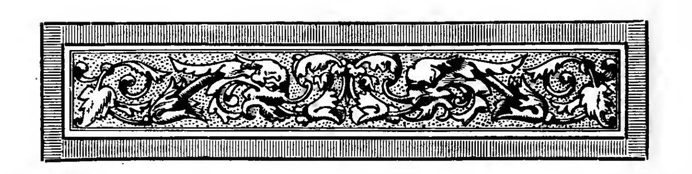




Litterar-politisches Intermezzo.







Es war in den frühen Nachmittagsstunden im Januar. Nach andauernder Kälte war unerwartet Tauwetter eingetreten, zahllose Arbeiter kratzten und schaufelten den häßlichen grauen Schneeschlicker fort, der noch auf den Straßen lag; von den Dächern tropfte es in eintönigem Geplätscher oder glitten ganze Massen tauenden Schnees herunter. Am Eingange zum Café Impérial fluchte der Hausknecht über die miserable Witterung und die vierfache Arbeit, die er dadurch habe, und in den schönen Räumen drin war es leer. Die Kellner saßen und standen schläfrig um einen Tisch herum; in dem trüben grauen Lichte sahen sogar die dekolletierten Oeldruckschönheiten an den Wänden übernächtigt und fahl einander an oder begnügten sich, statt mit karrierten Weinreisenden und rotblonden Gutsbesitzern mit dem Aasgeier und seinen Genossen zu kokettieren. Der schöne Ludwig hatte schon elfmal gegähnt, bis endlich Fritz eine famose Geschichte erzählte, die er der Lektüre eines Kolportageromans verdankte.

Wie nämlich der Wiener Zahlkellner Schani Amrainer unter die Grafen gegangen war; wie ihn ein Bischof zur Tafel gezogen, er eine reiche Witwe um zehntausend Mark beschwindelt und vier adlige Jungfrauen verführt hatte, und was der Ereignisse mehr gewesen, bis er zuletzt als derjenige, dessen Namen er sich angemaßt, meuchlerisch erschossen worden. Es war eine herrliche Geschichte, und die Zuhörer im Hochgefühle der wahrhaft noblen Stellung, die sie einnahmen, und der fashionablen Manieren, die sich darin lernten, lohnten den Erzähler mit dem vornehmsten Beifallsgelächter und den elegantesten Witzen. Der schöne Ludwig wollte eben die köstliche Anekdote aufwärmen, wie er einmal in einem Friseurgeschäft beständig „Herr Baron“ genannt worden, als das hübsche Plauderstündchen gestört wurde, da zwei Gäste das Lokal betraten.

Es waren ein Herr und eine Dame. Die beiden gingen durch alle Räume, entschlossen sich dann für die altdeutsche Bierstube mit ihren biderben Bauernschemeln, den Butzenscheiben und den Kraft- und Kernsprüchen an den Wänden, und bestellten eine Maß Löwenbräu. Es war so dunkel in dem Raume, daß der fesche Fritz, obgleich es erst halb vier Uhr war, das Gas anzünden mußte, das einem muschelartigen Horn in den Händen eines an der Decke schwebenden Meerweibchens entströmte. Ja, es war alles sehr stilgerecht! auch der braune Kachelofen und die roten Tischdecken. Nur nicht

der Spucknapf, der die bekannte Form der Schildkröte hatte, jedoch mit dem besondern Pfiff, daß, wenn man der Bestie auf die Schwanzgegend trat, sich nicht bloß der Deckel öffnete, sondern das seelenvolle Tier auch noch: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt“, vortrug. Kurz, es war ein Spucknapf mit Musik! und es ist gar nicht zu sagen, welchen Zulauf das Lokal in den ersten sechs Wochen hatte, und wie oft dieses würdige Reptil, dessen Riesenstammmutter nach dem Glauben mancher Völker die Erde auf dem Rücken trägt, Fußtritte bekommen. Aber wie gesagt, bis auf diese modische Verirrung war das Lokal sehr stilvoll.

Die Dame war eine hagere, blonde Frau, die sich trotz der achtunddreißig Jahre, die sie zählen mochte, noch recht gut ausnahm. Sie hatte sogenannte Ponies oder Simpelfransen auf der Stirn und ein blasses, kluges Gesicht, trug einen sehr modischen dunkelbraunen Anzug mit Federbesatz, Goldschmuck an Armen und um den Hals und war stark parfümiert. Ihr Begleiter war wohl um acht Jahre jünger. Er war kaum mittelgroß, aber regelmäßig gebaut, häßlich von Gesicht, mit strohgelbem Haar und ebensolchem Schnurrbart, trug einen Rock wie Pfeffer und Salz, stahlblaue Kravatte und goldnen Zwicker, dessen Schnur er hinter das Ohr gelegt hatte.

„Es ist in der That recht hübsch hier,“ sagte er mit scharf betonender Sprechweise. „Ja, früher

gab es dergleichen nicht in Burg. Die Stadt hat sich in den letzten sechs Jahren merkwürdig verschönert und vervollkommnet. Recht großstädtisch geworden!“

„Ich danke Ihnen nochmals, Herr Doktor, daß Sie sich hierher bemüht haben, wir sitzen hier doch ungestörter und angenehmer als in Ihrem Redaktionslokale,“ erwiderte die Dame.

„Ja, das ist leider finster und muffig. In den großen Berliner Büreaus ist das ganz anders eingerichtet! Ich bin nämlich erst seit einem halben Jahre wieder hier. Aber sehr angenehme Stellung!“

„Ah! die Großmacht Presse!“

„Ich meinte das mehr spezieller. Ich habe mit dem Chef der Zeitung, müssen Sie wissen, gar nichts zu thun, redigiere das Feuilleton ganz selbständig.“

„Deshalb erlaubte ich mir eben, mich an Sie zu wenden, Herr Doktor.“

Herr Journalist Karl Pfumfel, der als Dichter Egon von Waldheim-Wahlfeld hieß, sich aber mit diesem wohlklingenden Namen nicht gut in der Prosa des täglichen Lebens konnte anreden lassen, daher wenigstens gern den Allerweltsehrendoktor hörte, zündete sich eine Zigarre an, that ein paar tüchtige Züge und grunzte dann einiges vor sich hin, wovon seine Gefährtin, trotzdem sie ihm die Worte von den Lippen abzulesen sich bemühte, nichts verstand. Dann nahm er eine andere

Zigarre heraus und sagte, nachdem er sie in Brand gesteckt:

„Na also, jetzt die Sache möglichst schnell abgewickelt! Sie haben schon einiges gedruckt? wo denn?“

„In ‚Auf der Höhe‘ und ‚Von Ost zu West‘.“

„Was haben Sie für 'ne Tendenz?“

„Tendenz?“ lachte die Dame. „Wer nach Tendenzen schreiben will, findet kein Unterkommen für seine Sachen, Herr Doktor. Dergleichen druckt niemand; es muß für alle passen. Aber wenn Sie eine bestimmte Tendenz wünschen, so kann ich ja mit ein paar Federstrichen etwas Entsprechendes hineinbringen. Sonst vermeide ich politische und religiöse Fragen am liebsten.“

„Hm!“

„Die Hauptaufgabe für den Schriftsteller ist heutzutage gesunde Prosa, gefällige und zugleich spannende Darstellung realer Verhältnisse und Vertiefung des psychologischen Moments.“

Sie sprach nicht sehr laut, aber sehr glatt und immer verbindlich lächelnd.

„Ganz gut, ganz gut! wie hießen Sie doch? ich habe mir's, offen gestanden, nicht gemerkt.“

„Ich bin die Frau von Rollfink, mein Schriftstellername: Thekla von Rothelm.“

„Richtig. Stehen auch im kleinen Kürschner?“

„In den zwei letzten Jahrgängen.“

„Haben Sie die Sachen mit?“

„Ich erlaubte mir, sie Ihnen auf der Redaktion einzuhändigen.“

„Ja so! hoffentlich Titel gut gewählt, darauf kommt heute das meiste an. Wie heißt's denn?“

„‚Klippen und Untiefen‘. Oder gefiele Ihnen ‚Im Hafen gescheitert‘ besser?“

„Lieber das letztere.“

In diesem Augenblicke servierte Fritz ein feines Diner.

„Ah, was machen Sie für Geschichten, meine Gnädige! darauf war ich nicht gefaßt.“

„Sie müssen mir schon die Freude machen, heute mit mir zu speisen,“ sagte die Schriftstellerin.

„Das ist ja echte Turtle-Sup. Brillant.“ Der Kellner stellte ein paar Flaschen Niersteiner dazu.

Karl Pfumfel war nicht unangenehm berührt. Wer Ideen und Empfindungen zum besten des ganzen deutschen Vaterlandes produzieren soll, bedarf der Zufuhr gesundes Blut und den nötigen Phosphor erzeugender Nährstoffe.

„Was wollten Sie noch sagen, meine Gnädige?“

„Ich hätte Sie gern noch etwas mit meinen Prinzipien vertraut gemacht. Ich bin der Ansicht,“ sagte Frau von Rollfink, „daß eine Schriftstellerin sich in ihren Arbeiten nicht auf Gebiete wagen soll, die naturgemäß die Domäne des Mannes sind. Es ist doch nun einmal Thatsache — und wir müssen uns immer an das Aktuelle halten — daß der Mann das Weib an Geist und

Kenntnissen überragt, es bleibt uns Frauen ja doch noch das große Feld des Gemütslebens, der feinsinnigen Betrachtung kleiner Züge und das liebevolle Versenken in das Leben der beseelten Natur."

„Ja wohl, ja wohl! Sie bemerken das sehr richtig. Es ist immer gut, wenn eine Schriftstellerin sich der Grenzen, die ihrem Schaffen gesteckt sind, klar bewußt ist, wie Sie, gnädige Frau. Innerhalb dieser Grenzen kann die schreibende Frau dann sehr Tüchtiges leisten. Wir haben jetzt recht hervorragende Schriftstellerinnen," sagte Karl Pfumfel und verschlang dazwischen eine Portion Mayonnaise. „Namentlich ist es für einen Schriftsteller, gleichviel welchem Geschlecht und welcher Sphäre er angehöre, wichtig, daß er sich immer an das Aktuelle halte. Das bemerkten Sie sehr richtig. Immer an das Aktuelle! Wenn Sie Ihre Grundsätze in Ihren Arbeiten befolgen, Frau von Rollfink, so können diese ganz brauchbar sein. Ich will sehen, daß ich Ihnen die Spalten unseres Feuilletons öffnen kann, wenn die Erzählung sich dafür eignet. Das heißt — versteht sich: ich kann Ihnen da nichts Bestimmtes versprechen, ich muß eben erst prüfen, sichten."

„Es wäre möglich," sagte die Dame mit ihrem süßesten Lächeln, „daß Sie einige Ausstellungen zu machen hätten. Ich weiß, es fällt kein Meister vom Himmel."

„Hahahaha! Nein! da haben Sie recht!"

„Wenn Sie also in meinen Arbeiten Spuren eines echten Talentes finden, das Ihrer Förderung wert erscheint und Sie wären geneigt, etwaige Fehler zu beseitigen oder Zusätze anzubringen, so würde ich Ihnen äußerst dankbar dafür sein. Natürlich müßte alles innerhalb des Weiblichen, Reinen gehalten —“

„Wissen Sie was? Ah, dieser Rehbraten ist ganz köstlich — wissen Sie was, Frau von Rollfink, das geht nicht gut an. Ihr Zutrauen ist mir sehr schmeichelhaft, aber sehen Sie — ich habe früher auch so historische Novellen, Familiengeschichten und dergleichen für gangbare Journale geschrieben — was will man machen, man muß leben, und man muß schreiben, was Absatz findet. Als Redakteur wiederum muß man nehmen, was man dem tausendköpfigen Ungeheuer Publikum bieten darf. Sie bemerkten das vorhin schon selbst sehr richtig. Von Tendenz und dergleichen darf da nicht die Rede sein. Die Sachen müssen auf jedem Familientische liegen können, dürfen in keiner Weise Anstoß erregen. Aber — nun meine äußere Lebensstellung, wie ich hoffe, gesichert ist, und nachdem ich zum Teil doch auch andere Anschauungen über die Aufgaben der modernen Kunst gewonnen habe, werde ich mich hüten, in jenem Genre meine Kräfte zu vergeuden.“

„Sie wollen Ihr schönes Erzählertalent doch nicht brach liegen lassen, Herr Doktor?“

„Hahaha! nein, das nicht, meine liebe Frau von Rollfink! — darf ich Ihnen nicht eingießen? — Aber sehen Sie, ich stehe jetzt auf eignen Füßen — ich werde von nun ab nach meinen eignen Überzeugungen schreiben, werde die Erfahrungen und Anschauungen, die ich in einer etwas wild genossenen und geistig reich bewegten Jugend gesammelt habe, verwerten. Mit einem Worte, ich schließe mich der neuen, von Zola inaugurierten großen Ära des Naturalismus an."

„Ah, Egon von Waldheim ist der Mann seiner Zeit! Ich gratuliere, Herr Doktor!"

Karl Pfumfel stürzte ein Glas Niersteiner auf einen Ruck hinter die stahlblaue Kravatte, schnalzte und schwatzte, putzte sich den Bart und langte dann nach der Mehlspeise mit Sauce à la reine.

„Es ist demnach sehr unbescheiden," fuhr die Schriftstellerin etwas zaghaft fort, „einem so kraftgenialen Manne die Erzeugnisse meiner Mußestunden zur Durchsicht und Korrektur zu unterbreiten, und ich sehe ein, daß ich Ihnen zu viel zugemutet habe."

„Nicht doch, nicht doch, meine liebe Frau von Rollfink. Unterscheiden Sie: ein anderer ist der Dichter, der dem Gotte in seiner Brust, ein anderer der Redakteur, der dem Geschmacke des Publikums Rechnung trägt. — Stoßen wir an: hoch die Poesie! darüber haben wir uns ja vereinigt. Oh, ich werde — ich werde Ihre Sachen mit Interesse

lesen, mit Begeisterung, meine verehrte Frau von Rollfink!“

„Darf ich hinzufügen,“ lispelte die Dame noch einige Grade freundlicher und präsentierte ihm das Kompot, „daß, wenn ich der Ehre teilhaftig werde, eine Korrektur von Ihrer berühmten Feder zu erfahren und meine Arbeiten in Ihrem weitverbreiteten Blatte aufgenommen, vielleicht sie dem Besitzer der Zeitung, Herrn Buchhändler Mierauer, zur Buchausgabe empfohlen zu sehen, ich auf eine Honorierung der Sachen selbstverständlich keinen Anspruch erhebe, ja im Gegenteil für Ihre Mühwaltung Ihnen in jeder Weise erkenntlich zu sein denke.“

Karl Pfumfel verbeugte sich. „Ah, soso! na, wie gesagt, Sie sollen mich jederzeit zu Ihren Diensten finden, ich werde alles thun, um Ihr schönes Talent zu fördern und Ihnen die Wege zum Ruhme zu bahnen. Ja — wenn alle Schriftstellerinnen so klar, so scharfsinnig wären! — Aber wahrhaftig, es ist unverantwortlich, Sie selbst trinken fast gar nichts, und ich bin bald mit der zweiten Flasche fertig.“

„Darf ich eine dritte kommen lassen?“ fragte die Dame und drückte auf den Knopf der Klingel.

„Ah, meine schönste gnädige Frau, beileibe nicht, ich küss’ die Hand.“

Aber der Kellner erschien schon. Frau von Rollfink bestellte also wenigstens eine Chartreuse für Herrn von Waldheim.

„Ich hoffe, öfter die Freude Ihres belehrenden und geistig fördernden Umgangs zu haben, Herr Doktor von Waldheim," sagte die Schriftstellerin, „ich habe mir erlaubt, meinem Manuskripte meine genaue Adresse beizufügen. Sie werden mich doch besuchen, nicht wahr?"

„Ich werde nicht verfehlen, verehrte Frau," antwortete er, sich verbeugend, nahm eine von den feinen Zigarren, die ihm der Kellner präsentierte, und füllte sich das Glas. „Auf Ihr ganz spezielles Wohl, meine schöne Frau, und auf gute Kameradschaft!"

Die Dame, die einen Augenblick daran gedacht, aufzubrechen, sich aber überlegt zu haben schien, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, sagte nach einer kleinen Pause: „Und nun noch etwas, Herr Doktor!"

„Schießen Sie los, meine liebe Baronin!"

„Ich habe da einen sehr interessanten Stoff, den ich zu bearbeiten gedenke. Wenn ich meinen Roman: ‚Im Hafen gescheitert' glücklich bei Ihnen untergebracht sehe, so bekommen Sie das neue Werk auch: ‚Streifzüge auf der Balkanhalbinsel' mit der eingeflochtenen Novellette ‚Eine Metze Diamanten.' Ich habe nämlich einen Kousin, der Gesandtschaftsattaché bei der Pforte war, — gegenwärtig ist er an einem anderen Hofe akkreditiert — und der mir seine tagebuchartigen Aufzeichnungen übergeben hat, damit ich sie in diskreter Weise schriftstellerisch verwenden könne."

„Famos, ganz famos! Warum macht das der Herr nicht selbst? das müßte recht frisch und pikant gehalten sein!“

„Er behauptet, weder Zeit noch Neigung dazu zu haben. — Da ließen sich nun hochinteressante Reisebilder herstellen, Mitteilungen über türkische und rumänische Zustände enthaltend.“

„Bulgarien müßte da auch hineingezogen werden, das steht jetzt im Mittelpunkt des Interesses! Bulgarien! Hören Sie!“

„Bulgarien, ja wohl!“ sagte Frau von Rollfink. „Ah — und dann ist eine köstliche Geschichte von einer Frau von — na sagen wir Florentin, der bildschönen Gattin eines rumänischen Offiziers, die zwei Jahre lang die Mätresse eines Vetters von Sultan Hamid gewesen, eines märchenhaft reichen und schönen orientalischen Fürsten, des Prinzen Jussuf.“

„Prinz Jussuf ist gut, sehr gut! Der Niersteiner ist gut, aber Prinz Jussuf ist auch gut!“

„Es wurde viel gefabelt über die Sache, erzählte mir mein Kousin noch persönlich, z. B. daß der Prinz seiner Geliebten, als er ihr auf Befehl des Sultans — gelegentlich seiner Verheiratung mit einer cirkassischen Prinzessin — den Abschied geben mußte, eine ganze Metze Diamanten in den Schoß geschüttet.“

„Warum nicht bald einen Scheffel? Hahaha! das schmeckt doch ein bischen nach Tausendundeiner

Nacht, hören Sie! Scheffel Diamanten sagten Sie? was? Gott, der Wein ist verdammt stark! Tausendundeine Nacht sag' ich Ihnen!"

„Und soll vollständig authentisch sein. Was aber das Pikanteste bei der Sache ist, so versicherte mir der Verfasser der Aufzeichnungen, als er mich vor vierzehn Tagen besuchte, daß er die Dame hier, im Theater gesehen habe."

„Donnerwetter! das wäre! Ja hören Sie, die schlachten Sie ein, deuten Sie das letzte auch an. Das ist ganz brillant! Wenn Sie das hübsch machen, so ist Ihr Ruhm sicher!"

„So kann ich mich auf Sie verlassen?"

„Wie auf Gold. Das nehm' ich unbedenklich! — Sie werden doch nicht gehen wollen, meine Gnädige? Es plaudert sich so allerliebst mit Ihnen! Ich bin entzückt von Ihrer Bekanntschaft! Haben Sie nicht noch mehr auf dem Herzen? Sie sind eine reizende Frau!"

„Ich bitte Sie, ich habe schon so viel gesprochen. Warum erzählen Sie mir nichts? Sie haben mir noch gar nicht gesagt, wie Ihnen die jungen Mädchen in Burg gefallen."

„Ah!" — stöhnte Karl Pfumpfel alias Egon von Waldheim-Wahlfeld, „schöne Frauenzimmer hier, göttlich schön! Kleines Verhältnis angeknüpft!"

„Sehen Sie mal. Das müssen Sie mir erzählen."

„Ah, das ist nichts für Sie, Frau Baronin.

Sie würden das gar nicht verstehen, aber —" er küßte sich auf den Zeigefinger der linken Hand und schleuderte dann den Kuß graziös an die Decke.

„Warum denn? wer ist sie denn?" fragte Frau von Rollfink aufgeräumt, denn sie hatte das Bewußtsein, jetzt Oberwasser zu haben.

„Ja, das ist es ja eben! Bildhübsch, d. h. nicht gerade schön, aber so — chic — so fesch — pikant, wissen Sie, voll und kußlich. Aber was? — was, was . . . was wollte ich doch sagen! „Ah so — na ja!" und er zog sich die Weste herunter, als wenn sein geistiger Schwerpunkt in diesem Kleidungsstücke säße. „Na ja! Sehen Sie, wir Anhänger der neuen Richtung haben mit dem alten Gerümpel, dem Minnig-Sinnigen, gründlich aufgeräumt. Die Winselei mit der höhern Töchterliebe — das hat nun „a End". Wir suchen das reife, gesättigte und doch liebebedürftige Weib auf, am liebsten unter dem Volke, bei der Arbeit, verstehen Sie, Frau von Rollfink! da ist ein frischer, kecker Zug, Lebensdrang und Lebenskraft mit Verachtung des lumpigen Schnickschnacks jener widerlichen Töchterschulbildung und angeheuchelten oder andressierten Sittsamkeit. Da ist pulsierende Glut! das quillt und schwillt von Kraft und Frische! das — na, lassen Sie am Ende doch noch eine Flasche kommen!"

Frau von Rollfink drückte abermals auf die Klingel und bestellte die dritte Flasche Niersteiner.

Sie saß ihm gegenüber, die Arme vor sich auf den Tisch gelegt, und betrachtete lächelnd den modernen Halbgott, der, ihr das Profil zukehrend, den rechten Arm aufstützte, um so die Zigarre besser halten zu können, indes er mit der Linken in der Luft herumfuchtelte.

Endlich hatte sie gefunden, was sie brauchte! Lange genug hatte es gedauert. Lange genug hatte sie bei Buchhändlern antichambriert, in Redaktionen gewartet, war hier abgewiesen, dort hinauskomplimentiert worden und hatte mit der Zähigkeit einer Ameise und der Unverfrorenheit eines Weinreisenden sich's nicht verdrießen lassen, ihre Sachen immer wieder anzubieten. Denn Frau von Rollfink betrachtete die Welt als einen Bazar, in dem alles verkäuflich und auch käuflich wäre, wenn man sich nur die Mühe nähme, seinen Mann zu suchen. Jetzt hatte sie gefunden, was ihr not that, den Edlen, der ihren Roman „bringen“ würde, der ihr einen Verleger verschaffen, Reklame-Artikel für sie fabrizieren, ihre Biographie, ihr Bild erscheinen lassen würde. Mochte ihr der Ruhm immerhin etwas kosten — es war eben auch etwas wert, eine anmutige Erzählerin zu heißen wie die Gräfin von Arnsfeld und die Frau von Warnerode-Tippelstein.

Frau von Rollfink lehnte sich behaglich in ihren Stuhl und sagte, während der fesche Fritz die neue Flasche entkorkte: „Sie sind ein Originalmensch, Herr Doktor!“

„Haha! da haben Sie vielleicht nicht unrecht, meine Gute! Originalität, wissen Sie, das ist heute die Losung! doch dabei ernste Arbeit! ernstes Studium! das Studium der Volksseele! Die große poetische Aufgabe der Gegenwart ist die Schilderung des Volkselends; in der Form: Breite, kolossale Breite und — absolute Naturwahrheit! Ist jetzt Modesache, wissen Sie. Und man muß da verstehen mitzumachen, d. h. auf der Zinne seiner Zeit stehen! Verstehen Sie wohl? Aber das ist Männersache, natürlich. Ich schreibe also — 'nen Roman ‚Die Kanaille‘ — d. h. vor der Hand ganz entre nous — da werd' ich mal unserer faulen Kultur die Eingeweide herauszerren, etsch! da sollen Sie Zola überzolat und Kretzer überkretzert finden! Wer das Buch lesen kann, ohne daß ihm übel wird — à la bonne heure! Also natürlich studiere ich das Volk, nun: meine Geliebte ist zugleich die Heldin in der ‚Kanaille!‘ Großartig! wie? Aber denken Sie nicht etwa an schmachtende Hingabe, — hol mich der Teufel, eine kleine drollige Wildkatze ist es — brr! ich weiß nicht, ich muß mal 'nen Schluck Wasser nehmen. — Was sagt' ich doch gleich? Wildkatze? Was? sprachen wir von Wildkatzen, Sie?“

„Von Ihrem Schätzchen, Herr von Waldheim.“

„Ja so! ja, das ist 'n reizender Käfer! Allerdings, wenn ich sie so des Abends abhole, dann umwittert sie wohl zuerst etwas von dem leichten Mißduft, der ihrer Arbeit anhaftet, aber das

verfliegt, wenn wir durch die frische Nachtluft wandeln."

„Wo ist sie denn am Tage beschäftigt?" fragte die Baronin.

Der Originalmensch klappte plötzlich mit beiden Händen auf den Tisch und neigte sich dabei mit seinem heißen, aufgedunsenen Gesicht gegen sie, daß sein weinduftender Atem sie anwehte. „Ja," sagte er kichernd und grinsend, „die Bertha rollt halt Rollmöpse, meine schöne Dame! famose Rollmöpse mit Pfeffer und Zwiebel! Haben Sie schon 'mal Kater gehabt? so'n ganz kleines, niedliches Käterchen? Da kann ich sie Ihnen empfehlen. Ja, daß dich das Mäusel beiß! hahaha!" Dabei legte er seinen Arm um die Schulter seines Schützlings.

Die Dame stand auf und erwiderte lächelnd wie immer: „Es war mir sehr interessant, Herr Doktor, bitte, lassen Sie sich nicht stören, ich muß nun leider fort."

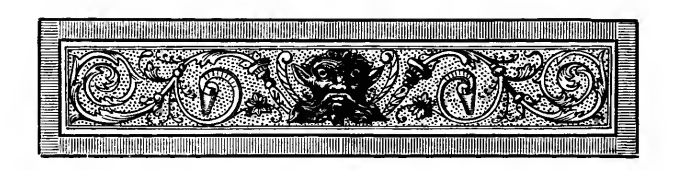
Aber Pfumfel stand mit auf, umarmte die Baronin von neuem und sagte, sie etwas scheu von unten herauf ansehend, mit schwerer Zunge: „Ach, meine schönste, angebetetste Baronin, wären Sie doch noch etwas geblieben! Sie sind eine reizende Frau! Ich könnte Sie lieben, wahrhaftig, ich könnte Sie lieben, aber ich kann Sie nicht lieben, denn — Sie sind mir eine zu anständige Frau!"

Frau von Rollfink drückte ihm die Hand, nickte ihm zärtlich zu und lispelte: „Leben Sie wohl, Herr Doktor!"

Darauf verließ sie eilig die stilvolle Bierstube, indes Pfumfel nach einigen Bücklingen auf seinen Stuhl zurücksank, eine Weile vor sich hinstarrte und auf dem Tischtuch hin und her kratzte. Endlich raffte er sich etwas auf und sagte: „Na ja, jetzt läuft sie weg, das zimperliche Frauenzimmer, die gute Baronin! Als ob ich was Anstößiges gesagt hätte! hat mich ja lange genug gedrängelt, die adlige Gans, nun waren ihr die Rollmöpse nicht recht. Adlige Gans gut, Rollmöpse gut, Niersteiner auch gut! Dein Wohl, Bertha!"

(Ende des Intermezzos.)





Zehntes Kapitel.

Stanislaw von Wielopolski hatte Besuch. Die beiden Herren saßen an dem etwas wackeligen, ovalen Tische, der vor dem Sopha stand, und Wielopolski kochte auf seiner kleinen Stürzmaschine erst dem Fremden, dann sich selbst Kaffee, wozu Zigarretten geraucht wurden. Die Unterhaltung wurde polnisch geführt. Der Gast war ein mittelgroßer Mensch mit länglichem Kopf, struppigem, semmelblondem Haar und stechenden, blaugrauen Augen. Seine Wäsche war etwas unsauber, aber seine Kleider ziemlich gut. Er hatte eine scharfe, hastige Art. Das slavisch-tatarische Gepräge war unverkennbar und stach unangenehm ab gegen Wielopolskis bei aller Armseligkeit vornehmes, geschmeidiges Wesen und seinen rein polnischen Typus.

„Sie glauben noch immer nicht, daß wir es ehrlich meinen?“ sagte Iwan Kasaikow. „Ich sehe eine Mißtrauensfalte zwischen Ihren Augenbrauen.“

Der Pole strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Falte glätten. „Verzeihen Sie,

Sie wissen, es ist ein vielhundertjähriger Antagonismus, das ist so furchtbar schwer überwunden, Iwan Dimitrowitsch."

„Ich bitte Sie, welche Gewähr soll ich Ihnen noch geben, wenn Sie die Solidarität der Interessen nicht für eine solche halten? Wollen wir uns mit Phrasen aufhalten? Aber das ist der Unterschied: Wir — wir Russen — steuern dem Neuen entgegen, Ihr Polen hängt an dem Historischen, dem Alten."

„So geben Sie selbst zu, daß das Interesse unserer Rassen im Grunde genommen kein solidarisches sein kann."

„Aber um Gotteswillen, mein Bester, habe ich denn schon versucht, mich oder Sie zu täuschen? sicher ist es so. Was wollen Sie? Wir sind augenblicklich Verbündete; wenn unsere Enkel Feinde sein wollen, wir werden es in keiner Weise hindern können. So lassen Sie doch einmal den alten Quark, die verblichene Königsherrlichkeit und das kindische Woiwodentum aus den Augen. In der Weise geht es doch nicht wieder, das hat Ihnen der alte Jean Jacques Rousseau schon dargethan. Sie sind überhaupt alles, nur kein Politiker, mein Herr. Diese Verse und Aufsätze" — der Russe schlug mit der flachen Hand auf einen Stoß beschriebener Blätter, die neben ihm lagen — „sind ja recht hübsch, sehr hübsch, wie ich Ihnen schon bemerkte; ich unterschätze die Macht, die Sie in der Gewandtheit des

poetischen Ausdrucks besitzen, keineswegs, ja sie hat einen wesentlichen Anteil an der großen Propaganda, der wir dienen. Aber —"

„Aber so sehr das Schicksal meines Vaterlandes mir am Herzen liegt, diese mehr unpersönliche Förderung seiner Interessen ist nicht nur meinen Anlagen, auch meiner Geistesrichtung im allgemeinen analoger. Ich zögere, mitten in das Getriebe der Verschwörungen einzugreifen."

„Sie kommen von den leidigen Sentiments nicht herunter."

„Gewiß, ich bin mehr Schwärmer und Sie mehr Fanatiker."

Iwan Kasaikow zuckte die Achseln.

„Sollte Ihre Schwärmerei sich indes immer nur in Worten Genüge thun? Thaten sind es, was wir brauchen? Auch Worte können Thaten sein — aber wenn Ihnen — wie hier — geboten ist, auch in anderer Weise der großen Sache zu dienen, so zerstiebt der Wert schwärmerischer Verse wie Flittergold."

Wielopolski antwortete nicht. Er schien zu überlegen. Der andere fuhr fort:

„Halten Sie sich doch an die Gegenwart, an das vom Augenblick Geforderte. Warum wollen Sie zaghafter sein als andere Ihrer Landsleute, die mit uns gemeinsame Sache machen gegen den gemeinsamen Feind? Sollte das, was Alexander Herzen schon vor dreißig Jahren anerkannte und

predigte: ein konstitutionelles Rußland neben einem freien Polen noch immer nicht Glauben bei unsern polnischen Brüdern finden? Soziale Reform und politische Selbständigkeit der Stämme gehen Hand in Hand. Dies ist die Losung der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts."

„Ich hörte früher einen Bekannten Ähnliches behaupten."

„Sehr gut. Aber Sie sollten dann einsichtsvoller sein. Ich reise hin und her. Heut Paris, morgen London, übermorgen Berlin. Es ist meine Aufgabe, mit den polnischen Unzufriedenen zu verhandeln — aber Schwierigkeiten an allen Seiten! Indes wir haben eine Mission und wir werden sie erfüllen. Seien Sie sicher, daß wir sie erfüllen werden! Doch während wir Sie zu Ihrem Glücke zu zwingen suchen, wünschen Sie und Ihre Freunde in unseliger Verblendung den Zeitpunkt zu vergessen! Sehen Sie nicht ein, daß, wenn wir ohne Ihre Hilfe fertig geworden sind, Sie auch keinen Anspruch mehr auf unsern Dank haben? Fangen Sie doch endlich an, die Sache praktisch zu behandeln!"

„Sie sagten sehr richtig, unser Blick sei auf das Vergangene gerichtet und der Ihre in die Zukunft," erwiderte der Pole nachdenklich, scheinbar mit Übergehung der letzten Ausführungen Kasaikows. „Sehr richtig! Unser Standpunkt ist der nationale, Ihrer der soziale."

„Halten Sie das nochmals zu erklären für nötig oder wollen Sie es nur namentlich in Erinnerung bringen, um besondere Konsequenzen zu ziehen? — Allerdings ist es so,“ fuhr Kasaikow fort, da der andere zögerte, „aber in jedem Falle sind wir beide Revolutionäre.“

„Gegen verschiedene Prinzipien!“

„Bei allen Heiligen! aber verschiedene Prinzipien in Personalunion! Wo hinaus wollen Sie?“

„Ich nehme alle Ihre Vorschläge an, Iwan Dimitrowitsch,“ sagte der Pole, „wir machen gemeinschaftliche Sache, gut! ich wollte weiter nichts, als die Zufälligkeiten dieser Verbindung und die Verschiedenheit der Grundlagen derselben nachdrücklich konstatieren.“

„Man merkt, daß Sie lange unter Deutschen gelebt haben,“ sagte der andere spöttisch. „Wir sind jetzt eine halbe Stunde oder mehr auf ein paar Phrasen um eine Wüste Karussell gefahren. Da haben Sie die Unfruchtbarkeit Ihrer Ideen! Also zum Wesentlichen: Wollen Sie mir die Adresse der polnischen Edeldamen nennen, die auf Ihre Empfehlung die Keller ihres Schlosses zu einer nihilistischen Druckerei öffnen würden, so erhalten Sie die Liste unserer Agitatoren und die Bezeichnung ihrer Aufenthaltsorte. Pfand gegen Pfand.“

Stanislaw Wielopolski warf einen letzten unsicheren Blick auf das wenig einnehmende Gesicht des Russen, strich sich nochmals über die Stirn

und händigte ihm dann ein Papier ein, worauf er schnell einige Worte geschrieben, um dafür ein anderes Dokument aus den Händen seines Gastes in Empfang zu nehmen.

„So wäre die Sache in Ordnung,“ sagte Kasaikow. „Den Handkoffer lasse ich Ihnen ebenfalls hier. Sie sind vollkommen überzeugt, daß er ganz sicher bei Ihnen ist?“

„Vollkommen.“

„Und nun noch eins: ich habe eine Weisung aus London, daß sich hier in der Stadt ein Subjekt befindet, das, vermutlich weniger aus politischen Antrieben als aus Ergebenheit gegen eine gewisse vornehme Dame, die Prinzipessa da Fualti in Rom, sich zum Spione unserer Regierung hergibt. Aber man hat den Namen nicht ermitteln können oder thörichterweise vergessen. Die Sache beruht überhaupt mehr auf Kombinationen. Vielleicht könnten Sie zufällig auf eine Spur kommen, zum mindesten seien Sie vorsichtig. Doch zum Mißtrauen darf man Sie kaum ermahnen.“

„Ich kann nur vorsichtig sein,“ erwiderte der Pole lächelnd. „Das Talent zur Spionage geht mir ab, wie sollte ich Spione ausspionieren können. Ist der Betreffende Ihr Landsmann?“

„Es soll ein Deutscher sein, ein Künstler oder dergleichen. Haben Sie einige Verbindungen in solchen Kreisen?“

„Nein, aber ich kenne einen jungen Gelehrten,

einen sehr gescheiten und liebenswürdigen Menschen, der viel Teilnahme für mich hat. Vielleicht, daß ich durch ihn etwas erfahren könnte, und daß es mir somit glückte, Licht in diese Angelegenheit zu bringen."

„Wer ist der Herr?"

„Doktor Klinghart, ein durchaus zuverlässiger Mann. Er ist Privatdozent an hiesiger Universität."

„Hm! na, wie gesagt, könnten Sie etwas erfahren, dann erwiesen Sie der Sache einen nicht unwesentlichen Dienst. Und nun leben Sie wohl! Ich habe Eile, wenn ich mit dem nächsten Zuge noch fort will. Leben Sie wohl und nehmen Sie unsern Dank."

Elftes Kapitel.

Nachdem Kasaikow gegangen war, schloß der Pole die Thür hinter ihm ab und blieb dann eine Zeitlang in Gedanken verloren am Tische stehen. Dann trat er an das Fenster, sah auf die Armesündergasse hinunter, wo die Kinder in den ehemals festgefrornen aber jetzt in der Februarsonne tauenden Gossen noch zu schlittern versuchten, trommelte an den Scheiben und kehrte sich endlich ins Zimmer zurück. Er ergriff den kleinen grauen Handkoffer, den der andere zurückgelassen und ver-

wunderte sich über seine Schwere. Dann legte er ihn unten in seinen Kleiderschrank, den er bisher immer offen stehend gehalten und schloß die Thür sorgfältig ab. Als er dann noch das Kaffeezeug forträumte und auf einen kleinen Seitentisch stellte, wo es die Aufwärterin zu finden gewohnt war, hörte er nebenan Nanni Philipps unglaublich phantastischen Gesang. Sein Zimmer war nämlich nur durch eine Thür von der Wohnung der Geschwister getrennt, und obgleich von jeder Seite ein Schrank vorgebaut war, konnte man besonders lautgesprochene Worte oder anderes starkes Geräusch doch noch ziemlich gut vernehmen. Nanni war vollständig unmusikalisch, sie konnte den lieben Augustin von Ach bleib mit Deiner Gnade und eine Symphonie von einer Operettenmusik absolut nicht unterscheiden. Trotzdem hatte sie häufig den Drang, sich in Tönen zu äußern. Es war dies übrigens jedesmal ein Zeichen, daß der Bruder nicht zu Hause war, denn er gestattete ihr nicht, ihn durch ihre kühnen Expektorationen in seinen Arbeiten zu stören. Der Pole aber mußte immer lächeln, wenn er Nannis Jodler hörte, er hatte ihr schon einmal gesagt, daß, wenn sie sänge, es ihm vorkäme, als wenn ein Krokodil Leibweh habe. Heute lächelte er nicht, er dachte nicht einmal an dieses angenehme Amphibium und seine gestörten Unterleibsfunktionen. — Es dauerte auch nicht lange, als Nanni abbrach, mitten in Text und Melodie, wenn

die kecke Fanfare eigner Komposition diesen Namen verdiente.

Stanislaw von Wielopolski wurde erst wieder aufmerksam, als er sie nach einiger Zeit heftig schluchzen hörte. Er blieb vor dem Kleiderschranke stehen und lauschte. Nach und nach ging ihr Weinen wieder in Gesang über, er konnte die Worte, die sie diesem zu Grunde legte, sehr gut verstehen und diese Worte rührten ihn. Er war sehr mitleidig und gutmütig, und Nanni war ihm überhaupt nicht gleichgültig; nachdem er ein Weilchen gezögert, verließ er das Zimmer und klingelte bei Philipps. Es dauerte eine kleine Zeit, bis Nanni durch die Scheiben guckte und, nachdem sie den Nachbar erkannt, aufmachte.

„Ignaz ist nicht zu Hause,“ sagte sie verwirrt, indem sie die offnen Locken, in welche sie einen Epheuzweig etwas phantastisch geflochten hatte, in den Nacken strich und ein altes rotseidenes Tuch von ihren Schultern nahm.

„Ich wollte auch mit Ihnen sprechen,“ sagte der Pole, der sie wohlgefällig betrachtete, „ich weiß schon, daß ich nicht hinein darf. Ich würde Sie ja nicht belästigen, aber Sie haben im Prinzip ganz recht, so muß es gehalten werden. Ich wollte auch nur fragen — ob — Ihnen vielleicht etwas geschehen sei; ich hörte Sie erst so munter singen — Sie wissen schon: das Krokodil — aber

dann haben Sie geweint. Ich wollte Sie gern trösten."

„Das können Sie ja doch nicht," antwortete das Mädchen mit zuckenden Lippen.

„Kann ich Ihnen vielleicht helfen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Es macht oft das Herz leichter, wenn man seinen Kummer sagt," fuhr er leiser fort. „Aber Sie haben wohl kein Vertrauen zu mir?"

„O doch," erwiderte sie und setzte nach einer Pause hinzu: „Ich bin so ganz allein auf der Welt, und niemand kümmert sich um mich — da ist mir oft so bange — es ist schrecklich, wissen Sie, immer allein zu sein." Damit traten ihr wieder die Thränen in die Augen.

„Armes Mädchen, es ist freilich schlimm, daß Sie keine Mutter haben und keine Verwandte — wenn ich Frau wäre, ich denke, es müßte eine Freude sein, sich lieben Geschöpfes anzunehmen — aber deutsche Frauen haben wenig Herz." Wenn er mit Nanni sprach, nahm er das Grammatische nicht so genau. „Herr Philipps ist so in Anspruch genommen mit seinen Arbeiten —" fuhr er fort.

„Ach der!" sagte sie mit einem Ausdruck von Unwillen.

„Ich denke doch, er meint es gut mit Ihnen, aber er hat nicht die Art zu Frauen, und dazu ist er kränklich. Leidende haben so viel mit sich zu thun, Sie müssen Nachsicht mit ihm haben."

„Er meint es auch nicht gut mit mir“, sagte sie, „er hat ein spöttisches, verächtliches Wesen. Das wäre mir ja gleich, wenn ich sonst jemanden hätte. Es wird mir manchmal ganz Angst vor der ganzen Welt und vor mir selber, und wie es später einmal gehen soll.“

Er drückte ihre Hand und seufzte.

„Ich werde mit Herrn Ignaz sprechen, ich habe so viel Gefühl mit Ihnen. — Aber es zieht hier sehr, Sie werden sich noch erkälten! Wollen Sie etwas ausgehen? Dann möchte ich mitgehen, und wir plauderten ein wenig.“

Sie nickte. „Ja, ich will. Ich werde mich schnell anziehen. Wenn ich Ihnen nur fein genug bin, Herr von Wielopolski!“

„Sie sind ein sehr feines Mädchen, Fräulein Nanni“, sagte er freundlich. —

Als sie bald darauf zum Entsetzen aller Weiber im Mangelkeller und Grünzeugladen zusammen die Ledergasse hinaufgingen, sagte Nanni:

„Wo wollen wir hingehen?“

„Es gibt eine schöne neue Konditorei in der Thorstraße, dort könnten wir Kaffee trinken!“

„O, ich möchte sehr gern einmal wo anders sitzen als in unserer gräßlichen engen Stube oder der abscheulichen Küche. Aber etwas muß ich Ihnen sagen: es darf dort nicht sehr teuer sein, denn Ignaz ist ziemlich knauserig mit meinem Taschengelde.“

Wielopolski lächelte und bemerkte, daß das seine Sache sei. Dies brachte sie in große Verlegenheit, sie wäre nun am liebsten gar nicht gegangen, aber sie wagte nicht, es auszuschlagen. Dafür nahm sie sich das Herz zu einer andern Bemerkung.

„Ich möchte Ihnen noch etwas sagen, Herr von Wielopolski."

„Nun?"

„Sie werden sich doch nicht etwa einbilden, daß ich Sie zum Liebhaber nehmen wollte? Das dürfen Sie nicht, und andere sollen das auch nicht denken."

„Ob es andere denken wollen, das können wir ihnen doch nicht verbieten. Und was mich anlangt, so bin ich gar nicht arrogant — ich dürfte jungen Damen ziemlich langweilig sein — aber wenn ich Ihnen nun gut wäre, Fräulein, setzen wir blos den Fall, wäre das ganz unmöglich, daß Sie mich auch gern hätten?"

„Ach gern hab' ich Sie ja sehr. Sie sind besser als alle andern, die ich kenne" — sagte sie gedehnt und putzte den thauenden Schnee von ihrer Muffe, die ein etwas merkwürdiges Exemplar ihrer Gattung war, das seine Existenz Nannis nicht eben sehr geschickten Händen und einer alten Atlasmantille ihrer Mutter verdankte.

„Aber?" fragte Wielopolski.

„Aber einen ausgenommen, der — in den —"

„In den Sie verliebt sind, nicht wahr?"

Nanni nickte mit einem halb melancholischen,

halb schelmischen Gesicht. „Leider ja, obschon er keinen Deut nach mir fragt!“

„Fräulein Nanni, so passen wir sehr gut zusammen. Wir sind beide allein, und wenn Sie keinen Deut nach mir fragen, will ich sagen: nach meinem Herzen, und ein anderer fragt nicht nach Ihrem Herzen, so müssen wir uns zusammen trösten von unglücklicher Liebe.“

Sie lachte. Seine Sprachfehler waren so nett!

„Gott sei Dank, daß Sie noch lachen können! Wissen Sie, als ich Sie vorhin singen hörte von einem armen Kind ohne Liebe, da dacht' ich gar nicht, daß Sie das so meinten. Ihre Sprache ist sehr arm. Manche haben für jede Zärtlichkeit ein neues Wort — im Deutschen ist alles Liebe. Als ob man nicht aus Liebe zu jemandem seine Liebe unterdrücken könnte!“

„Wie meinen Sie denn das?“

„Ja, Sie verstehen es nicht einmal! Das ist eben das Verhängnisvolle für das Weib, daß seine Liebe Aufopferung ist, und die des Mannes, oder doch vieler Männer, Begehr.“

„Ach, was Sie für närrisches Zeug reden! Sie haben recht, das versteh' ich nicht.“

Eine Weile gingen sie ohne zu sprechen. „Fräulein Nanni,“ sagte er endlich, „wenn ich es errate, wen Sie mit dem andern meinen, was bekomme ich dann?“

„Bilden Sie sich doch nicht ein, daß ich Sie

würde das raten lassen! Und wenn auch — dann wollen Sie noch etwas dafür bekommen? Was denn zum Beispiel?"

„Natürlich einen Kuß."

Sie gab ihm gar keine Antwort, sie machte nur ein bitterböses Gesicht und fing an, schneller zu laufen. Endlich sagte sie, sich umdrehend: „Das war sehr albern von Ihnen."

„Seien Sie noch mal gut, Fräulein Nanni. Ich gebe es zu, es war albern. Und schlecht obendrein, denn es war ein Vertrauensbruch. Wollen Sie mir noch einmal verzeihen?"

„Meinetwegen," sagte sie etwas unsicher. Sie glaubte, wenn man um Verzeihung gebeten würde, müsse man sie auch gewähren. Es ging ihr oft so, daß sie nicht recht wußte, was sie thun sollte.

Da sie in diesem Augenblicke am Ziele waren und Wielopolski ihr die Thür öffnete, traten sie ein, und der süße Geruch, die strahlende Beleuchtung schienen sie denn auch vollends versöhnlich zu stimmen. Sie lachte ihn an und er lächelte wieder und drückte ihr die Hand, während er einige Süßigkeiten bestellte.

„Fräulein," sagte er dann, als sie an einem kleinen Tischchen saßen und während Nanni einer Tasse Schokolade, die vor ihr stand, eine fast feierliche Aufmerksamkeit widmete, „ich möchte Sie etwas fragen."

„Nun so fragen Sie."

„Warum waren Sie vorhin so allerliebst maskiert?“

Sie tippte lächelnd in der Schlagsahne herum und meinte: „Wenn ich Ihnen das sage, lachen Sie mich blos aus.“

„Das ist noch die Frage. Es ist auch nicht Neugier allein, wenn ich wissen möchte, warum Sie sich wie eine Waldprinzessin putzen, um zu schluchzen, daß man mit weinen möchte.“

Sie nahm eine geheimnisvolle Miene an und sagte: „Ja das verstehen Sie nicht.“

„Das ist wahr. Die Mädchen sind sehr sonderbar. Wenn Sie vorhin sagten, daß Sie mich nicht verstünden, so geht es mir mit Ihnen ebenso. Ich möchte wohl wissen, wenn sich zwei heiraten, jedes aus einer andern Welt, wie lange es dauert, bis eines die des andern kennt oder bis sie eine gemeinsame Welt haben. — Also bitte!“

„Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, vielleicht weiß ich es überhaupt nicht genau. Aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, so ist es wohl nur — weil es so wenig Abwechslung in meinem Leben gibt, und weil es so unerträglich ist, stundenlang auf demselben Flecke zu sitzen und schlechte Socken zu flicken. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie schauderhaft das ist! Ignaz sagte einmal“ — fuhr sie nachdenklich und zögernd fort — „er verachte alle Weiber, weil ihr Leben keinen Inhalt hätte. Ich wußte zuerst nicht, was er damit meinte, aber es

ist vielleicht das: Es ist alles so leer. Sie wissen gar nicht, wie mir manchmal bange ist, wie nach dem Frühling. Wenn ich mich dann herausputze — wie Sie mich gesehen haben, so bin ich mir wenigstens selbst eine Abwechslung, und die ganze Welt kommt mir dann anders vor, wie in einem Märchen."

„Und dann weinen Sie? Ich hätte gedacht, Sie freuten sich nun über Ihre Schönheit."

„Erst freue ich mich, aber dann fällt mir ein, daß mir das dumme Gesicht doch nichts nützt, und daß alles blos Einbildung war. Ach, ich könnte manchmal vergehen vor Sehnsucht nach der Welt, es ist mir so, als ob ich nicht dazu gehörte, als ob ich draußen stünde! Nur wenn die Sonnenstrahlen zum offnen Fenster hineinscheinen, dann kommt es mir wohl vor, als ob sie mich hinüberzögen, als könnte ich daran hinaufsteigen in den Himmel, das heißt in ein lustiges, buntes Leben, und wenn ich mir das am schönsten denke — dann ist es alle, und mir wird wieder bange wie — vielleicht wie einem Vogel, der einsam über das Meer fliegt." Nicht, daß sie das alles sentimental gesagt hätte. Es war eine ganze Skala von Ungeduld, Übermut und träumerischem Wesen. „Nun — warum lachen Sie nicht?" setzte sie hinzu.

Er sah sie nachdenklich an. „Lachen? Warum? Das ist alles sehr ernsthaft. Ignaz hat nicht so unrecht. Es fehlt Ihnen ein Inhalt des Lebens, aber das ist kein Grund zur Verachtung. Ihre

Sehnsucht zeigt Ihnen die Leere Ihres Daseins, und diese Leere ängstigt Sie; das Unglück kann sie ebenso ausfüllen als das Glück. Sie ahnen das ganz richtig, und der Tand, den Sie darüber streuen, verdeckt diese Öde nicht, er macht sie noch deutlicher."

Sie schwiegen beide. Nanni schlürfte ihr braunes Getränk, der Pole starrte auf die Krümel seines Apfelkuchens und spielte mit seinem melancholischen Schnurrbart. Endlich fragte er: „Wissen Sie, was ein Medusenkopf ist?"

„Nein."

Er beschrieb ihn ihr und setzte hinzu: „So ist das Leben. Schlangen umzüngeln das Erhabene und Schöne, und wir starren in das quälende Rätsel, ohne es lösen zu können."

„Sie sind aber eigentlich ein recht schlechter Tröster," sagte Nanni, „mit dem Medusenkopf ist mir nun gerade wenig genützt."

„Es ist wahr," sagte er lächelnd. „Aber ich bin Ihnen zu gut, um Sie belügen zu können. — Ich bin heute überhaupt — doch lassen wir das! — Nanni, ich weiß doch, wen Sie lieben, und wenn ich es machen könnte, daß er Sie wieder liebte und Sie heiratete, so hätte ich immer eine Freude, auch wenn ich einmal in Sibirien säße."

„Wir wollen lieber sehen, ob wir nicht alle auch so froh werden, Sie ohne den Trost in Sibirien und ich ohne den, von dem Sie sagen, Sie wüßten

es. Kommen Sie nun, wir wollen jetzt gehen, dort sitzen ein paar, die gucken und lachen immerfort herüber. — Wir wollen uns die hübschen Sachen in den Schaukästen ansehen," sagte sie draußen, „da können wir uns einbilden, es gehörte alles uns, und mehr haben die reichen Leute, die sie bezahlen, im Grunde auch nicht davon, als daß sie sich's ansehen. So ist's auch in einem schönen Walde; dem er gehört, singen die Vögel nicht besser, und wenn man jemandem gut ist, wenn man ihn auch nicht hat, so ist's doch schon ein Glück, daß man ihn kennt, nicht?"

„Ja, ein großes," sagte er leise und sah sie zärtlich an. Sie schlug die Augen nieder und senkte den Kopf, denn sie hatte plötzlich das Gefühl, eine Unwahrheit gesagt zu haben. Sie hatte in der That mehr aus seiner als aus ihrer Seele herausgesprochen. Es ärgerte sie. Sie war gar nicht so entsagungsfroh, ihr Herz strafte sie Lügen, darin war eben jetzt wieder nichts, als das ungestüme, grenzenlose, heiße Verlangen nach — dem andern.

Zwölftes Kapitel.

Als Stanislaw einige Tage später um dieselbe Zeit Nanni mit einer Mappe fortgehen sah, klingelte er wieder an der Nachbarthür.

Diesmal traf er den Bruder allein.

„Darf ich Sie ein Weilchen stören, Herr Philipps?“

„Bitte sehr! Es thut mir ganz gut, wenn ich nicht fortwährend arbeite. — Nehmen Sie doch auf dem Sofa Platz.“

„Sie strengen sich gewiß zu sehr an, Herr Philipps.“

„Ich suche ziemlich abzuwägen, was ich mir bieten kann. Zudem arbeite ich ja nicht allein für's tägliche Brot — die wissenschaftliche Beschäftigung ist zugleich mein Lebenselement, mein Vergnügen.“

„Sie gönnen sich kaum ein anderes.“

„Ich habe kein anderes.“

„Doch Sie sollten sich mehr schonen.“

„Warum? Die Gelehrsamkeit, die ich etwa zusammengerafft habe, und ihre Pflege sind mein Brot und mein Leichentuch; indem ich mich erhalte, verzehre ich mich — wie ein Licht.“

„So arbeiten Sie sich also aus Prinzip und mit Seelenruhe zu Schanden?“

Der Bucklige lächelte. „I bewahre. Mein Körper, sehen Sie, ist eine schlechte Maschine. Das Räderwerk dreht sich so lange, als es eben geht, und dann ist's alle. Es ist dann auch nicht schade drum, denn es hat weiter nichts zu thun, als sich selbst zu erhalten.“

„Sie können doch nicht sagen, Herr Philipps, daß Sie nur für sich arbeiten; Sie erhalten Ihr Fräulein Schwester mit, und Sie fördern die Wissenschaft.“

„Ich sehe das nicht so an," antwortete Ignaz, indem er die magern Hände um sein linkes Bein verschränkte, das er mit dem rechten schaukelte. „Ich erhalte Nanni so wenig, als ich den Schuster erhalte, der meine Stiefeln macht. Sie kehrt die Stube, kocht das Essen, bügelt die Wäsche und verdient sich damit das Ihrige. Das Geld, das wir gemeinschaftlich ausgeben, ist also gemeinschaftlich verdientes, und zwischen ihr und mir findet erst noch ein Umsatz von Leistung und Geld statt."

„Hm! als ob Ihr Verhältnis ein rein volkswirtschaftliches wäre!"

„Und was die Philologie anlangt — so sind die Zeiten vorüber, wo der Glaube an ihre Mission und persönlicher Ehrgeiz mich überzeugten, daß ich durch ihre Förderung die Kultur überhaupt fördern könnte. Aus der Gottheit ist die Milchkuh geworden."

„Worin finden Sie nun den Sinn und die Befriedigung Ihres Lebens?" fragte der Pole nach einer kleinen Pause, während der er nachdenklich vor sich hingestarrt hatte.

„Sage ich Ihnen denn, daß ich überhaupt eine finde? — Worin finden Sie die Ihrige? In dem Studium der Medizin? Ich habe Sie stark im Verdacht, daß Sie dieses mehr zum Deckmantel Ihrer politischen Bestrebungen brauchen. Also in eben diesen. Kann man einen unsinnigeren Zweck verfolgen, als einem Löwen einen mürben Knochen abjagen wollen?"

„Ich hätte Sie nicht für so engherzig gehalten, Herr Philipps. Warum wollen Sie das Recht der Vaterlandsliebe, das Sie für Ihre Person und Ihr Volk doch sicher in Anspruch nehmen, einem unterdrückten Stamm absprechen?"

„Ich gestehe Ihnen, daß ich für meine Person dieses Recht ebenso wenig in Anspruch nehme, als ich es an andern begreife, um nicht zu sagen, daß ich es lächerlich finde."

„Lächerlich? den Patriotismus?"

„Können Sie mir einen vernünftigen Grund dafür nennen?"

„Für etwas, das so selbstverständlich in jeder menschlichen Brust lebt als das heißeste und teuerste Gefühl?"

Ignaz zuckte die Achseln. „Die Menschen sind närrische Geschöpfe. Kaum daß die Vernünftigeren den Glauben an die Abgeschmacktheiten der Hierarchie überwunden haben! Als wenn dies die einzigen Dogmen wären, mit deren Fesseln die Thoren sich haben behängen lassen unter der Anpreisung, daß sie ihnen wohl stünden. Bei welchem Naturvolke finden Sie Patriotismus? Es ist ein historischer Begriff, ein gewordener."

„Beschränkt das seinen Wert? seine Stärke?" fragte Wielopolski lebhaft. „Und wie wollten Sie die menschliche Gesellschaft sich anders gegliedert denken als in Staaten und Nationen? als in die natür-

lichen großen Völkerfamilien, die sich aus den Stammes- und Familienverhältnissen heraus entwickelt haben?"

„Der Streit und der Gegensatz innerhalb der Familien ist ebenso groß als zwischen den großen Massen. Wenn unsere Kultur den Anfang aus der natürlichen Waffengemeinschaft der Sippen genommen, so ist sie eben diesem Ursprunge durchaus untreu geworden. Die Mannigfaltigkeit in der Entwicklung der Individuen macht uns unsere nächsten Verwandten zu Fremden. Seien wir einmal rein historisch. Sie finden zuerst fast nur Familienbewußtsein, dann das der Sippe, der Stämme, der Völker; doch in demselben Verhältnis, als dieses umfassende Gefühl des Zusammenhanges wächst, entwickelt sich das Persönliche. Bis wir, auf der Höhe der Individuation angekommen, erst erkennen, daß jeder einzelne nichts als eine gewisse mehr oder weniger reichhaltige Sammlung von Vorstellungen repräsentiert und wir sozusagen an der Existenz unseres eigenen Ichs zweifeln. Unser Bewußtsein erscheint uns dann in der That nur als ein zufälliges Nebeneinander verschiedenartiger von einander unabhängiger Momente, deren Summe sich freilich in manchem noch immer gern zu einer „durch sich selbst gewordenen" und wer weiß wozu berechtigten Persönlichkeit aufbläht."

„Sie haben sehr merkwürdige Ansichten, Herr Philipps. Sie sind wohl der erste, der die Existenz seiner eigenen Persönlichkeit anzweifelt, es dürften

sich nicht allzu viele Menschen finden, die diese Anschauung mit Ihnen teilen."

„Mag sein, mein guter Herr von Wielopolski, aber vergessen Sie nicht, daß von jeher die Erkenntnis einiger denkender Köpfe diejenige von Millionen überhaupt gewesen ist."

„Ihre Art, das Wesen unserer Seele zu betrachten, hat etwas Nihilistisches, Auflösendes. Wenn Sie dem einzelnen nicht einmal eine freie Persönlichkeit zugestehen, so heben Sie zugleich die Bedeutung aller Beziehungen zwischen den Menschen auf. Wir sind nicht mehr Herren unserer selbst, wenn wir kaum mehr als ein Bündel von Vorstellungen sind. Wo wollen Sie die Freiheit des menschlichen Willens in einem Geschöpfe finden, das an der Einheit seines Wesens, an dem Begriffe seines Ichs verzweifeln muß?"

„Ich finde auch keine."

„Dann gibt es für Sie auch weder Recht noch Unrecht, weder eine Verantwortlichkeit noch eine Tugend?"

„Nein."

„Sie sind kaum noch ein Mensch zu nennen," sagte der Pole. „Wie kommen Sie auf diese Gedanken?"

„Es ist dies vielleicht meine Art, mich für die Ewigkeit vorzubereiten," sagte der Kleine mit einem ironischen Lachen.

„O, Sie sind doch nicht so krank, daß Sie glauben dürfen, solche Vorbereitung schon nötig zu haben!“

Ignaz zuckte die Achseln. „Die frommen Mönche des Mittelalters sahen in der Vorbereitung zum Tode den Zweck des ganzen Lebens.“

Wielopolski antwortete nicht gleich. Endlich begann er wieder: „Es wundert mich nicht, wenn Fräulein Nanni niedergeschlagen neben Ihnen ist. Sagen Sie, was soll einmal aus ihr werden? Hat sie ein Kapital?“

Der Bucklige lachte laut. „Wollen Sie sie heiraten oder als gute Partie empfehlen? Ich bitte Sie, die Kapitalien sind in unserer Familie niemals heimisch gewesen, die Armut saß täglich an unserm Tische. Mein Vater war ein kleiner Postbeamter. In einem Zustande verzweifelter Not ließ sich der Mann eine Unterschlagung zu schulden kommen. Wollen Sie den Armen verurteilen? Nun, die Behörde kassierte ihn und klagte ihn an. Um einer schimpflichen Strafe zu entgehen, erhängte er sich, ich blieb mit meiner Stiefmutter und drei kleinen Schwestern zurück. Ich war damals zwanzig Jahr und studierte im fünften Semester. Meine eigene Mutter hatte ich früh verloren; ihrer Nachlässigkeit verdanke ich übrigens diesen elenden Körper; um einen Trupp vorbeimarschierender Soldaten anzusehen, ließ sie mich auf dem Tische liegen, wobei ich mich der Bequemlichkeit bediente, hinunter zu fallen. Das Elend nach meines Vaters Tode war unbe-

schreiblich. Eines der kleinen Mädchen gab die Frau fort, das andere starb, endlich starb sie selbst. Es war vor vier Jahren, Nanni war damals etwa dreizehn Jahre alt. Was sollten wir machen? Ich hatte einen gewissen Erwerbszweig gefunden; ich selbst hatte nicht das Geld, den Doktor zu machen, zum Gymnasiallehrer war ich zu kränklich, zum Universitäts-Dozenten zu arm — aber ich machte meine Kenntnisse der Dummheit und Faulheit eines jungen Patriziersohnes nutzbar, und dergleichen Geschäfte fanden sich mehr. Ich mache Übersetzungen, Abschriften, Dissertationen — was Sie wollen! Nanni hat von ihrer Mutter und ein paar alten Weibern der Nachbarschaft einige Handgriffe gelernt, und so hausen wir zusammen."

„Und was soll aus dem Mädchen werden, wenn —"

„Wenn ich tot bin? Mein Gott, so wird sich ja doch einer finden, der sie ruiniert. Dazu ist dergleichen da. Sie ist hübsch, und sie ist oberflächlich, träge, eitel und verliebter Natur."

„Das ist nicht wahr! Sie kennen sie gar nicht," sagte Wielopolski leidenschaftlich.

„Ihr Schicksal ist denn doch vorgezeichnet," fuhr der Kleine fort, unbeirrt von dem Einwurf.

„Und das sagen Sie so ruhig? Lieben Sie sie denn gar nicht?"

Der Bucklige hatte wieder das vertrackte Achselzucken. „Ich bitte Sie, soll ich mich um das Schicksal jeder Blume grämen, die nicht an ihrem Stocke

verwelkt? So lange ich lebe, wünschte ich allerdings, daß nichts vorfiele. So schlecht sie kocht und so albern sie ist, ich bin es nun gewöhnt, und ich brauche sie. Après moi le déluge! Was ist da Tragisches? Und welche Veranlassung sollte ich haben, etwas Besonderes für ein Geschöpf zu fühlen, das in seinem Wesen dem meinen diametral entgegengesetzt ist? Vielleicht weil wir das fragwürdige Glück zu existieren demselben armen Erhängten verdanken? Und wenn ich sie auch andern weiblichen Personen Hüte und Hauben machen oder dergleichen lernen ließe, glauben Sie denn, daß das ihr Schicksal im mindesten aufhalten würde?"

„Gewiß! Warum nicht? Es wäre doch wenigstens ein Versuch! Warum sie dem Unglück und der Schande absichtlich zutreiben?"

„Ich sehe in dem Schicksal, dem sie mir bestimmt scheint, strenggenommen kein Unglück und keine Schande. Ich bitte Sie, ist das Los dieser kleinen Arbeiter- und Beamtenfrauen, die Leib und Seele an ihren Tyrannen verkaufen, ein besseres? besser, weil der Staat ihre Sklaverei legalisiert?"

„Ja und tausendmal ja! und wenn dieses Los noch so traurig ist!" sagte der Pole, der jetzt aufgeregt den kleinen Raum mit großen Schritten durchmaß. „Doch was soll ich sagen! Ihnen! der nicht einmal die einzige Schwester liebt, die einzige Verwandte, die ihm geblieben! Fräulein Nanni ist ein gutes, kluges und liebenswürdiges Mädchen, sie

verdient Teilnahme, Pflege und Bildung. Ich bitte, ich beschwöre Sie, seien Sie nicht so furchtbar, so unmenschlich, thun Sie etwas für sie! Es ist unmöglich, daß die Ansichten, die Sie ausgesprochen, sollen Geltung für Ihr Leben haben — wenn es aber so ist — so bitte ich Sie — lassen Sie das arme Kind wenigstens nichts davon merken, lassen Sie sie nicht eine Verachtung empfinden, die sie bis jetzt nicht verdient hat, die sie nie verdienen wird. Denken Sie doch, wie furchtbar ein junges Gemüt Ihren Sarkasmus, Ihren moralischen Nihilismus empfinden muß — — doch mein Gott — was ist Ihnen?" fragte er besorgt hinzutretend den Kleinen, der ganz erschöpft im Sofa lehnte.

„Nichts, o nichts. Es hat mich nur angestrengt, das viele Sprechen!"

Und damit bekam er einen schrecklichen Herzkrampf. Der Pole bemühte sich, ihm Erleichterung zu verschaffen. Als der üble Zustand vorüber war und Ignaz still und bleich im Sofa lag, von Wielopolski sorgfältig mit Kissen und Betten versehen, sagte er lächelnd: „Ich danke. Sie haben sich so bemüht — Sie sind, was die Welt einen guten Menschen nennt. Ich habe es nun wieder überstanden — sollte ich einmal dabei — mich von hier empfehlen — so wollte ich — daß Nanni einem so gutmütigen Thoren anheimfiele, wie Sie sind."

„Wo bleibt Fräulein Nanni?" fragte Wielopolski

besorgt, „es ist schon ganz dunkel geworden. Haben Sie sie fortgeschickt?“

„Ja, mit einigen Papieren, die sie Klinghart bringen soll. — Seien Sie ganz ruhig deshalb, der Doktor behandelt sie stets mit ausgesuchter Geringschätzung, da ist keine Gefahr.“

„Sie haben recht.“

„Und nun lassen Sie mich etwas schlafen. So. Drücken Sie die Thür draußen fest zu.“

Dreizehntes Kapitel.

Roderigo hatte im Hoch-Parterre des Hauses Akademieplatz 2 eine Wohnung von zwei Zimmern und Küche inne. In diesem letztern Raume schlief ein junger Mensch, der ihm früh die Zimmer aufräumte und den er seinen Diener nannte. Am Tage war der Diener in einer Zigarrenfabrik beschäftigt, und der Doktor war deshalb genötigt, wenn es klingelte, selbst aufzumachen.

Nanni Philipps betrat mit ihrer Mappe voller Skripturen zaghaft den stuck- und marmorgeschmückten Hausflur. Mit klopfendem Herzen schritt sie die Stufen hinan, die zu der Wohnung des Doktors führten, und drückte an den Knopf der Klingel. Nicht lange, so öffnete sich die Thür, und sie stand ihm gegenüber. Sie richtete eine Empfehlung des Bruders aus und entnahm der Mappe einige Papiere,

die sie ihm hinhielt. Aber Klinghart öffnete die Thür noch etwas weiter und sagte verbindlich: „Bitte, treten Sie doch ein, Fräulein Nanni.“

„Nein, ich danke,“ antwortete das Mädchen und wollte wieder gehen.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein,“ sagte er lächelnd, „wollen Sie nach dem weiten Wege nicht etwas ausruhen? Auch wäre es mir sehr lieb, wenn Sie die Güte hätten, Herrn Philipps etwas mitzunehmen, Sie würden mir einen Weg ersparen.“

Nanni schritt zaghaft weiter und blieb dann wieder im Entree stehen, das durch eine kleine Lampe halb erleuchtet war.

„Wollen Sie nicht einmal sehen, wie ich wohne?“ fragte er und öffnete die Thür zu seinem Studierzimmer. „Ich werde Sie nicht lange aufhalten.“

Obgleich er nicht so vornehm und kühl war wie sonst, lag doch in seinem Wesen mehr eine achtungsvolle Freundlichkeit als etwa Zudringlichkeit. Nanni wußte nicht recht, ob es passender wäre zu gehen oder seiner höflichen Aufforderung nachzukommen, sie trat langsam ein. Erst jetzt wagte sie, Klinghart anzusehen, der ihr herzlich die Hand bot. Er trug einen grauen Hausrock mit grünen Aufschlägen, und seine kurzen Locken wallten etwas ungebändigter um sein Haupt als sonst. Er bot ihr einen Stuhl an und ging, die Fenstervorhänge zuzuziehen.

„Sehen Sie, hier hause ich nun! gefällt es Ihnen?“

„Sie wohnen ja wie ein Prinz," sagte sie, sich verwundert umschauend. „Das habe ich mir gar nicht gedacht. Wie erbärmlich mag es Ihnen da immer bei uns vorkommen."

Roderigos Studierzimmer war in der That — nicht gerade luxuriös, aber mit einer soliden Eleganz ausgestattet. Es hatte ein Möblement von gebeiztem und poliertem Nußbaumholz, Sopha und Stühle waren mit grünem Plüsch überzogen, auf der Diele lag ein großer Teppich, über die Fenster fielen grüne Shawls und weiße Spitzen, und der Schreibtisch des jungen Gelehrten war ein kleines architektonisches Meisterstück. Nanni hatte nie gedacht, daß ein Schreibtisch anders als der ihres Bruders aussehen könnte, der ein höchst primitives Möbel aus Kiefernholz war. An den Wänden hingen und standen Büsten antiker Gottheiten und große Photographieen, und das alles war doppelt beleuchtet durch eine Hängelampe mitten von der Decke herab und durch die Studierlampe.

Der Doktor freute sich an dem naiven Erstaunen des Mädchens, dem die Einrichtung zweifelsohne sehr imponierte. Er überließ sie einen Augenblick ihren Eindrücken und ging in das Nebenzimmer, von wo er bald mit einem Glase Wein und etwas Backwerk zurückkehrte. „Sie haben sich meinetwegen so bemüht mit der schweren Tasche, bitte, nehmen Sie eine kleine Stärkung."

Sie nahm das Dargebotene zögernd und stellte

es vor sich hin. „Trinken Sie nur bald, damit Sie sich etwas erwärmen."

„Ach es ist ohnehin sehr warm in dem Zimmer," sagte sie, an dem Glase nippend.

„Dann gestatten Sie wohl, daß ich Ihnen helfe, Ihr Jäckchen etwas abzulegen!"

„Ich weiß nicht — ich gehe ja doch gleich wieder."

„Warum denn? ich denke, es gefällt Ihnen bei mir. So, die Handschuh auch."

Nanni streifte sie langsam herunter. Sie waren nicht sehr schön, das Handschuhwesen war immer ihre schwache Seite.

„Sehen Sie mal, kennen Sie den?" fragte er auf einen der Köpfe zeigend.

„Ja, das ist der Hermes."

„Richtig. Und dies?"

„Die Venus von Milo."

„Sehen Sie doch, Sie sind ja ganz bewandert im Olymp. Wo haben Sie denn das her?"

„Ei, Ignaz hat so Bücher mit Bildern, die habe ich schon öfter angesehen."

„Betrachten Sie gern dergleichen?"

„O warum nicht?"

„Dann könnte ich Ihnen auch hübsche Sachen zeigen, die Wandgemälde aus Herkulanum und Pompeji. Wissen Sie das auch, was das ist?"

„Na die alten verschütteten Städte — bei den Griechen, glaube ich."

„Nein, bei den Römern." Damit brachte er schon

einen Riesenband angeschleppt. „So, den wollen wir auf den großen Tisch legen, hier vor das Sopha. Wollen Sie sich nicht auf das Sopha setzen?“

Da sie vom Stuhle aus alles verkehrt gesehen hätte, mußte sie dieser Aufforderung schon nachkommen.

„Trinken Sie doch den Wein schnell aus, dann können wir das Glas wegsetzen, damit es nicht umfällt.“

Sie wagte nicht zu widersprechen, sie sagte nur dann: „Er ist so schwer, es wird mir schwindelig werden.“

„Bewahre. Betrachten Sie nun die alten Malereien; alles in hübschem Farbendruck. Ich habe das an Ort und Stelle gesehen, die Sachen sind sehr getreu.“

„An Ort und Stelle?“

„Das versteht sich. Ich bin dort so zu Hause wie hier.“

„Sie müssen recht viel Geld haben,“ sagte sie naiv.

Er setzte sich jetzt neben sie. „Manches muß ich überschlagen, das paßt nicht recht. Aber hoffentlich sind Sie nicht allzu prüde.“ Dabei begann er zu erklären und zu zeigen, und es ist wahr, er überging manches, aber anderes hätte er besser ebenfalls noch weglassen können. Auf einige Bemerkungen, die sie machte sagte er: „Sie haben einen sehr guten Geschmack, Fräulein Nanni, das Beste gefällt Ihnen auch immer am besten. Passen Sie mal auf, jetzt kommt ein reizendes Bild, auf himmelblauem Grunde

in den zartesten Farben gemalt. Was meinen Sie, wem das ähnlich sieht?"

„Was weiß ich?"

„Nun, wenn Sie es nicht merken: Ihnen selbst, ich muß jedesmal an Sie denken, wenn ich es ansehe. Es hat dieselbe klassische, kurze Oberlippe, das krause Haar und den gewissen trotzigen, leidenschaftlichen Zug."

Sie lachte gezwungen. „Sie haben mich ja noch gar nicht so genau angesehen!"

„Glauben Sie? da sind Sie sehr im Irrtume," entgegnete er, indem er seinen rechten Arm um ihre Taille legte. „Ah — Sie haben ja nicht den unvermeidlichen Stahlpanzer an, den die Damen sonst allgemein tragen. Ich dachte, diese Bequemlichkeit gestatteten Sie sich blos im Hause."

„Es ist mir so lästig," sagte sie errötend. Sie wußte nicht recht, ob sie seinen Arm wegstoßen sollte, sie wagte es nicht in der grenzenlosen Unsicherheit, mit der die Mutterlose, Unerzogene den Fragen von Schicklichkeit und erlaubter Freiheit gegenüberstand.

„Freilich, wer so gewachsen ist wie Sie, der verdirbt seine Figur nur mit dem gräulichen Uniformstück. Die göttlichen Leiber dieser antiken Damen kannten dergleichen nicht. Sie müssen nicht böse sein, das gehört so in mein Fach als Kunsthistoriker." Und er rückte noch ein bischen näher. Dann blätterte er wieder; als er mit seiner linken Hand zufällig oder nicht zufällig die ihre berührte,

fühlte er, daß sie eiskalt war und etwas zitterte. Er umschloß sie und sah Nanni bedeutsam in die Augen, die sie verwirrt niederschlug. Plötzlich zog er sie an sich und küßte sie.

„Lassen Sie mich,“ sagte sie aufstehend.

„Erst fertig sehen!“ Damit setzte er sein Privatissimum fort.

Aber sie sah und hörte nicht viel, es flimmerte ihr vor den Augen. Als er das letzte Blatt umgelegt hatte, sagte sie eilfertig: „Danke, geben Sie mir nun mein Jackett, ich muß jetzt gehen.“

Er stand auf und trat einen Augenblick ans Fenster, indes das Mädchen sich vergebens nach ihrem Kleidungsstück umsah. Dann ging er ins Nebenzimmer, zu dem er die Thür offenließ. Es war sein Schlafzimmer, das mit einer blauen Ampel matt erleuchtet war. Nanni sah, wie er von der Atlasdecke ihre Jacke nahm und hereinbrachte. Er legte sie auf den Tisch, trat neben sie und faßte ihre beiden Hände; dann schloß er sie wieder in seine Arme. „Wissen Sie denn nicht, daß ich rasend verliebt bin in Sie, Nanni? Wissen Sie es nicht, so gut wie ich lange weiß, daß Sie mich lieben? Oder wollen Sie es leugnen?“

„Ich leugne es ja nicht,“ sagte sie mit bebenden Lippen. Und von neuem bedeckte er sie mit Küssen.

„Aber es schickt sich nicht, daß ich hierbleibe, ich gehe nun, geben Sie mir doch das Buch für Ignaz.“

„Hier ist es schon, aber ich werde es selbst tragen,

ich gehe mit, ich — ich will Dich jetzt nicht von mir lassen. Warte einen Moment."

Das närrische Ding, außer sich vor Glück und Aufregung, nahm das Buch, das er noch eben in der Hand gehabt, und drückte ihr Gesicht darauf. Nicht lange, so erschien er zum Ausgehen gerüstet.

Er löschte die Lampen, und sie zitterte in der Dunkelheit vor ihm. Er wurde auch nochmals so heftig in seiner Leidenschaft, daß sie zu ersticken meinte. Dann verließen die beiden das Haus und gingen Arm in Arm über den Akademieplatz. An der nächsten Straßenlaterne bog er ihren Kopf herauf und sagte: „Ich lese etwas in Deinem Gesicht."

„Was denn?"

„Daß Du noch einmal eine kleine Professorsfrau wirst."

„Ach Du!" sagte sie, „an so was denkst Du ja gar nicht."

Dieses Mißtrauen schien ihn zu kränken, er runzelte einen Augenblick die Stirn und sagte: „Wir werden ja sehen". Da er in diesem Moment an der anderen Seite des Platzes eine dicht verschleierte Dame kommen sah, die, den Kopf etwas geneigt haltend, in Träumen verloren zu wandeln schien, eilte er mit Nanni in den Schatten und suchte mit schnellen Schritten einer Erkennung auszuweichen. Es war Amanda Behrends, der zu begegnen er vermeiden wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Klinghart und Amanda unterhielten seit jener ersten Begegnung im November ein gewisses „Verhältnis“. Sie pflegten sich in einem von der Verwaltung stiefmütterlich behandelten und darum von Spaziergängern und Passanten spärlich aufgesuchten Stadtteile zu treffen. Das Gefilde „heimlicher Liebe, von der niemand nichts weiß“, war ein kleiner Hügel, der, ein Überrest des ehemaligen Burgwalles, an der linken Seite des Flusses ziemlich versteckt lag und reichlich mit Bäumen und verwilderten Hecken von spanischem Flieder besetzt war, die selbst im Winter die Plattform mit einem dichten Strauchwerk einschlossen.

Außerdem mußte Roderigo, wenn er aus dem Kolleg nach Hause ging, den Klosterweg passieren. Frau Amanda kannte die Tage und Stunden, wo er vorüber wandelte, sie stand dann entweder am Fenster, oder sie begegnete ihm unten; in diesem Falle gingen sie grußlos an einander vorüber, wußten sich aber kleine Botschaften und Verse zuzustecken. In dem geistreichen platonischen Verkehr mit ihrem Freunde bildete Amanda sich ein, ein Korrektiv gegen ihr ödes, entbehrungsreiches Alltagsleben gefunden zu haben. — Seit zwei Wochen aber hatte Klinghart diese Promenaden eingestellt, da Professor Weihrauch, der zu gleicher Zeit die Universität zu verlassen pflegte, ihn zur Begleitung aufgefordert.

Am Tage nach Nannis Besuch aber schlug er

seinen gewohnten Weg über den Platz ein. Er hatte Amanda in diesen zwei Wochen überhaupt nicht gesehen, und wenn er auch noch nicht entschieden war, wie er sich neuerdings zu ihr stellen wollte, so hatte es doch einen gewissen diabolischen Reiz für ihn, ihr heute zu begegnen. Als er in den Klosterweg einbog, sah er sie an der andern Seite kommen, mit dem Zugwinde kämpfend, der immer an dieser Stelle herrschte. Er ging hinüber, sie verzogen beide keine Miene, aber sahen sich fest in die Augen. Er bemerkte, daß sie einen vermutlich für ihn bestimmten Brief in der Hand hielt, und als er, dicht an sie anstreichend, an ihr vorüberging, wußte er ihn geschickt zu eskamotieren. Ihre Blicke loderten an ihm hinauf, er lächelte ein wenig, aber keines sprach ein Wort. Das Billet, das er zu Hause entfaltete, enthielt folgende Verse:

Ruhlos hat's mich umgetrieben,
Straßenein und straßenaus,
Bis ich rastend bin geblieben
Vor des Liebsten teurem Haus.

Sonst sah flüchtig ich dein liebes,
Goldumstrahltes Angesicht,
Und es goß sich in mein trübes
Leben wie ein Meer von Licht.

Höhnisch kichernde Gespenster,
Nebelhaft in dunkler Nacht,
Lauerten in deiner Fenster
Schatten heut und hielten Wacht.

Wallten auf und wallten nieder,
Und der Sehnsucht dumpfen Schmerz
Rauschten mit dem Nachtgefieder
Dunkler Qualen sie ins Herz.

Der wie junger Sturmwind brausend
Du der Seele Flügel gibst,
Komm und sage zu viel tausend
Malen, daß du mich noch liebst.

Und in Herzens unermess'nen
Dunklen Schluchten loht's herauf,
Alle alten, längstvergess'nen
Süßen Freuden wachen auf.

Wachen auf und jubeln wieder,
Daß sie sind von Traum befreit,
Und es jauchzen meine Lieder
Deiner Liebe Herrlichkeit.

A. B.

Er las das Gedicht aufmerksam durch, zweimal sogar, machte einige kritische Bemerkungen dazwischen, zog dann die Augenbrauen in die Höhe, lächelte ironisch und sagte: „Na, mein Gott — ja! die gegenseitige Ansingerei kriegt man mit der Zeit satt. Dazu monatelang im Mondschein promenieren und sich nasse Füße machen — Madame — es wird mir herzlich langweilig! Auch bin ich nicht so perfide, mit dem Zweikammersystem regieren zu wollen. Wir werden also das Oberhaus schließen!" Damit nahm er Feder und Briefpapier und schrieb seiner herztausigen Frau Amanda Behrends einen Abschiedsbrief. Dieser lautete:

Madame!

Ihre Güte drückt mich zu Boden. Ich habe zweimal das Stelldichein versäumt, ich habe meine Fensterpromenaden eingestellt, und statt mich zu schmähen, stimmen Sie Ihre Harfe! Werden Sie nicht fürchten müssen, daß Sie einen Unwürdigen lieben? Ach, meine schöne Freundin, wenn das Bewußtsein eigenen Unwerts, eigener Schuld qualvoll ist, so sehen Sie in mir den unglücklichsten Sterblichen.

Was habe ich gethan! Das, was immer alle Thoren gethan haben. Oder was bewog die plumpe niederländische Elsa, die Wagner so liebesselig die Lüfte ansingen läßt, dem Schwanenritter mit ihren Indiskretionen zuleibe zu gehen, bis es hieß:

Der Lord läßt sich entschuldigen,
Er ist zu Schiff nach Frankreich?

Was bewog den edlen Ritter Geoffroy im Feeenschlößchen, wo ihm der Minnesold von der aimabelsten Dame zu teil wurde, gerade das zu begehen, was ihm verboten war — nämlich zu fragen? Was bewegt alle Thoren zur Thorheit, als der unselige Fürwitz, der uns Menschen plagt und selbst den Goetheschen Faust dem Teufel überliefert hätte, wenn der Chor der Engel sein Unsterbliches nicht noch rechtzeitig entführte! Mögen auch meiner die Engel sich erbarmen! Ich vertraue noch auf ihre Güte, wenigstens so weit sie feminini generis sind. Aber Sie

fragen mich nach Geoffroy! Sehr gern, Madame, ich bin Ihnen ohnedies noch einige Verse schuldig.

Ritter Geoffroy, der kühne,
Sprengte mit verhängtem Zügel,
Denn es trieb ihn in die Weite,
Und die Sehnsucht leiht uns Flügel.

Tief versteckt in tiefem Thale
Feeenschlößlein, hübsch und minnig,
Herrin mit den weißen Händen
Freut sich ganz besonders innig.

Weiße Hände, weiße Arme
Halten Geoffroy umschlungen.
„Nur das eine, tapfrer Ritter:
Halte Deinen Mund bezwungen.

„Was dies Wunder Dir bedeute,
Dürft' ich Dir doch niemals sagen,
Habe Deinen Mund zum Küssen,
Aber laß das dumme Fragen.“

Mittagsglut in kühlen Grotten,
Abend dann beim Schmaus verronnen,
Und in still verschwiegner Laube
Sel'ger Nächte heiße Wonnen.

Immer wär' es so geblieben,
Hättest Du den Mund gehalten,
Geoffroy, o edler Kämpe,
Und es wäre noch beim alten.

Bist verbannt aus holden Armen
Bis zum jüngsten Tage nun,
Bis zum Tag der Seligkeiten
In dem Thale Avelun.

Ach! Madame, auch ich habe gegen Ihr Gebot gehandelt, ich habe erkundet, wer Ihr Gatte ist — und das Feeenschloß ist versunken! — Sie liebe, unvergleichlich pedantisch-leichtsinnige Frau! Wenn Sie schon einmal eine kleine Verräterin waren, warum nicht ganz, habe ich mich oft gefragt, warum noch diese philisterhafte Treue für den Gatten, diese Treue, die für mich eine so magere Tugend war! Nun begreif ich es: Ihr Gatte ist kein übler Mann, Sie können ihm alles gewähren, was Sie mir selbstverständlich verweigert hätten, wenn ich unbescheidener gewesen wäre. O, Sie sind eine schlaue Hausfrau, die die platonische Liebe auf Flaschen zieht und nur für die Sonntag-Nachmittage oder vielmehr Freitag-Abende verzapft. Denn man kann freilich mit der Platonik lange reichen, wenn man sparsam damit umgeht und sich nebenher schadlos hält. Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame, aber es geht nicht gut weiter auf diese Weise, es ginge nicht, auch wenn Ihr Gatte ein Ungeheuer wäre! Bedenken Sie, daß ich Ihren Grillen zuliebe mir einen Schnupfen geholt habe, der mich vierzehn Tage lang an unsern naßkalten Rendezvous verhinderte, und daß meine Gefühle bei einer Schwitzkur einen erheblichen Abbruch erlitten. Dieser schöne Monat Februar war in der That über die Maßen schmutzig — trotz unserer Liebe, das müssen Sie zugeben.

Es bleibt ein Erdenrest
Uns allen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er wär' nicht reinlich.

Meine schöne Frau! Die Romantik ist im Grunde eine verdammt dünne Wassersuppe, aus der wir die paar schmackhaften Brocken längst herausgefischt haben. Sie sehen wohl selbst ein, daß unsereins dabei nicht satt wird. Ich versichere Sie, ich habe Sie aufrichtig geliebt, und nie werden Sie meinem Herzen wertlos sein; ja, ich liebte Sie vielleicht noch, trotz aller Sparsamkeit und alles Schnupfens, aber zum Unglück habe ich Unwürdiger obendrein mich bis über die Ohren vernarrt in einen entzückenden süßen Racker, den man, denk' ich, auch etwas herzhafter wird anfassen dürfen als Sie, schöne Fee, und der mir hoffentlich auf nichts wird ausweichende Antworten geben. Denn der Kuckuck hole alle die Esel, die entweder zu wenig fragen, wie Ehren-Parzival, der blöde Thor, oder zu viel, wie Ritter Geoffroy.

Und nun noch einen guten Rat: Solltest auch Du Dein Herz noch einmal verschenken wollen, süße Amanda, so wirf die überflüssige Sentimentalität ab, es liebt sich noch einmal so schön ohne sie. Ihr Frauen pflückt die Äpfel vom Baume des Lebens immer noch mit der Ängstlichkeit und zugleich dem Mangel an Vorsicht Eurer Ältermutter Eva. Man muß auch die Götter betrügen können!

Lerne es, mein Engel, man rühmt ja sonst den Frauen eine so große Gewandtheit nach.

Lege die Sentimentalität ab! So lange Du das Schicksal fürchtest, wird es immer die Sphinx sein, die Dir ihre Rätsel aufgibt, um Dich dann aus einem Abgrund in den andern zu schleudern. Aber springe der Bestie auf den Nacken, mißhandle sie, verschneide ihr die Krallen und lege ihr dann Deine Fragen vor — sie wird sie Dir alle beantworten. Wenn Du das nicht willst oder nicht kannst, so bleibe ruhig in Deiner Kinderstube, verzichte auf die Liebe und suche Deine Befriedigung darin, der ehelichen Treue Deine Opferspenden zu bringen. Glaubst Du, ewig beiden opfern zu können? Es ist ein Unding! Denn Treue ist Knechtschaft — aber Liebe ist olympische Herrlichkeit! Wer am Tische der Götter sitzen will, muß seine eignen Kinder schlachten können; es mag ja Seelengröße dazu gehören — aber die Gemeinschaft mit den Göttern genossen zu haben, wiegt alles auf, auch die Qualen des Gestürzten. Oder meinst Du, daß Tantalus jemals im Hades gemurrt? Wir Titanen bereuen nicht! Wir bereuen nichts und fürchten auch nichts, nicht die Rache der Olympier und nicht die flammenden Schwerter, die die Rückkehr ins Paradies verwehren! Denn wir spotten Eurer Pfaffenmärchen und Eures Ammenspuks, wir wandeln über die Thäler und Höhen und laben uns aus goldenen Schüsseln, während Ihr Euch kümmerlich aus der Garküche des

Philisteriums füttert und — ewig Kinder bleibend — an dem Tugend- und Charakterzulp Eurer eingebildeten Verdienste saugt.

Dein Unglück, meine schöne Amanda, ist Deine Doppelnatur! Du dauertest mich, da Du, halb versunken im Schlamme eines Sumpfes, die Arme nach mir ausstrecktest, ich wollte Dich herausziehen, aber siehe — von der Hüfte ab ringelt sich Dir ein vertrackter Fischschwanz, arme Melusine! — Ja, meine schöne Freundin, wir glauben mehr oder weniger nüchterne Menschen des modernsten Jahrhunderts zu sein, und wir leben doch alle in einer Märchenwelt. Sie erinnern sich der Erzählung vom treuen Heinrich? der drei eiserne Ringe um sein Herz geschmiedet trug, die ihm absprangen, als er seinen Herrn wieder menschliche Gestalt hatte annehmen sehen, nachdem der Biedere jahrelang ein Frosch gewesen. Auch um mein Herz liegen drei solche Eisenringe — sie werden jedoch nicht abspringen.

Ich kann Ihnen das Märchen nicht erzählen, wie sie das Schicksal mir geschmiedet und umgelegt, es wäre eine wüste Geschichte von brutalen Mißhandlungen durch einen Vater, der nicht mein Vater war, einer Mutter, die sich mir lächelnd dazu bekannte, die Mätresse eines reichen Barons gewesen zu sein, und von meiner spätern Bekanntschaft mit diesem Herrn, als er heruntergekommen war, einem dekrepiten Lumpen, der anderen Nobili beim Spiel die Dukaten abgewann. — O meine teure Freundin,

wenn wir große, kluge Menschen sind, wissen wir die Lücken, die das Schicksal neben uns aufreißt, mit unserm Selbstgefühl vollzustopfen oder doch zu überbrücken — die Jugend kann das noch nicht, und es zu lernen wird ihr sauer, saurer noch als die Verba auf mi, die sonst für ein böses Stück Arbeit gelten. Eh bien! ich bin, was ich geworden, und Sie lieben mich, obschon ich kein Heiliger bin und Ihre Zärtlichkeit nicht verdiene. Denn meine beste Tugend, vielleicht meine einzige, kennen Sie nicht einmal: ich bin tolerant wie kein andrer! Ob das Kollegium von großen Gelehrten und Mustercharakteren mich absolvieren würde, wenn es mir die Beichte abhörte? — Das erhabene Verdammungsurteil, das sie abgäben! Sehen Sie, meine schöne Freundin, wieviel größer ich bin; ich verdamme keinen, ich lache nur über die Narren, die ich nasführe. Wie sagt doch der unsterbliche Henri Heine?

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Weinen Sie nicht, schöne Frau, ich nehme es nicht mehr so tragisch! Ich lache ohne Weltschmerz einer Welt, über die ich hinwegschreite, mit der ich nichts mehr gemeinsam habe, seit ich den mütterlichen Boden nicht mehr berühre, aus welchem dem Menschen die Kraft zur Tugenddeselei und Selbstaufopferung zuströmt, wie die Kraft der Glieder jenem Antäos, den ein Heros in die Lüfte schleudern mußte, um ihn erwürgen zu können. Aber fürchten Sie nicht für mich, es gibt keine Gewalt, die mich meisterte, und der Heros soll noch geboren werden, der mich bezwingt!

Und nun leben Sie wohl, Madame, bis wir am Tage der Seligkeiten im Thale Avelun, dem Vororte aller verliebten Feeen und Ritter, uns befriedigt wiederfinden. Leben Sie wohl.

In Freundschaft ewig der Ihre
Roderich Klinghart.

* * *

Nachdem er diesen Brief beendet hatte, starrte der Doktor eine Weile darauf hin, indem er den Kopf in den aufgestützten Händen hielt, dann warf er die Blätter in ein Schubfach und sagte aufstehend: „Zum Teufel auch, wenn das ein Abschiedsbrief an eine Dame ist! ich weiß nicht, was mich zu dieser

Beichte veranlaßt hat, vielleicht habe ich Hunger.“ Damit klingelte er seinem Diener und befahl ihm, das zweite Frühstück hereinzubringen, zu dem es nun freilich sehr spät geworden. — —

Erst am Abende, nachdem er ein paar Mahlzeiten, einige Stunden des Studiums, einen Spaziergang und einen Abendschoppen hinter sich hatte, nahm er sich wieder Zeit, die Angelegenheit mit Amanda zu erledigen, und der Brief, den er jetzt an sie schrieb, lautete folgendermaßen:

Teuerste Amanda!
Schönste aller Frauen!

Wenn ich Ihnen sagen könnte, was ich gelitten! Der Blindgeborene, dem die Binde von den Augen fällt, und der in das Leben sieht, fühlt das Licht als stechenden Schmerz. Ich habe eine ähnliche Empfindung.

Wissen Sie, daß wir wie ein paar Kinder waren, ein paar harmlose selige Kinder, die, um die blaue Blume der Romantik zu pflücken, Hand in Hand über schwindelnde Klüfte den rauhen Felsgrat hinanklettern und, an dem Duft der holden Blüte sich erquickend, nicht ahnen, daß sie neben einem Abgrunde spielen? Wir waren glücklich, Amanda, wir haben die Wunderblume gefunden und haben uns an ihr berauscht, ja sie war in unseren Händen wie die Wünschelrute, die alles in Gold verwandelt, das sie berührt, und — Gott sei

Dank — wir sind nicht gestrauchelt und der Abgrund hat uns nicht verschlungen! Aber so leicht wir aufwärts streben dem Glücke entgegen, so schwer wird es, die Wunderstätte zu verlassen; die Füße bluten, und das Herz blutet.

Wissen Sie, was mir geschehen ist? Ich sah Sie neulich an der Seite Ihres Gatten, und über Ihre Häupter hin glitt ein Stern vom Himmel herab.

„Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh'!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'."

Ich hätte laut aufschreien mögen! Warum mußte er es sein! Ein Mann, den ich wie keinen zweiten verehre und hochschätze!

Die Sterne sind Welten, sagen uns die Astronomen; jeder eine Welt von Schmerz und Pein — die Pessimisten. Der, den ich fallen sah, fiel auf mein Herz, und Sie wissen, daß er es zermalmt hat.

Amanda, süße, fromme, heilige Blume! Ich weiß, daß unsere Trennung Ihnen Schmerz bereiten wird, und ich wollte, ich könnte ihn zu dem meinigen noch obenauf legen und alles allein tragen, damit Sie glücklich seien! Zürnen Sie mir nicht. Ich reiche Ihnen über den Abgrund, der uns trennt, für immer trennt, die Hand und rufe Ihnen zu: Seien Sie glücklich und vergessen Sie mich!

„Der Stern ist knisternd zerstoben" —

doch unsere Seelen sind rein von Vorwurf. Wir waren wie die Kinder, aber Gott sei Dank, daß wir so waren.

R.

* * *

„Jetzt werde ich es beinahe selbst glauben, daß ich nicht von Anfang an gewußt, daß sie Frau Doktor Behrends hieß. Man schwört zuletzt auf seine eigenen Phantasien! Nun dieses Schriftstück kann sie allenfalls dem Schulmeister zeigen. Nicht unmöglich, daß sie ihm noch die Ohren volllamentiert, das wäre so im Geschmacke des Ewig-Weiblichen!“

Er zog sich an und ging selbst bis zum nächsten Briefkasten, nur um eine Sache zu erledigen, in der ihn am nächsten Morgen womöglich eine Laune veranlassen könnte, noch einen dritten Brief zu schreiben, wovor er sich endgültig sichern wollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn die Wohnung Klinghärts elegant, aber immer noch solide war, so hatte dagegen die Baronin Florescu in ihren Gemächern eine überladene Pracht entfaltet. Der Salon machte trotz Damastvorhängen, geschnitzten Ebenholzstühlen und was dergleichen mehr war, immerhin noch den Eindruck von Einfachheit; aber in dem Wohnzimmer, dem Boudoir und dem Schlafgemach der Dame war etwas von

jenem exotischen, grellen und in hunderterlei Schaustücke zerfahrenen Luxus, der, fern von aller Gemütlichkeit, etwas Beunruhigendes, Verwirrendes hat.

Es war in den letzten Tagen des März. Im Boudoir stand eins der Fenster ein wenig offen, um die warme, sonnige Frühlingsluft hereinzulassen. Die Baronin lag auf einem niedrigen Polster, das mit einem persischen Teppich bedeckt war, und trug einen Schlafrock aus nelkenrotem Seidenplüsch, der mit gelblichen Spitzen und seidenen Bändern geziert war. Neben ihr stand ein Etageretischchen von Boule-Arbeit, auf welchem verschiedene neue Bücher, teils elegant gebunden, teils broschiert, aufgestapelt lagen; so Freitags Ahnen, Dahns Bissula, die Romane Alarich und Gelimer von Theophilus Rübschäler u. s. w. Auf dem Teppich am Fußende des Diwans lag ein aufgeschlagenes Buch mit zerdrückten und zerknitterten Blättern auf dem Angesicht. Es war Ebers' Homo sum, ein so schönes und lehrreiches Buch! Einen andern Band hielt die Dame in den Händen. Da sie die Augen darauf richtete, war anzunehmen, daß sie las, aber der Ausdruck ihres Gesichtes war eher gelangweilt als gespannt. Die treffliche Naïde war im Nebenzimmer beschäftigt, Silberzeug zu putzen. Als sie mit einigen Gefäßen in den Händen eintrat, um sie auf den sogenannten Kredenz zu stellen, legte Therese von Florescu den Band zu den übrigen und sah die Kammerfrau an.

Diese nahm den Blick für eine Aufforderung zu

sprechen und sagte, nachdem sie das schöne und lehrreiche Buch aufgehoben: „Die Lektüre sagt der Frau Baronin wohl nicht zu?"

„Offen gesagt, ich finde das Zeug entsetzlich! Dies hier ebenfalls! und es ist von einem sehr berühmten Schriftsteller: Gustav Freitag. Ich erinnere mich, vor Jahren einen andern Roman von demselben Dichter gelesen zu haben, das war sehr hübsch; aber dies —!"

„Wie ist es denn?" sagte die Duenna.

„Es handelt von den ältesten deutschen Vorfahren, halbwilden Stämmen, die sich in Bärenfelle hüllen und in zugigen, rauchigen Höhlen wohnen — ich begreife nicht, wie das jemanden interessieren kann. Und dazu ist es in einer Sprache geschrieben, die kein Mensch spricht und wahrscheinlich nie jemand gesprochen hat, denn früher waren die Dialekte doch noch ganz anders."

„Die gnädige Frau sollten doch lieber etwas Französisches lesen."

„Ach, das ist ja verpönt bei meinen neuen Freunden. Da schwärmt alles für die nacktbeinigen Raufbolde mit ihren geritzten Runen und und den großen Trinkhörnern — man muß das kennen — aber es ist schrecklich!"

„Die gnädige Frau haben ja so viel, ist denn das alles so?"

„Es gibt auch Sachen, die vor zweihundert Jahren spielen, während eines großen Krieges," sagte die

Dame wie halb verzweifelt, daß sie niemanden anders als ihre Kammerfrau hatte, um ihre Gedanken über die deutsche Litteratur mitzuteilen; „da sind wieder greuliche Metzeleien, Spießrutenlaufen und Fähnlein und was weiß ich. Auch aus dem vorigen Jahrhundert, mit dem alten Fritzen oder der großen Revolution — nun du verstehst das nicht. Alles solch altbackenes Zeug. Wie man dies nicht einfach ungenießbar, sondern sogar entzückend finden kann" — sagte sie mehr zu sich selbst — „das ist mir unbegreiflich! — Nun wollte ich etwas ganz Modernes lesen. Was glaubst du, was es da gibt? Liebesgeschichten von Bier- und Ladenmädchen! Ich greife also nach Versen; da ist ein Bändchen! Großer Gott! mit Hoppeldei und Trallala wieder ins Mittelalter! Es ist so unsinnig, man weiß zuletzt kaum mehr, in welcher Jahreszahl man selbst lebt, und ob man zur guten Gesellschaft gehört oder zur schlechten."

„Ich verstehe das nicht. Aber die Herrschaften finden das auch reizend?"

„Ich bitte dich, ja!"

Naïde lächelte und sagte: „Ich glaubte überhaupt nicht, daß Sie sich so streng an das Testament seiner königlichen Hoheit halten würden, gnädige Frau."

„Wie meinst du das?" fragte die Dame, indem sie nach dem Gelimer griff.

„Die Frau Baronin vergessen, daß ich die Ehre hatte, seiner königlichen Hoheit die Kassette abzu-

nehmen, ehe er ihren Inhalt Ihnen übergab, und daß ich noch unter der Thür war, als er sagte —"

„Nun, was — was sagte er denn?"

„Die gnädige Frau erinnern sich," antwortete die Bulgarin demütig, „daß damals viel die Rede davon gewesen, daß seine Majestät der Sultan einem Professor aus Ihrem Lande ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt, zu einer Reise nach Indien, worauf die gnädige Frau so stolz waren auf Ihre gelehrten Landsleute. Ich glaube, daß Prinz Jussuf daran dachte, als er sagte: Dafür kannst du — können sich die gnädige Frau einen deutschen Professor kaufen."

Sie betrachtete ihre Herrin lauernd. Die schöne Frau spielte mit den Blättern ihres Buches und schien an jenen Abschied zu denken. Sie seufzte, und eine leise Melancholie legte sich mit einem weichen, träumerischen Ausdruck über ihre Züge.

„Die gnädige Frau verzeihen, es war bei diesen Worten, daß ich das Zimmer verließ. Ich schwöre der Frau Baronin, daß ich sonst nichts gehört. Ich bin immer diskret gewesen," setzte sie hinzu und ergriff eine Falte des Plüschschlafrocks, um ihre Lippen darauf zu drücken. Um Theresens Mund spielte ein leichtes ironisches Lächeln.

„Die Herren von der Universität sind wohl aber interessanter wie ihre Bücher?" fragte Naïde, dreist genug in dem Bewußtsein, daß die Dame sich sonst gegen niemanden aussprechen könne. Sie erhielt

darauf keine Antwort, erlaubte sich jedoch, dieses Schweigen als einen Ausdruck der Enttäuschung ihrer Herrin hinzunehmen. Die Schwärmerei für die akademischen Kreise war bei der Baronin in der That in der Abnahme.

„Wir sollten lieber nach Paris gehen,“ bemerkte die Zofe.

„Es gefällt dir wohl selbst schlecht hier?“

„O, ich habe noch keine Gedanken gehabt über diese Stadt. Ich gehöre der gnädigen Frau zu, die Frau Baronin sind meine Heimat.“

In diesem Augenblicke schellte es draußen, und Naïde verließ das Zimmer, um bald darauf mit einer Karte wiederzukommen, die sie der Baronin überreichte.

„Corinna Weihrauch! Ich lasse bitten. Führe die Dame in den Salon; sie möge entschuldigen, daß ich noch nicht Toilette gemacht und sie in meiner Matinee empfange! — Rafael und das Schönheitsideal! ich bin au fait,“ setzte sie leiser hinzu und erhob sich von ihrem persischen Lager. — —

„Ah, meine teure Frau Baronin, herzlichen guten Morgen!“

„Guten Morgen, mein liebes Fräulein.“

„Mein Gott, wie entzückend sehen Sie doch wieder aus! Ich habe mich neulich mit Papa gestritten, er behauptet, Sie sehen der Venus von Milo ähnlich, er wäre gleich das erste Mal, als er Sie sah, so eigentümlich berührt gewesen, als müsse

r Sie lange kennen — und ich sagte wieder: Sie
lichen der büßenden Magdalene von Battoni."
Die Baronin lächelte etwas sonderbar zu diesem
etzten Vergleich.

„Ich muß es Ihnen wirklich ganz im geheimen
jestehen: es schwärmt alles für Sie, die ganze
Fakultät. Übrigens, wenn Sie — so — dieses Ge-
icht machen, gleicht Ihnen auch eine der Töchter
des Palma Vecchio in gewissem Grade — kurzum —
nun, ich sage nichts mehr!"

„Oder doch wenigstens etwas anderes. Bitte,
was hat Sie hergeführt? kommen Sie, mir ein
Stündchen Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft zu
chenken?"

„Ich muß leider sofort wieder gehn."

„Sie malen wohl wieder? Ihre reizenden Sachen
auf Porzellan!"

„Damit wäre ich fertig. Manches ist denn freilich
durch den Brand etwas kräftiger geworden in der
Farbe, als meine Palette angab, aber im ganzen
bin ich zufrieden. Und nun zur Hauptsache: ich
habe eine große Bitte."

„Ich würde mich freuen, Ihnen dienen zu können."

„Nur mit Ihrer Gegenwart, liebste, schönste
Frau. Wir hatten nun schon öfter die Freude,
Sie bei uns zu sehen, und wir hoffen, daß Ihnen
der Kreis, in den wir Sie eingeführt, zusagt —"

„Ihrer und Ihrer lieben Eltern Güte verdanke
ich es ja, daß ich mich heimisch gemacht in Burg."

„Aber wir haben Sie noch nie bei einer größern Gesellschaft bei uns gehabt — wollen Sie uns die Ehre erzeigen, am Sonnabend in unseren bescheidenen Räumen zu erscheinen? Wir hoffen, daß Sie sich etwas unterhalten werden, ich will Ihnen nur — ganz im geheimen — verraten, daß wir einige lebende Bilder stellen —“

„Ah — das wird etwas Ausgezeichnetes werden bei Ihrem Schönheitssinn!“

„Nicht doch, es wird bescheiden genug ausfallen. Am liebsten, Frau Baronin, hätte ich Sie gebeten, mitzustehen, aber Mama hatte ja sehr recht, daß dieses Ansinnen unpassend gewesen wäre, daß man dergleichen einer so vornehmen Dame nicht zumuten dürfe. Aber einen sehr schönen jungen Mann haben wir zur Verfügung!“

„Hab' ich ihn noch nicht bei Ihnen gesehen?“

„Nein, wir hatten ihn immer an andern Abenden bei uns, wo er uns kleine kunsthistorische Vorträge gehalten hat. Es ist ein herrlicher Mensch! ein Universalgenie! und so liebenswürdig!“

Frau von Florescu drohte schelmisch mit dem Finger: „Fräuleinchen, Fräuleinchen! werden wir etwa am Sonnabend ein Verlobungsfest haben?“

„Wo denken Sie nur hin, gnädigste Frau! darüber bin ich hinaus, wenn ich zehn Jahre jünger wäre, so wollte ich allerdings für nichts stehen.“

„Wie heißt denn Ihr Ideal?“

„Das ist aber das letzte, was ich Ihnen von unsern Überraschungen verrate: Doktor Roderich Klinghart. Und nun Lebewohl und auf Wiedersehen! Wir zählen bestimmt auf Sie. —“

Sechzehntes Kapitel.

Der billige Wein war endlich abgeklärt, und die billige Kochfrau, der Euphrosyne Weihrauch geb. Ulrici seit Jahren in schweren Stunden das Szepter der Küche anzuvertrauen pflegte, hatte endlich Zeit gehabt. Die alljährliche große Abendgesellschaft konnte vom Stapel laufen. Fräulein Corinna hatte sich zur Verherrlichung des Abends ganz außerordentliche Mühe gegeben. Das Sumpfhuhn-Service Professor Muges hatte sie nicht ruhig schlafen lassen. Sie war auf den Einfall gekommen, es glänzend zu übertrumpfen, und hatte deshalb mit Bienenfleiße eine große Anzahl von Schüsseln und Tellern mit mythologischen Figuren bemalt, wobei ihre Darstellungen der Philologie des berühmten Vaters und dem eignen Schönheitsideal gleichzeitig gerecht wurden. Auf einer großen Schüssel, auf der das Roastbeaf serviert werden sollte, war der Raub der Europa in köstlich braunrotem Inkarnat vorgeführt, das allerdings dem verliebten Stier noch besser stand als der hilfeflehenden Jungfrau. Auf der Gallertschale überreichte der galante Me-

leagros das sülzeverheißende Haupt des kalydonischen Ebers der erfreuten Atalante; die Brotteller zeigten eine kernige Ceres; in Behandlung der Sauceschüsseln war sinnig das Meer als Weltsauce aufgefaßt, denn Salacia, die Amphitrite der Römer, wogte in dem schon bei der Europa angewandten kräftigen Lokalton in bräunlichen Wellen auf und nieder; die Fische wurden über den graugrünen Leibern von Ichthyokentauren zur Tafel gebracht, und auf den Konfekttellern tummelten sich unzählige Amoretten. Ist ja doch auch die Liebe die süßeste Zubeiße zum Leben! Dieses mythologische Service sah Corinna nun mit Stolz auf den Tafeln prangen, die in dem zum Speisesaal umgeschaffenen Studierzimmer des Professors aufgestellt waren.

Aber Corinnas Vorbereitungen für den Abend waren damit, wie sie der Baronin schon angedeutet, noch nicht erschöpft. Die Aufführungen assyrischer Dramen im Hause des Geheimrats Überschär hatten in ihr die Idee geweckt, dieses Jahr ebenfalls etwas zur allgemeinen Unterhaltung zu veranstalten. Man kann es nur lobenswert finden, daß sie zu den mit Recht beliebten lebenden Bildern gegriffen. Erstens weil diese Art mimoplastischer Darstellungen überhaupt sehr schön ist, zweitens weil sie damit einer gewissen kollegialischen Empfindung Ausdruck gab. Der alte Freund ihres Vaters, Professor van Dooren nämlich, der, obschon Historiker, die Präponderanz seiner Stellung und seines Einflusses gern zur Ent-

scheidung auch außerhalb seines Faches liegender Fragen verwertete, beantwortete die in neuerer Zeit aufgeworfene Frage: Sollen wir unsere Statuen bemalen? mit einem auf antiken Farbenüberresten gegründeten lauten Ja. Konnte man besser dieses bisher bestrittene Verfahren ästhetisch glaublich machen als durch wahrhaft künstlerische Gruppenbilder, durch jene gleichsam gefrorene, monumentalisierte Schönheit, die das Zufällig-Lebendige in die höhere Region des Ideal-Typischen hinaufhebt?

Die Vorbereitungen zu den lebenden Bildern hatten Corinna viel Freude aber auch viel Mühe gemacht. Sie hatte in der Sache zuerst Klinghart um Rat gebeten. Da dieser aber eine viel zu repräsentable Persönlichkeit war, als daß die Dame ihn nicht noch lieber zum „Stehen“ als zum „Stellen“ verwendet sehen wollte, hatte sie auf seinen Vorschlag einen Künstler, den Zeichner Huberlein, ersucht, die Bilder zu ordnen.

Herr Huberlein zeigte sich gern dazu bereit; aber mit der anspruchsvollen Art eines echten Künstlers hatte er sogleich erklärt, daß er das zu verwendende Material vorher sehen müsse, wenigstens die Damen; die Herren seien da leichter abzudrücken. Fräulein Corinna hatte also alle ihre Freundinnen zum Kaffee gebeten, Huberlein war zufällig dazugekommen, hatte die Damen studiert und dann einige als allenfalls verwendbar bezeichnet. Aber es fehlte noch eine durchschlagende, echt repräsentative Schönheit, die

für einige Bilder, wie Faust und Gretchen, durchaus nötig war. Da war guter Rat teuer, denn Corinna wollte sich dieses Tableau in keinem Falle streichen lassen. Aber Huberlein wußte zu helfen. Er schwärmte dem Fräulein so viel von einem bildschönen jungen Mädchen vor, der Schwester eines jungen Privatgelehrten, einem „entzückend appetitlichen Wesen", bis Corinna darein willigte, daß er die Betreffende auffordere. War sie erst zaghaft gewesen, so zeigte sie sich nun begeistert von der Acquisition, so sehr, daß sie Nanni — denn um diese handelte es sich — noch in zwei anderen Bildern Rollen übergab, ihr dazu die Toilette besorgte und die ganze Schönheitsschwärmerei ihrer trunkenen Seele auf dieses Ideal einer deutschen Jungfrau ergoß. Nanni schwelgte in Seligkeit. Das Probestehen, die Bekanntschaft mit den vornehmen Professorentöchtern und jungen Gelehrten, die Freude an den reizenden Gewändern, mit denen man sie drapierte, und das heimliche Glück, Roderich Klinghart, diesen Abgott ihrer Phantasie, von dessen Blicken und Worten alle zu leben schienen, als ihren heimlich Geliebten und Verlobten betrachten zu dürfen, während niemand ihr Verhältnis ahnte, berauschte sie förmlich. — —

Und nun war der große Abend da.

In dem sehr geräumigen Empfangszimmer war eine kleine Bühne aufgerichtet. Ein Prolog — von Klinghart gedichtet — wurde von Frau Professor Muge nicht übel gesprochen. Dann erklangen die

Töne eines Flötenkonzerts mit Klavierbegleitung, und unterdem ging der Vorhang in die Höhe.

Man sah die Begegnung Coriolans mit seiner Mutter und Gattin. Ein Ruf des Staunens ging durch die Zuschauer. Konnte das übermütig-stolze Wesen des beleidigten Römers besser dargestellt werden als durch Roderigos herrliche Gestalt! Wie echt antik ließ er sich an! Wie bebte auf dem Antlitz mit der klassischen Bartlosigkeit ein erster Anflug von Rührung über die stolzen Züge, als die Frauen knieend ihre Hände zu ihm aufstreckten, und die etwas verunglückten Mugeschen Kinder ihm den Mantel zerrten! Es ist wahr, Volumnia-Elpis sah sehr gut aus. Sie war vorteilhaft frisiert und geschminkt, und die Falten aus feinem weichem Flanell, die sich um ihre Glieder schmeichelten, ließen nichts von dem „Sack voll Kochlöffel“ ahnen. Wer aber hätte das siegende Element echter Weiblichkeit besser zur Anschauung bringen können als Elpis van Dooren? Professor Pietsch, der Mathematiker, ihr ehemaliger Anbeter, war so betroffen von ihrem Anblick, daß er sich selbst fragte, wo er denn so lange seine Augen gehabt, und wie er thöricht genug hatte sein können, das Glück seines Lebens jahrelang vergeblich in einem Gewirr von Winkeln, sphärischen Dreiecken und Integralberechnungen zu suchen, während dieses Gebild aus Himmelshöhen in seiner vornehmen Keuschheit es offenbar den in aufwärts gestreckten Händen hielt. Es soll denn auch gleich verraten werden,

daß kaum der Vorhang zum zweitenmal über der Gruppe gefallen war, als sich Pietsch hinter die Coulissen drängte, vor Elpis eine Verbeugung von netto 42° Winkelgröße machte und sie kurzab fragte: „Sind Sie mit Doktor Klinghart verlobt, Fräulein?"

„Nein," war die erstaunte Antwort.

„Beabsichtigen Sie, sich mit ihm zu verloben?"

„Aber, Herr Professor, wie könnte ich das beabsichtigen?"

„So gestatten Sie, daß ich meine Bemühungen um Ihre Gunst wieder aufnehme!"

Elpis sah sinnend vor sich nieder. Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache. Ein Ordinarius in der Hand — ist am Ende sogar besser als ein Privatdozent auf dem Dache, den man ja darum auch nicht gleich braucht fliegen zu lassen. Diese Betrachtung ist der jungen Dame nicht übel zu nehmen; jedes echt weibliche Gemüt wird unbewußt stets dem Drange folgen, der einzig wahren Naturbestimmung des Weibes, deren Erfüllung anständigerweise nur in der Ehe möglich ist, zuzustreben. Außerdem aber gehört die Klugheit, wie jede andere Tugend, zur gewissenhaften Ausübung des Gottschöpfungsbestrebens.

Elpis erhob das Haupt also langsam wieder und sah Pietschen holdselig an. Neues Kompliment von 42°, rechtsum marsch! —

Dann kam ein anderes beliebtes Tableau: Scheheresade, Märchen erzählend. Der bitterböse Sultan

wurde von dem Philosophen Proskauer, einer echt orientalischen Erscheinung, dessen etwas kurze Beine in scharlachnen Atlashosen staken, trefflich wiedergegeben; indessen Corinna Weihrauch, obwohl sie nicht mit Unrecht den Schwerpunkt der Liebenswürdigkeit Scheheresadens in ihrer Klugheit und nicht in jugendlicher Schönheit finden zu müssen glaubte, sich mit einem Aufwande von Seidenstoffen, Glasperlen und Schminke ausgestattet hatte, der allerdings die etwa zu bemängelnde Ungeeignetheit ihrer verblühten Reize kaum in Betracht kommen ließ. Das Bild war gut, sehr gut, aber das nächste war noch besser.

Vor einem gemalten gotischen Portal begegnete Klinghart-Faust seinem Gretchen, die in dem traditionellen himmelblauen Kostüm allerdings vorzüglich und äußerst charakteristisch aussah.

„Wer ist der Herr eigentlich?“ fragte flüsternd Frau von Florescu, die in der ersten Reihe neben Frau Professor van Dooren saß.

„Doktor Klinghart, derselbe der den Coriolan gab,“ beschied sie die wilde Königin.

Die Baronin verneigte sich und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Bilde zu. Sie hatte schon beobachtet, daß sie den Darstellern ein ebenso anziehendes Bild darbot als diese ihr. In der That sah sie sehr schön aus. Sie trug ein prachtvolles Kleid von Sammet und Atlas, dessen Farbe die Damen als pfauenblau bezeichneten; vorn war es

offen und ließ ein weißes Unterkleid vortreten, das mit Gold- und Perlenstickerei bedeckt war. Es war nicht zu verwundern, wenn Faustens Augen sich für einen Moment von Gretchens Gestalt ab- und der auffallenden Erscheinung der Baronin zukehrten.

In der letzten Reihe der Zuschauenden standen Geheimrat Überschär und Professor Neuffert, der Antipode Bickerts, der deshalb nicht eingeladen war. Zu ihnen gesellte sich noch der Historiker Schulze, ebenfalls ein sehr angesehener Herr, der den ersten Band einer großen Geschichte Spaniens geschrieben hatte. Habent sua fata libelli. Zu dieser Geschichte Spaniens muß noch etwas gesagt werden, während Faust und Gretchen zum zweitenmale gezeigt werden. Es war dies ein großangelegtes Werk, das, ähnlich dem nordischen Gott Heimdall, der sich den Luxus gestattete, neun Mütter zu besitzen, sich rühmen konnte, von dreizehn Vätern gezeugt zu sein. Diesen dreizehn Vätern entsprachen allerdings dreizehn Bände, von denen Schulze, wie gesagt, den ersten verfaßt hatte, die Geschichte des frühesten Auftretens der iberisch-keltischen Stämme bis zum Jahre 312 n. Chr. Mit jedem Bande hatte sein Verfasser sozusagen sein Meisterstück, das ihn zum ordentlichen Professor befähigt zeigte, geleistet. Da denn auch die verdiente Ernennung nach Herausgabe eines solchen Abschnittes jedesmal erfolgte, war es selbstverständlich, daß sich zum nächsten ein anderer Gelehrter fand. Möge niemand glauben, daß dadurch etwa der einheitliche

Geist dieses Werkes gelitten hätte, waren die Herren ja doch alle Rankescher Schule, und was etwa an Buntheit, Widersprüchen und wechselvoller Behandlung dem Leser etwas spanisch vorkam, konnte diesem Geschichtswerke als durchaus adäquat und charakteristisch offenbar nur zugute kommen.

„Unter uns gesagt," meinte Neuffert zu den beiden anderen Herren, „sind diese lebenden Bilder eine grenzenlose Abgeschmacktheit. Während wir sonst gewöhnt sind, den Schöpfungen der Kunst entgegenzukommen, indem wir den Stoff beseelen helfen, haben wir hier die Darstellenden zu entgeistern. Unsre Phantasie hat also eine rückläufige Bewegung zu machen. Gehen Sie mir mit dem Unsinn! Man möchte wie der Menschenfresser im Märchen ausrufen: Ich wittre, wittre Menschenfleisch!"

„Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung," sagte Schulze gereizt, „Sie haben keinen Schönheitssinn, lieber Kollege, dieses Tableau ist ausgezeichnet." Damit ging er weiter nach vorn, um sich einen Platz zu suchen, von dem aus er besser sehen könnte.

„Ich finde es auch nicht so übel. Und die Damen lieben das Bilderstehen sehr," flüsterte der Assyrer, „es ist auch allen Müttern nur anzuraten, dergleichen zu unterstützen."

„Wahrhaftig, die Elpis van Dooren sah ordentlich schön aus!" bemerkte Neuffert. „Jedenfalls ist es noch bequemer als die Theaterspielerei, wozu doch immerhin einiges Talent und eine Spur von

Grazie erforderlich ist — dies ist leicht und dankbar, und wenn hier Amor nicht sein Spiel mit treibt, so solls mich wundern."

„Hm, na ja. Und was sagen Sie zu Klinghart? Der macht sich glänzend! Ah, überhaupt: Klinghart!"

Professor Neuffert spitzte den Mund und wippte zweimal auf den Zehen auf und nieder. „Na, Hans in allen Ecken! Er versteht den Rummel! Dooren hat er ganz in der Tasche. Der will ihn durchaus poussieren."

„Ich glaube, er sähe sich ihn gern noch näher attachiert, außer als Kollegen," meinte Überschär mit dem herablassenden Lächeln des großen Mannes, der sich auch einmal für alltägliche Dinge interessiert.

„Wie ich schon bemerkte, Elpis van Dooren sah recht gut aus," erwiderte Neuffert. „Sie ist sonst mein Fall nicht. Die Prinzipienreiterei, wissen Sie, gefällt mir bei den Damen nicht. Es ist die abgeschmackteste Art Amazonentum. Aber mal ganz offen: was halten Sie von Klinghart, Herr Geheimrat?"

„Ah!" machte der andere und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Doch zweifelsohne ein höchst bedeutender Mensch! Er erinnert mich immer an den jungen Goethe in seiner Vielseitigkeit und glänzenden Genialität."

Neuffert lächelte.

„Glauben Sie, daß ich ihn überschätze? Haben

Sie eine andere Meinung, Herr Kollege?“ fragte Überschär.

„Nun — er scheint mir ein — wohlhabender Mensch zu sein, hält sich 'nen Diener und 'nen Sekretär“, sagte der Professor ausweichend. — „Im übrigen halte ich ihn — für einen — geschickten Faiseur!“ setzte er schnell entschlossen hinzu.

„Ah, Sie thun ihm unrecht! Seine Arbeiten sollen vorzüglich sein, und die Studenten loben seinen Vortrag.“

Neuffert zuckte die Achseln.

Überschär fuhr fort: „Jedenfalls müssen wir Dooren schon den Gefallen thun. Er ist ärgerlich, daß Behrends nicht nach Straßburg gekommen, er wäre ihn gern hier losgeworden. Er ist augenscheinlich eingenommen gegen den Mann.“

„Ich halte Behrends für einen sehr gediegenen Gelehrten und würde ihn gern befördert sehen. — Doch sehen Sie mal, was ist das? Gudrun und Hilde die Wäsche spülend.“

„Jawohl. Und da hinten kommen ja auch die beiden Vettern vom Lande, das ist wohl gar Muge in Trikots und mit dem Helm auf dem Kopfe?“

„Ja, es ist Muge.“

„Und Gudrun — das ist das Gretchen von vorhin! — In Wahrheit sollen die beiden blos Hemden anhaben, na, das kann man nicht verlangen.“

„Was sagen die Herren?“ drängte sich Huberlein herzu. „Haben wir das nicht hübsch gemacht?

Wie? Hehe! Wissen Sie, als was ich die kleine Philipps am liebsten gestellt hätte? Als Hebe von Canova! Diese jugendliche Straffheit der Formen! Das wär' ein Treffer gewesen! Sehen Sie mal, so! —" und er nahm die Positur des Bildwerkes an — „schade, daß unsere Zeit so prüde ist! wie? Ich fragte die Kleine, ob sie nicht als Hebe stehen möchte, da sagte sie ganz unschuldig-naiv: Fragen Sie nur Fräulein Corinna. Ich wollte mich totlachen! Haben Sie schon die Baronin gesehen? in der ersten Reihe, die im pfauenblauen Samtkostüm. Mmm! ist das ein Weib! blos diese Linie, so von hier bis hier, haben Sie so was schon mal gesehen? Die Venus von Milo in Civil! schade, daß wir die nicht verwenden konnten. — Dankbares Geschäft, das Bilderstellen! das können Sie glauben, meine Herren. In der Begeisterung für die Kunst lassen sie sich stellen und drehen und anfassen, wie's einem paßt. Ich sage, es geht nichts über ein Stück schönes Fleisch!" damit drängelte er sich weiter.

„Widerlicher Geselle!" sagte Überschär. „Aber was ist denn Kollegen Weber? Er hat wohl wieder Anfechtungen von den Geistern?"

„Es scheint so," erwiderte Neuffert und putzte die Gläser seines Zwickers, „haben Sie gehört, da soll neulich eine tolle Sitzung gewesen sein, es scheint fast, als ob Klinghart da auch beteiligt gewesen. Ich höre, sie haben Hunde magnetisiert oder mediumisiert, dadurch sind die Geister verstorbener

Hunde erschienen und haben vernehmlich gebellt. Aus Versehen sollen sogar einige Schweinhunde darunter gekommen sein, die ein aus Bellen und Grunzen gemischtes liebliches Getön ausgestoßen. Man sagt, der verstorbene Hahn, mein Vorgänger, der wegen bekannter unangenehmer Geschichten weggedrückt wurde, sei auch dabei gewesen."

„Sie Schäker! Nun was Weber anlangt, so ist er entschieden ein harmloser Mensch, aber ein vollständiger Narr. Was ist denn das?"

„Wohl Charlotte Corday ermordet Marat im Bade? Nein, es ist ein Sessel, was ich für 'ne Sitzwanne hielt."

„Pst, pst, der Abschied Marie Antoinettens. Es ist Frau Professor Muftig. Sehen Sie, das heißt Rasse. Sie wissen doch, sie ist eine geborene von Hülsenschmitz, alter katholischer Adel!"

„Jawohl. Seit der deutsche Professor eine stehende Figur in unseren Romanen und Novellen ist, kann er die besten Partieen haben, adelige Damen ohne Geld und frischgetaufte mit Geld. Durch die Gartenlaubentanten sind wir sehr im Preise gestiegen."

„Unverbesserlicher Spötter. Aber sehen Sie doch nur Weber."

In der That bot der kleine Spiritist ein wunderliches Bild. Die Hände mit den Handflächen auf die Brust gestemmt, als fürchte er auseinanderzugehen und müsse sich die Rippen vorsichtig zusammen-

drücken, die sonst so glattgeleckten Haare in zwei drolligen Büscheln über die Ohren aufgesträubt, rannte er keuchend auf und ab, ohne einen Blick mehr auf die Bühne zu werfen, wo die unglückliche Königsfamilie die Hände rang. Da jeder seinen Verkehr mit den Geistern kannte, glaubte man ihn derartig präokkupiert und ließ ihn gewähren. Nur Frau Professor Weihrauch, Euphrosyne geb. Ulrici, fühlte, als sie seine Aufregung bemerkte, sich als Wirtin berufen, ihn zu besänftigen. Sie zog ihn in ein Nebengemach, setzte ihm ein Glas Wasser hin und fragte teilnehmend: „Was ist Ihnen, lieber Professor?“

„Ach Gott, ich habe solche Beklemmungen am Herzen!“ wimmerte das Männchen. „Es war da ein Fräulein — die das Gretchen machte und die Ingeborg oder Gudrun, oh, oh, oh!“

„Sie kennen die kleine Philipps schon?“ fragte Frau Professor Weihrauch, Euphrosyne geb. Ulrici.

„O nein, nein, ich habe sie zum erstenmale gesehen. Das ist es ja eben. Da gab mir's hier — sehen Sie mal hier, Frau Kollegin, am Herzen — so einen Stich. Ich hab' das nie gehabt.“

„Was Sie sagen!“

„Da ist mir so Angst geworden, gnädige Frau!“ klagte er. „Ich bin — wahrhaftig, ich bin an die Vierzig, doch ich habe noch niemals geliebt — und nun ist es das — gewiß, das ist es — die Liebe zum Weibe! — mein Gott, ist das nicht furcht-

bar! — — Ich hab' das gar nicht verstanden bis-her. O, ich überwind' es nicht, denken Sie doch — ich und die Liebe!"

„Beruhigen Sie sich nur," sagte die Matrone mild, „es wird sich geben."

„Es belästigt mich aber so ungemein," winselte der Kleine.

„Nun, es wird sich schon ausgleichen. Fräulein Philipps ist keine Partie für Sie, lieber Professor, aber das gibt sich wieder! Fassen Sie sich nur jetzt und sehen Sie das letzte Bild mit an: die Lebens-müden, nach dem schönen Bilde von Reide, in der Berliner Ausstellung, wissen Sie."

Damit zerrte sie den Unglücklichen wieder hinein. Er setzte sich still in einen Winkel und ächzte, wäh-rend die übrige Gesellschaft in bewundernder Ver-zückung dasaß. Was konnte es auch Schöneres, Er-habeneres, Herzbezwingenderes geben als den An-blick zweier mit Stricken aneinander geschnürter Menschen, die halb finstere Verzweiflung, halb sinn-lose Angst, sich den grausen Tod im Wasser zu geben beabsichtigen. Die Kunst feierte ihre höchsten Triumphe, die wahre Kunst, welche von der wahren Hartmannschen Philosophie getragen ist, die Kunst des Pessimismus, des dem Nichts zustrebenden Daseinsvernichtungsrausches eines an sich selbst über-sättigten Menschentums, — jene Kunst, die von den abgeschmackten Gesetzen des Schönen abgelöst, das Ideal des Realistisch-Wahren gestaltet! Übrigens

hielt eine Verlängerung des Strickes das unselige Paar an einem starken Haken im Hintergrunde fest, damit das Ungestüm des Herrn Lebensmüden ihn und seine beklagenswerte Genossin nicht plötzlich den Zuschauern zu Füßen schleudere.

„Ja, das ist großartig," sagte Neuffert zu Überschär, „aber ein ordentliches Stück Filet wäre mir lieber. Ich bitte Sie, es ist 10¼ Uhr, ich habe einen kolossalen Hunger."

Siebzehntes Kapitel.

Endlich war es soweit, das heißt, daß man das Speisezimmer betrat. Nun kam das Porzellan an die Reihe. Die Bewunderung der feinsinnigen Behandlung desselben war eine allgemeine. Corinna war noch nie so glücklich gewesen, sie hatte sich an das Ende der einen Tafel, mit Huberlein als Nachbarn, gesetzt und hatte genug zu thun, die Hälfte des Verdienstes, was die lebenden Bilder betraf, auf die Geduld der ausübenden Künstler und auf die Beihilfe Huberleins, was aber das Tafelgeschirr anlangte, auf die trefflichen antiken Vasen-Vorbilder zu wälzen. Trotzdem der Appetit ein durch Warten allgemein verschärfter war, wurde die Unterhaltung dadurch von Anfang an eine äußerst belebte.

Klinghart hatte Not, überhaupt etwas in den Magen zu bekommen. Er war eine Art Löwe ge-

worden. Sein Ansehen in akademischen Kreisen war jetzt ein so außerordentliches, daß fast jedes eine Frage an ihn zu stellen, eine Erörterung mit ihm vor hatte.

„Herr Doktor, was meinen Sie wohl, wo man die stilvollsten Lampen kauft?“ fragte Frau Geheimrat Überschär.

„Klinghart, welches Quartier raten Sie mir in Rom, ich gehe zu Ostern hin, Sie müssen mir da noch mancherlei sagen,“ bat Proskauer, der ein Staatsstipendium bekommen hatte als Pflaster dafür, daß man ihn nicht zum Ordinarius befördert hatte.

„Lieber Herr Doktor, helfen Sie mir beim Einkauf der Möbel, wir besorgen nun die Ausstattung für Else, könnten Sie sich wohl so viel Zeit abmüßigen, uns dabei zu begleiten?“ fragte Frau Rübschäler, die in den Stand der jugendlichen Schwiegermütter einzutreten beabsichtigte.

„Sagen Sie, Klinghart, was halten Sie von den Makartbouquets?“

„Wie finden Sie denn das neue Akademiegebäude? und was ist das eigentlich für ein Stil? ich werde nicht klug daraus! Klinghart, hören Sie nicht?“

„Lieber Kollege, sehn Sie mal, da hab' ich noch einen Leuchter von Großmutters Zeit, nennt man das nicht Empire?“

„Ist das Abendmahl von Leonardo da Vinci wohl mit Wasserfarben gemalt, Klinghart?“

„Kollege, wie ist das nun eigentlich mit van Eyck und van Dyck?“

„Hab’ ich nicht recht, daß der Arm der Abundantia von Makart vollständig verzeichnet ist?“

„Na, Ihre Rekonstruktion der Venus von Milo, Roderigo — hören Sie — etwas kühn — für höhere Töchter ist das gerade nicht geschrieben — aber genial, wahrhaft genial haben Sie das gemacht!“

„Raten Sie mir, die Vorhänge im guten Zimmer mit Cremestärke zu behandeln oder soll ich sie lieber weiß lassen? Bitte, Herr Doktor Klinghart!“

Ja — es ist eben keine Kleinigkeit, Privatdozent zu sein! Aber Roderich Klinghart wußte auf alles eine Antwort, verstand alle zu befriedigen.

Nanni, die, nachdem sie ihre Rollen „abgestanden“, eine etwas untergeordnete Rolle in der Gesellschaft spielte, hatte einen Studenten als Tischnachbarn, einen angenehmen Jüngling, der höchst erfolgreich als Nationalgardist mitgewirkt hatte. Jedoch sie hörte kaum, was er ihr sagte, sie hatte nur Empfindung für Roderigo, der wie der lichte Mond unter den Sternen stand; ja sie merkte es kaum, als jener von ihrer Seite verschwunden war, und Professor Weber sich neben sie gesetzt hatte, der sich in einer Weise des „Courschneidens“ befliß, für deren Humor er eine verständnisinnigere Nachbarin verdient hätte, als Nanni war, die in ihrer Aufregung

keine Empfindung dafür hatte, ob irgend jemand sie bevorzuge oder vernachlässige, indes Klinghart zu seinem größten Gaudium den kleinen Seelenriecher Sturm laufen sah.

Am andern Tische gruppierten sich die Herrschaften um einen geistlichen Herrn als Mittelpunkt. Es ging dort etwas gesetzter zu. Konsistorialrat Neukirch, Oberkirchenrat, Doktor der Theologie und Pastor primarius zu St. Augustin, war ein entfernter Verwandter Weihrauchs und in dessen akademischen Gesellschaften immer anzutreffen. Er war einer der vornehmsten Geistlichen der Stadt und genoß eines großen Ansehens. Ein strenggläubiger, würdevoller Herr am Ende der vierziger Jahre, aber seinem Aussehen nach bereits völlig mumifiziert, erinnerte er kaum mehr an den schönen, freisinnig angehauchten Jüngling, der er einst gewesen. Sein Gesicht glich einer bräunlichen Tablette, in der sich der breite Mund mehr wie ein Schlitz öffnete, und ein Gemisch von vertrauenerweckender Milde, Ironie und Vornehmheit, das um diesen Mund zu spielen pflegte, enthielt vermutlich die ganze Lösung des Rätsels, welchem Umstande dieser Mann eigentlich seine Carriere und sein Ansehen verdankte. Es lag etwas Geheimnisvolles in diesem Gesicht, und die meisten glaubten, daß eine hohe geistige Begabung und ein erhabener Charakter dahinter zu suchen sei.

Wie dem nun sein mochte — Neukirch galt jedenfalls für einen guten Gesellschafter. Zwar sprach

er langsam, leise, wodurch er alle zwang, ihre Ohren zu spitzen und den Atem anzuhalten, und nicht besonders gewandt, ein Umstand, der sich auch bei seinen Kanzel-, Trau- und Leichenreden geltend machte, aber — er wußte immer artige Histörchen.

Es ist zweifelsohne eine der größten Geistesfreiheiten der protestantischen Kirche, daß sie das vielangefeindete Institut der Ohrenbeichte abgeschafft. Aber daß dieses auf einem echt menschlichen, seelischen Bedürfnisse beruht, ist ebenso sicher. Es gibt nun einmal Gemüter, die einen unparteiischen, gerechten und doch milden Berater in üblen Lagen des Lebens, eine Form der Vergebung oder Sühne bei Irrtümern bedürfen. Solche Gemüter finden sich auch außerhalb der katholischen Kirche, und die protestantische Seelsorge kommt ihnen bereitwillig entgegen. Aber Gott sei Dank, daß da kein Beichtgeheimnis existiert! Wie schlecht wären sonst geistliche Herren bestellt, die wie Konsistorialrat Neukirch billigdenkenden Mitchristen Beiträge zur Psychologie des Menschengeschlechtes und Gelegenheit zur Abstellung von Übelständen zu liefern geneigt sind!

„Nun, verehrter Herr Konsistorialrat, hochverehrter Herr Doktor, wissen Sie nichts Neues?" fragte van Dooren.

Der hochwürdige Herr neigte das Haupt auf die linke Seite und sagte mild: „Wie sollte ich?"

„Haben Sie noch etwas gehört von der hübschen Gouvernante, — na, Sie wissen schon — welche die

Maitresse eines Arztes gewesen sein soll und dann ins Irrenhaus kam, als er, in geordnetere Verhältnisse zurückkehrend, die Bankierstochter heiratete?"

„Ich habe da weiter nichts gehört."

„Die Seelsorge nimmt Sie doch wohl aber recht in Anspruch?" fragte Frau Euphrosyne Weihrauch geb. Ulrici.

„Nun — ja. Aber es ist doch ein Geschäft, dem ich mit Hingebung und Liebe obliege, eigentlich das wichtigste Geschäft des Geistlichen," erwiderte Neukirch, der fühlte, wie er an dem richtigen Faden gezogen wurde, um zu zappeln. Aber jeder Erzähler muß sich erst etwas zieren und bitten lassen; zuerst können die andern zappeln.

„Sie sind heute so still, Herr Pastor," begann nach einer Weile Frau van Dooren.

„O, ich denke mir doch die Seelsorge sehr aufregend," sagte Frau von Florescu, die den Ehrenplatz zwischen dem Wirte und dem geistlichen Herrn innehatte, und bei der alle Gerichte anfingen.

„Ja wohl! wenn einem so aller Jammer, alle Not des Lebens ins Haus getragen wird," setzte Rübschäler hinzu.

„Aber es ist schön, sehr schön, wieder beruhigen und vermitteln zu dürfen. — Ich hatte da erst neulich Gelegenheit, wieder Gutes zu stiften, wie ich hoffe!"

„Ei, was Sie sagen! Was war das für eine Sache?"

Der Konsistorialrat nahm einen Schluck Rotwein, legte sein Gesicht in vielversprechende Falten, den linken Arm über die Stuhllehne und begann:

„Ich hatte — vor etwa zwölf Jahren — eine Konfirmandin, — die ein sehr begabtes und — sehr schönes Mädchen war.“

„So, so.“

„Ich habe sie dann später aus den Augen verloren. Doch hörte ich, daß sie — Schauspielerin geworden sei. — Sie war die Tochter eines Fabrikanten, der, glaub' ich, falliert hat. — Damals waren die Leute noch wohlhabend.“

„Schauspielerin sagen Sie? Hatte sie Talent? — Verehrteste Frau Baronin, langen Sie doch zu!“

„Das kann ich nicht sagen, aber — wie erwähnt — sie war klug und sehr hübsch.“

„Nun, und haben Sie sie wieder gesehen?“

„Ja wohl, kürzlich. — Ich hatte schon früher einigemale Gelegenheit, ihr zu begegnen, habe sie da auch gesprochen, sie zeigte sich sehr anhänglich —“

„Ach ja! Herr Konsistorialrat genießen ja so begeisterte Verehrung bei Ihren Schülerinnen!“

„Ich erfuhr da, daß sie sich hier verheiratet habe, an — an — einen hiesigen Gelehrten, der Ihnen zum Teil bekannt sein dürfte.“

„Wer? wer ist das?“

„Nun — das werde ich doch lieber nicht sagen. Also dieses Mädchen — diese Frau — treffe ich vor einigen Tagen, und da sie bekümmert aussieht,

fordere ich sie auf, mich zu besuchen und mir ihr Herz auszuschütten. Sie kommt auch wirklich. Es war am Mittwoch Abend. — Sie gesteht mir, daß sie sehr unglücklich sei, daß ihre häuslichen Verhältnisse sehr gedrückte, finanziell sehr klägliche seien, daß sie drei kleine Kinder habe und sich — sehr unbefriedigt fühle — in der Wartung dieser Kleinen und der außerordentlich mühsamen Hausarbeit, die zum großen Teile auf sie entfiele, da sie sich nur einen Dienstboten — halten könne. Es ist in der That eine Frau von zartem Körperbau."

„Der Mann ist wohl Lehrer?" fragte Professor Überschär.

„Nun — ja. Das heißt er gibt so da und dort an verschiedenen Instituten Unterricht. Sagen wir: Privat — lehrer."

„Mein Gott, wie kann man sich so einen Menschen heiraten!" bemerkte Frau Professor Muge, die mit Recht ihre Klugheit hochschätzte, die sie an dieser Klippe vorbeigeführt.

„Und wie kann sich der Mann eine Schauspielerin nehmen!"

„Na ja — es war eine verfehlte Geschichte," sagte der Konsistorialrat. „Nun müssen Sie wissen, Amanda Werner war ein sehr lebhaftes, phantasiebegabtes Wesen, vielleicht nicht ganz ohne Eitelkeit und Streben nach Bewunderung und dem Wunsche — nach einem größern Lebenszuschnitt."

„Haben Sie denn da etwas ausrichten können?"

„Ach, die Hauptsache kommt ja erst! Nun — meine Frau Doktor lernt eines Tages, ich glaube, sie sagte im vorigen Herbst, wir haben jetzt —"

„Ende März!"

„Na ja — lernt eines Tages einen jungen Mann kennen, ganz zufällig, auf der Straße."

„Ich bitte Sie, man lernt doch nicht junge Männer auf der Straße kennen!"

Der Konsistorialrat zuckte die Achseln und das ironische Lächeln spielte um die dünnen Lippen. „Warum nicht, meine Damen? es kommt doch wohl vor. Nun — und dieser junge Mann, den sie mir als einen Ausbund von Geist und Schönheit schildert — weiß sich der Phantasie, oder ich will einmal sagen: des romantischen Zuges in Amanda so zu bemächtigen, daß sie die heftige Liebe, deren er sie versichert, bald erwidert und eine Art — Verhältnis anknüpft."

„Mit den drei Kindern? das ist ja recht nett!" sagte die Wirtin. „Was das für Sachen sind! nicht wahr, liebste Baronin?"

„War es nun berechnende Vorsicht oder ein gewisser abenteuerlicher Zug, genug, sie verleugnet dem Seladon den Namen ihres Gatten und glaubt, ihre und seine Ehre dadurch vollständig geschützt zu haben. Sie versicherte mir übrigens nachdrücklich und auf das heiligste, daß es ein rein geistiger Verkehr gewesen, ein durchaus platonisches Verhältnis, das sich

auf — gegenseitige Verse sozusagen und gelegentliche Abendpromenaden mit geistreicher Unterhaltung und Freundschaftsversicherungen beschränkt habe."

„Natürlich. Sie wird sich gehütet haben, Ihnen alles zu sagen!"

„Nun also — dieser junge Mann, hat er nun doch erfahren, — was mir sehr wahrscheinlich ist — wer der Gatte seiner Angebeteten ist, sind ihm die Kinder anstößig geworden, oder wurde ihm die Sache einfach langweilig — das heißt er kann ja auch aus rein moralischen Bedenken das Verhältnis haben aufgeben wollen — also der interessante junge Mann löst die Beziehungen mit Frau Amanda — und die junge Frau ist dadurch in einen solchen Strudel widerstreitender Empfindungen: Haß, Liebe, Schuldbewußtsein, Reue und Sehnsucht nach dem Verlorenen geraten, daß sie in ihrer Verwirrung, ihrem Bedürfnis nach Seelenfrieden, ja einem gewissen Lebensüberdruß — sich an mich wendet."

„Na hören Sie, lieber Konsistorialrat, der hätte ich's aber ordentlich gegeben. So eine pflichtvergessene Frau und Mutter!" sagte Professor Weihrauch.

„Ja, es ist unbegreiflich," bemerkte Frau von Florescu und faßte herzhaft an dem andern Ende des Knallbonbons, das der Konsistorialrat ihr hinhielt. Paff!

„Die gnädige Frau sind gar nicht nervös," sagte der geistliche Herr lächelnd, während sie den Bonbon zwischen die reizenden Zähne schob.

— „Herr Doktor Klinghart," sagte Elpis am

Nebentisch, „ich glaube, Sie passen gar nicht auf. Was hab' ich Sie jetzt gefragt?" —

„Ich habe sie eher wie eine Verirrte behandelt," sagte der Seelenhirt in ungebeugter Menschenliebe.

„Haben Sie nicht herausbekommen, wer der junge Mann war?"

„Nein. Ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu erfahren, aber sie hat es mir nicht gesagt. Vielleicht, daß ich es noch herausbekomme. Ich habe ihr versprochen, sie — demnächst einmal zu besuchen. Die Leute wohnen da — am Klosterweg, wenn Sie die Gegend kennen."

„Klosterweg? ja wohl! Dort wohnt ja Behrends," sagte Professor Rübschäler.

„Ganz recht," bemerkte der Konsistorialrat mit seinem überlegensten Lächeln, „Doktor Behrends, der Privatdozent — das ist der Ehemann."

„Was? Na hören Sie! Sie machen wohl Spaß, verehrtester Herr Konsistorialrat! Das ist ja 'ne nette Geschichte! Der Behrends! Das ist ja ein Universitätsskandal! Der Mann mag wohl wissen, warum er nirgends Besuche gemacht hat mit der Frau!"

„Sie sind wohl nicht in der Lage, viel Verkehr zu unterhalten", sagte der Konsistorialrat.

„Kollege Pietsch, haben Sie nicht einmal mit Behrends angeknüpft?" fragte van Dooren nach dem jungen Tische. „Kennen Sie die Frau? Wie ist sie Ihnen erschienen?"

„Hübsche Frau! geistreich und so von 'ner künstlerischen Art!"

„Hören Sie, Sie sind doch nicht etwa der junge Mann?"

Alles lachte, indes Weihrauch mit Überschär und van Dooren anstieß und geheimnisvoll flüsterte: — „Unmöglich! — Nein, das geht nicht! Gott sei Dank, daß wir Klinghart haben!" —

„Doktor Klinghart, haben Sie die Geschichte gehört? Nein?"

„Bruchstückweise," erwiderte Klinghart. „Jedenfalls ist es sehr leichtsinnig, als Privatdozent zu heiraten. Ich würde mich nicht einmal verloben, ehe ich Professor wäre."

Elpis seufzte und sah auf ihren Teller, auf welchem Amor auf einem Krebse ritt. Also darum besann er sich so lange!

„Mir thun nur die armen Würmer leid! — Wie kann man sich aber auch eine Schauspielerin heiraten! Und wie kann man —" Damit drehte sich die Mühle zum zweitenmale herum. —

Als das Souper zu Ende war, erhoben sich die Herrschaften und begaben sich in den Salon zurück. Es geschah dabei, daß Klinghart, der Elpis führte, hinter Frau von Florescu herging, und es geschah dabei, daß der Baronin das Spitzentaschentuch entglitt. Klinghart bückte sich danach, und nachdem er Elpis dem allgemeinen Brauche zufolge in der bekannten wohlklingenden Form die günstige Ver-

dauung der genossenen Speisen gewünscht und dieselbe Höflichkeit dann auch gegen alle anderen erfüllt hatte, trat er auf die Baronin zu, um ihr das Tuch zu überreichen.

Eben hatte die Dame es dankend in Empfang genommen, als Corinna auf sie zutrat, sich an die Baronin anschmiegte und sagte: „Unsere liebe, süße, schöne Frau! Was ich glücklich bin, daß Sie unser Fest mit Ihrer Gegenwart verherrlichen! Haben Sie schon den Renaissanceschmuck von Frau von Florescu bewundert, Professor Klinghart? — Pardon: Doktor, nun, es wird ja nicht mehr lange dauern! Sehen Sie doch nur diese Zeichnung, diese Steine und diese Fassung! Die gnädige Frau hat das geläutertste Schönheitsgefühl, das ich in einem Menschen habe kennen gelernt, höchstens Sie ausgenommen. Ach, Sie sollten sehen, Herr Doktor, wie die Baronin wohnt, himmlisch! Und was für entzückende Raritäten sie besitzt! Eingelegte Kästchen und Truhen und persische Stickereien und Schmuck! Ja das sollten Sie bewundern dürfen!“

Klinghart sah die schöne Frau an.

„Wenn es den Herrn Doktor interessiert, meine Sächelchen in Augenschein zu nehmen —“

Er verbeugte sich. „Die gnädige Frau gestatten — ich gebe mir die Ehre.“

Achtzehntes Kapitel.

Huberlein, der Nanni in die akademische Gesellschaft eingeführt, hatte sich verpflichtet, sie aus dem erlauchten Kreise nach Hause zu geleiten; aber es war selbstverständlich, daß ihr Liebhaber es sich nicht nehmen lassen würde, das Mädchen nach der Kupferbrücke zu bringen. Klinghart hatte mit ihr verabredet, daß sie mit dem Maler vorangehen solle, in einer bestimmten Straße wollte er sie dann einholen und dem Kleinen den Laufpaß geben. So blieb das Inkognito ihres Verhältnisses, das er für notwendig erklärte, bis er eine Anstellung erhalten, und das der kleinen Thörin dasselbe in einem so poetischen Lichte erscheinen ließ, gewahrt.

Nachdem Roderich der schönen Besitzerin von Elfenbeinschnitzereien und Tulakästchen in den Wagen geholfen und sich von dem Konsistorialrate, van Doorens und anderen Festteilnehmern verbindlichst verabschiedet, trat er in Begleitung der Familien Muge und Rübschäler den Rückweg an, bis ihm plötzlich einfiel, daß er dem Maler Huberlein etwas mitzuteilen vergessen habe, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als umzukehren und dem kleinen Künstler nachzueilen.

Die Nacht war lau und feucht. Es hatte am Abend geregnet, so daß die Straßen voll breiter Lachen standen, von den Dächern plätscherte und tropfte es herunter mit dem einförmigen Ton eines

Schlummerliedes, in den kahlen Baumkronen des Judenkirchhofes heulte der Wind manchmal in langen, winselnden Tönen, oder er brauste um die Häusermassen, die still und öde lagen gleich schlafenden Riesenleibern. Indes hatte es sich, seit der Regen nachgelassen, teilweise aufgeklärt. Im Zenith und im östlichen Teile des Himmels blickten die Sterne durch die feuchte Atmosphäre groß und schimmernd herab; nur im Westen war es noch finster; dicke, graue Wolken jagten an jener Seite, sie sahen aus wie kolossale Ungetüme, die den Mond verschlangen und wieder ausspieen, mit ungeheuren Tatzen sich zerrissen und, sich krümmend und wälzend, immer neue schauerliche Formen annahmen. Wo ihr Schatten niederfiel, lag tiefes Dunkel, bisweilen aber huschte es mit bleichem Schimmer über die Stadt, die schwarzen Büsche belebten sich, die nassen Häuser und Straßen erglänzten silberweiß, — und plötzlich sank alles wieder in dunkle Nacht zurück.

Nanni achtete auf dieses Schattenspiel nicht; sie war ausgelassen lustig, denn sie hatte noch nie ein so schönes Fest mitgemacht. Besonders die lebenden Bilder begeisterten sie außerordentlich, sie hätte ohne alle Eitelkeit sein müssen, wenn eine Gelegenheit, bei der sie eine so günstige Rolle gespielt, ihr nicht herrlich erschienen wäre. Und dann das feine Souper, die schönen Toiletten, die vielen ehrwürdigen Herren und der närrische, kleine Professor, der sie gefragt, ob sie schon empfunden, daß ihre

Seele nicht immer in ihrem Körper, sondern anderswo weile, worauf sie tapfer „ja" geantwortet, und ob sie schon daran gedacht habe, sich zu vermählen! Sie schwatzte vergnügt alles durcheinander, und ihr Begleiter hatte Mühe, auch manchmal zu Worte zu kommen; doch die kritischen Bemerkungen, die er dazwischen warf, kümmerten sie wenig. Als sie schwieg, schüttete der kleine Maler eine Flut von Spottreden aus über Corinna Weihrauch als Scheheresade und über ihre mythologischen Malereien; die schlechten Witze, die er bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken konnte, verstand Nanni zum Glück nicht.

So erreichten sie die Gärtnerstraße. Als sie jetzt anfing, langsamer zu gehen und sich umzusehen, fragte Huberlein in seiner widerlichen Manier:

„Nun, mein Fräulein, haben Sie etwas verloren? Ihr Herz vielleicht? Da wollen wir umkehren und es suchen, Sie werden's ja in keine Pfütze haben fallen lassen. — Pst! was ist denn das? Da hinten kommt einer, den wollen wir fragen, ob er dieses Kleinod gefunden hat! Der tausend auch, ich glaube, es ist Klinghart! Na, der gibt's nicht raus, wenn er etwa glücklicher Besitzer ist."

Über Nannis Gesicht flog ein geheimnisvolles Lächeln. Da sie sich gerade einer Laterne näherten, entging es ihrem Gefährten nicht, und als ihr noch ein frohes: „Ja, er ist es!" entschlüpfte, wußte sich Huberlein vor Freude nicht zu lassen. Das war eine

Entdeckung! Dergleichen machte ihm Spaß! „Also eine abgekartete Geschichte? Ei, Nannichen, was machen Sie für Sachen. Na, ich soll's wohl dem Brüderle nicht klatschen, Sie Duckmäuserchen? Nicht doch, nicht doch, Jugend will Zwang haben, oder wie's da heißt! Jugend hat keine Tugend."

„Ach, was Sie gleich denken, Herr Huberlein!"

„Ja, was ich gleich denke! Jung und schön, schön und jung, das findet sich zusammen. Na, nehmen Sie sich in Acht, das ist ein Suitier! Das heißt, wenn ich wie Sie wäre — verdammt ja — mit dem ging ich durch Dick und Dünn, ich bin selber ganz vernarrt in ihn. Jetzt will ich nur sehen," setzte er leiser hinzu, da er nahe Schritte hinter sich hörte, „wie er mich wird wegdrängeln wollen, doch ich werd' zähe sein, ich gehe auch gern mit hübschen jungen Damen Nachts nach Hause, besondern mit Ihnen, Fräulein Nanni. Wirklich, ich hatte mich so gefreut, Sie nach Ihrem Heim zu bringen, ich hoffte, ich würde für meine Begleitung ein Küßchen kriegen," sagte er lüstern.

„Sie bilden sich viel ein, wahrhaftig, Sie leben in lauter Phantasieen, Herr Huberlein," antwortete Nanni, indes ihr das Herz vor Freude klopfte.

„Ja, Phantasie braucht der Künstler, Phantasie und Schönheit! verstehen Sie? — Was? Donnerwetter, welche Überraschung! Woher des Weges, amice? ich denke, Sie folgen dem Doorenschen Hoff=

nungssterne und beten als heiliger Dreikönig vor — vor —“

„Lassen Sie es, verehrter Meister, die Vergleiche mißglücken Ihnen immer.“

„Wir sprachen gerade von Fräulein Corinna. Wissen Sie, die bring' ich nächstens in die Fliegenden. Ist das eine ausgetrocknete alte Schachtel! Einmal stieß sie mich mit dem Ellbogen an die Seite, daß ich ruhig sein sollte, jetzt kann ich mir zu Hause die blauen Flecke besehen. Na und die Schlüsselbeine! Überhaupt Ihre ganze Professorensippe — eine steifleinene, eingebildete Rasse! Da sind die Herren von der medizinischen Fakultät anders — ich war einmal in einer akademischen Gesellschaft von lauter berühmten Ärzten — alle fett und wohlgenährt, alles massiger und reicher, Champagner in Strömen! Die verstehens besser als die Philologen, wissen Sie. Hätten lieber sollen Frauenarzt werden, Doktor. — Der Pfaffe war übrigens auch gut, ein Kerl wie aus Sohlenleder geschnitten.“

„Den ich für seine Salbadereien am liebsten in den Stock gespannt hätte,“ sagte Klinghart mit außergewöhnlicher Heftigkeit.

Nanni sah ihn aus ihrer Freude und Lustigkeit heraus ganz erschrocken an. Sie ging zwischen den beiden Herren, und während sie ihre Festgewänder sorgfältig hochtrug, mußte sie manchmal über die

Pfützen springen, in denen sich Laternen, Mond und Sterne spiegelten.

„Ist das eine Art und Weise, intime Geschichten zum besten zu geben! Das will Geistlicher sein!“ fuhr Klinghart streng fort. „Und über diese Frau, die —“

„Behrends, amice, Behrends.“

„So ein dummer Universitätsklatsch, das kommt davon, daß den Weibern nicht Schlösser vor den Mund gelegt werden.“

„Ich begreife Ihren Ärger nicht,“ meinte Huberlein.

„Gott, ich auch nicht im Grunde. Aber es wird einem so zuwider, wenn eine solche Geschichte dann in akademischen Kreisen breitgetreten wird. Die alten Professoren sind die reinen Waschweiber.“

„Ja, ja, das kommt von den Liaisons im Mondschein,“ sagte Huberlein bedeutungsvoll und gab Nanni einen kleinen Stoß.

„Ach, gehen Sie doch, daß Sie darüber so ärgerlich sind,“ bemerkte diese gegen Klinghart, „ich habe mich so gut amüsiert und dachte gar nicht, daß Sie verstimmt sein könnten. Lassen Sie doch den Pastor mit seinen Geschichten, was geht es uns an.“

Doch die böse Falte über seinen Brauen wich nicht. Er hatte den Argwohn, daß der Konsistorialrat den Namen des betreffenden „jungen Mannes“ sehr wohl wisse und war überzeugt, daß er in

diesem Falle ihn noch jetzt auf dem Nachhausewege den anderen verriete.

„War Fräulein Elpis nicht sehr schön heut Abend?“ fuhr Nanni fort zu plaudern. „Sie sah wie eine Athene aus, nicht? Und ich glaube, sie betet Sie an,“ setzte sie lachend hinzu in der Überzeugung, ihn durch eine schmeichelhafte Bemerkung umzustimmen.

„Der Teufel auch! mag sie doch! Man darf sich nur die Weiber nicht über den Kopf wachsen lassen. Ich habe das Normalmenschentum und die freireligiösen Mucken des Fräuleins auch satt bis oben hin.“

„Ach, laß die Mücken und die Mucken,“ — beruhigte ihn der Maler. „Die Baronin, wissen Sie, das ist ein prächtiges Weib. Haben Sie schon einmal so was gesehen, wie diese Linie, so von hier bis hierher, was? göttlich, solche Formen finden Sie gar nicht mehr wieder. Fräulein Nanni — na, ich sage blos: Hebe. Ich freu' mich immer über Ihre Haut, Kleine, wie gespannt die ist, und die schwellenden Lippen und die frischen Farben. Aber die Baronin, sehen Sie, das ist die vornehmste Formvollendung, da ist so wenig was Falsches wie an Ihnen, aber alles gereifter, satter. Und die ist auch dabei gewesen, die kennt den Rummel; Sie, Kind, stecken ja in causis amoris, das heißt Liebessachen, noch in den Kinderschuhen. Oder hat sie schon Fortschritte gemacht, Sie Gebenedeiter unter den Männern?“

Klinghart zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ sagte er, indem er hinter den anderen zurückblieb.

„Er läßt sich nichts merken. ’s ist kostbar, er thut wie ’ne Salzsäule und sonst ist er gewiß wie Feuer, wie Sturmwind. Na immer zu, den Becher bei Zeiten bis zur Neige geleert, man ist nur einmal jung!“

„Da haben Sie freilich recht,“ sagte sie.

„Und dann — es gibt nur einen Roderich Klinghart! — Nicht wahr, er ist sonst wie ein Sturmwind? Wissen Sie, das Starke, Feurige am Mann, das gefällt mir. Der Mann stürmisch und das Weib hingebend. Hingebung ist die schönste Eigenschaft des Weibes.“

„Was Sie alles reden,“ sagte Nanni verwirrt.

„Wissen Sie was, amice“, wandte sich der alte Schwätzer plötzlich um, „die Gegend liegt doch sehr ab von meiner Wohnung. Sie bringen wohl das Fräulein vollends nach Hause? Ich werde sie Ihrem starken Arm anvertrauen und mich seitwärts in die Büsche schlagen.“

„Recht gern,“ antwortete Klinghart kühl, indem er vor Nanni ceremoniell den Hut abnahm. „Wenn Sie gestatten, mein Fräulein. — Gehen Sie ruhig nach Hause, Verehrtester.“

Der Kleine empfahl sich kichernd, er hatte eine helle Freude über die Liebschaft und über des Doktors steifes Wesen.

„Ich weiß nicht, es muß ihn was geärgert haben, mag sie sehen, wie sie ihn kirre kriegt! Schließlich wird es langweilig, in diesem Schmutze als fünftes Rad am Wagen mitzuziehen.“ —

Die beiden gingen noch eine Strecke schweigend nebeneinander, Nanni blickte ihn verliebt und fragend an, und der Doktor sah vor sich hin, wie einer, der einen Plan gefaßt hat. So war es in der That. Er wollte „Schicht machen.“ Die Weiber muß man nehmen, wo man sie braucht und findet, aber den Ballast abschütteln. So war's am besten: Wegen der Behrendsschen Geschichte ganz „offen“ mit Dooren gesprochen, d. h. die Angelegenheit so behandelt, daß das ganze Odium auf dem Behrendsschen Namen blieb und er glänzend aus der Sache hervorging; auf diese Weise konnte ihm der Fall noch ganz nützlich werden. Elpis mußte wegen „massenhafter Arbeiten“ etwas kalt gestellt werden, und dann — ja wie sich die ganze Gesellschaft ärgern würde, wenn er Nanni eines schönen Tages heiratete! — Aber um andern einen Streich zu spielen, darf man selber nicht dumme Streiche machen! er war freilich sehr vernarrt in sie, aber lieber Gott, man kann nicht alle heiraten, in die man sich vernarrt. Nun war da wieder noch die üppige Baronin zu besuchen, ein fetter Bissen! na etwas poussieren konnte er sie ja auf jeden Fall.

Das Paar bog jetzt auf einen großen, freien Platz ein, in dessen Mitte eine bronzene Viktoria auf granitnem Sockel ihren Kranz jedem Vorüber=

gehenden aufdrängen zu wollen schien. Ihre nassen Glieder funkelten grell und eckig, und wenn der Wind die Gasflammen bewegte, sah es aus, als wenn sie taumelte oder den Kranz in den Schmutz werfen wollte. Klinghart lachte über diesen Anblick.

„Bist Du jetzt wieder lustig?“ fragte Nanni, sich an seinen Arm hängend. „An was denkst Du?“

„O, so an allerlei,“ erwiderte er und schlug mit dem Stocke in das Buschwerk am Wege.

„Weißt Du auch, daß Du mir den ganzen Abend noch keinen zärtlichen Blick, kein liebes Wort geschenkt hast?“

„Lieb, konnte ich denn bisher? Selbstverständlich hat uns bis jetzt der alte Schleicher, der Huberlein, nachgesehen und belauert. So, hier in den Schatten wollen wir gehen, da kannst Du mich küssen.“

„Aber nicht wieder so drücken!“ sagte sie.

„Warum denn nicht?“ lachte er, „wozu hat man euch denn! — — — Die Baronin ist wirklich sehr schön, meinst Du nicht, Schatz?“ sagte er endlich.

„Ach ja, meinetwegen. Du bist hundertmal schöner.“

„Wie hat Dir denn der Professor Weber gefallen, der kleine Narr mit dem spitzen Näschen? Du könntest ihn heiraten.“

„Was? mach' doch nicht solche Scherze, ich kann das nicht leiden.“

„Er hat mehr Geld wie ich und ist Ordinarius.“

Sie biß ihn in den Oberarm, daß er aufzuckte.

„Du kleine Wildkatze, verstehst Du denn keinen Spaß? Du denkst wohl wirklich, jeder Professor heiratet so 'ne kleine Gans, wie Du bist? — Na komm, sei lieb. Sag' mal, wie fandest Du die Toilette der Baronin?"

„Ach, herrlich. Der weiße Einsatz vorn mit den Perlen, der war besonders schön und der Schmuck auch. Sie mag wohl sehr reich sein."

„O, sie ist steinreich. Sie soll auch 'ne ganze Sammlung von Raritäten haben. Ich werde mir den Plunder mal ansehen müssen, sie hat mich aufgefordert —"

„Ach nein, das thu doch nicht, Rodi," sagte sie ängstlich. „Ich kann sie nicht leiden, sie ist scheußlich hochmütig; sie sah mich an, als ob ich ihre Kammerjungfer wäre. Neben einer solchen Frau verlier' ich alles, was Dir an mir gefällt. Ach, daß man nichts hat, gar nichts!"

„Du hast Dich selber und ich habe Dich," sagte er mit einer etwas heiseren Stimme, indem er sich zu ihr hinabbeugte und sie umschlang.

„Geh' nicht zu ihr," fing sie nach einer Weile wieder an. „Versprich es mir."

Er sah sie mit einem ihr rätselhaften Ausdruck an. Sie hätte es nicht sagen können, was es war; Kälte und Leidenschaft zu gleicher Zeit. Obgleich sie nicht eigentlich eifersüchtig war, überkam sie ein Gefühl grenzenloser Angst, daß sie ihn verlieren

könnte in der glänzenden Welt, zu der sie nicht gehörte.

„Zu der Baronin soll ich nicht gehen," sagte er, „bei Dir darf ich nicht sein, außer wenn der Bucklige dabei sitzt — und zu mir kommst Du auch nur selten und bist dann so flüchtig."

Sie wußte in ihrer Angst nichts anderes als ihr Gesicht an seine Achsel zu legen und ihn zu fragen: „Hast Du mich aber lieb, Rodi, über alles lieb?"

„Wahnsinnig."

„Das ist zu viel," sagte sie, unter Thränen lächelnd, „davor fürchte ich mich."

„Närrchen. Und willst Du morgen zu mir kommen?"

„Ja, ich werde kommen. Um fünf. Du willst mir die neuen Bilder zeigen, nicht wahr?"

„Um fünf nicht, um sieben."

„Um sieben. Doch da sind wir schon! Ach, der Weg war so kurz. Gute Nacht, Du Einziger."

„Süßer Schatz, gute Nacht." —

Er blieb einen Moment stehen, sah an dem Hause hinauf und ging endlich langsam weiter.

An der nächsten Straßenecke stieß er auf Wielopolski. „Ah, zu so später Stunde! Wie geht es? woher des Weges?" fragte er herzlich.

„Ich müßte vielmehr erstaunt sein, Sie um diese Zeit in unserer Gegend zu sehen."

„Ich habe Fräulein Philipps bis an ihre Thür gebracht. Und Sie?"

„Ich komme von einer geselligen Feier unseres Vereines.“

„Ah so!“

„Ich wäre so gern schon einmal zu Ihnen gekommen,“ sagte der Pole, „aber ich war zaghaft. Es gehen Gerüchte, daß man unsern Verein aufzulösen gedenkt, das Ministerium —“

„Ich habe auch davon gehört. Fatale Geschichte! ganz verkehrte Maßregel!“

„Dürfte ich Sie morgen besuchen, um einmal gründlich von der Sache zu reden, Herr Doktor?“

„Jawohl, kommen Sie; vielleicht könnte ich Ihnen nützlich sein. Ich erwarte Sie von 10 Uhr ab.“

„Schön, um 10 Uhr. Gute Nacht und vielen Dank, Herr Doktor, vielen Dank!“

Während der Pole umkehrend nach der Seite der Straße einbog, auf der eben jetzt wieder der Mondschein mit breitem, fahlem Glanze auf den nassen Steinfliesen lag, verschwand Klinghart in das Dunkel. Eine Weile schallten noch die Schritte der beiden Männer durch die frühlingsschwüle Nacht, dann lag alles totenstill.

Neunzehntes Kapitel.

Die Wissenschaft ist oft trocken. Zum Glück gibt es an den ihr gewidmeten Instituten häufig genug Gelegenheit, sie zu begießen. Dazu gehören

vor allem die Festabende wissenschaftlicher Vereine, die Amts- und Doktorjubiläen und die Abschiedsfeiern für scheidende Universitätslehrer. Derartige Sitzungen, höchst solenne Begebenheiten mit zwölf Gängen und unzähligen Toasten, pflegen alle Fakultäten zu versammeln. Ihr gemütliches Nachspiel aber haben sie erst, wenn die Gesellschaft in kleine Kreise aufgelöst, truppweise in die Cafés und Bierhäuser zieht, um dort weniger offiziell einen Karlsbader oder eine Echte zu trinken.

Es war im Mai. Man hatte in Burg einen berühmten Rechtslehrer „weggegessen", den Professor von Liebenthal, der mit bitterm Weh von der Stadt schied, um sich in ein kleines süddeutsches Nest zu vergraben, wo, wie er mehrmals schmerzbewegt versicherte, sich die Rinnsteine mitten in der Straße befänden.

Man hatte nämlich an diesem gesegneten Orte sozusagen einen Scheinruf für ihn zuwege gebracht, das heißt eine Berufung, welche den Zweck hatte, Herrn von Liebenthal ein höheres Gehalt in Burg zu verschaffen, indem im Kreise der kleinen Intriganten darauf gerechnet wurde, daß der Herr Kultusminister von X. gern zweitausend Mark mehr bieten würde, um seinem Staate den berühmten Mann zu erhalten. Aber das Rechenexempel hatte nicht gestimmt. Der Herr Kultusminister von X. ließ Herrn von Liebenthal bedauernd scheiden, die ganze Universität Burg (die akademisch-geselligen

Kreise eingerechnet) sah ihn bedauernd scheiden und er selbst sich nicht minder. Der „Scheinruf“ war bitterer Ernst geworden, die kleine süddeutsche Stadt mit den Rinnsteinen in der Mitte der Straßen aber konnte sich rühmen, eine Celebrität mehr zu besitzen.

Dies war die Vorgeschichte des feierlichen Abschiedsschmauses, von dem eben eine Anzahl Dozenten der philosophischen Fakultät dem „Café Impérial“ zuströmten.

Man setzte sich in vornehmer Breitspurigkeit um einen größeren Tisch im Salon Marie Antoinette und begann, das Verfahren seiner Exzellenz zu kritisieren und über den Nachfolger des Scheidenden Nachrichten auszutauschen. Es kannte ihn niemand, aber Rübschäler und Schulze hatten Briefe aus Berlin, in Berlin hatte man Briefe aus Göttingen, in Göttingen Briefe aus Würzburg und dort welche aus Prag. Auf diese Weise hatten die Herren in Erfahrung gebracht, daß der Betreffende ein hervorragender Gelehrter sei aber ein grundschlechter Lehrer, der erbärmlich spräche, sich der Studenten gar nicht annähme und häufig kein Kolleg zu stande brächte. Seine Vorlesungen über das englische Zivilrecht seien kläglich aber sein Werk über Tribonian epochemachend.

„Nun, so wird er doch immerhin unserer Hochschule zur Zierde gereichen,“ meinte Überschär.

„Es ist leider heutzutage Prinzip, den Professor

nach der Zahl seiner Druckbogen zu schätzen und nicht nach seinem Verdienst als Universitätslehrer," bemerkte Lustig, der recht gut wußte, daß er einen anregenden, lebhaften Vortrag besaß aber nicht die nötige Ausdauer zur Abfassung umfangreicher Bände.

„Das sagen Sie, weil es Ihnen selbst an Sitzfleisch fehlt," erwiderte Muge.

„Was hat er gesagt?" fragte ein kleines, uraltes Männchen und hielt Rübschälern sein Hörrohr an den Mund. Es war der große Sanskrit-Gelehrte Otfried Vischer, der sich das eminente Verdienst zuschreiben konnte, einen fast verloren gegangenen hindostanischen Dialekt entdeckt zu haben — der faktisch nur noch von einer hundertjährigen und schon völlig mumifizierten Bajadere und einem nachweislich fünfmal so alten, beständig mausernden Papagei gesprochen wurde — und nicht nur entdeckt, sondern auch eine Grammatik nebst Wörterbuch dazu geschrieben zu haben.

„Der Minister hätte Liebenthal doch nicht sollen gehen lassen, er hat hier vortrefflich gewirkt, meiner Ansicht nach," sagte van Dooren.

„Ich glaube, daß seine Exzellenz ihn gehalten, wenn er nicht die Thorheit begangen hätte, in den liberalen Wahlverein einzutreten. Solange man noch etwas bei der Regierung zu erreichen wünscht, muß man dergleichen Extravaganzen lassen," bemerkte Geheimrat Überschär in einem Tone, der die Mitte hielt zwischen dem Vornehmüberlegenen und

dem Schlaugemütlichen, und der jede andere Meinung von vornherein auszuschließen schien. „Die Politik liegt ja für ihn als Juristen sehr nahe, aber als Gelehrter soll er über den Parteien stehen."

„Namentlich was die heutige Wirtschaftspolitik anbetrifft," setzte Schulze hinzu, „damit sollten sich Männer wie Liebenthal gar nicht abgeben."

„Die Politik gehört zu der Pflege der vergänglichsten Daseinsformen dieses Lebens," orakelte Bickert und schüttelte bedächtig seine Rückertlocken, „die Wissenschaft hat höhere Ziele und Wege und sollte immer dem leidenschaftlichen Treiben der Massen abgekehrt bleiben. ‚Pfui, ein politisch Lied ein garstig Lied'," zitierte er feierlich-langsam; „ich schätze Goethe auch um dieses Verses willen hoch."

„Da steh' ich doch nicht auf Ihrem Standpunkte, verehrter Herr Geheimrat," erwiderte Weihrauch lebhaft, „wer kann zum Ausbau der Kultur — nicht nur im besondern, sondern auch im allgemeinen — berufener sein als der deutsche Professor?"

Bickert antwortete: „Verehrtester, Ihr Buch über die Partikel τε ist ja vortrefflich, das weiß jedes Kind, aber ob Sie ein ebenso hervorragender Politiker als Philologe sind, steht zu bezweifeln. Nehmen Sie denn wirklich Fühlung mit all den Debatten über die Monopol- und Steuerfragen, die jetzt die Landbebauer und Spiritusbrenner beschäftigen?"

„O doch! Das heißt, so weit, als ich gelegent-

lich einen Leitartikel lese und dann in dem beruhigenden Bewußtsein, daß wir unsern Bismarck haben, mich freue, daß er die streitigen Fragen ja wohl lösen wird. Ich habe persönlich keine Neigung für die Politik, aber ich wünschte doch das Prinzip aufrecht erhalten zu sehen, daß der deutsche Gelehrte sehr wohl berechtigt und berufen ist, Anteil an der Erledigung dieser Fragen zu nehmen. Gerade weil wir über den Parteien stehen, müßte uns überall das entscheidende Urteil anheimgegeben werden."

„Was hat er gesagt, lieber Kollege?" Und diesmal wurde Muftig mit dem Hörrohr beglückt, während die braunen, spinnenartigen Finger des Sanskritforschers in seinen Knopflöchern herumhäkelten.

„Doktor Klinghart, Sie sind wohl auch kein großer Politikus?" fragte Überschär gütig.

„Nein," antwortete der Angeredete hoheitsvoll — seit einiger Zeit durfte er sich diesen Ton erlauben — dann, nachdem er sich mit einem schnellen Blick überzeugt, daß Professor Neuffert nicht mit unter den Anwesenden sei, fuhr er fort: „Wenn man jahrelang viel mit fürstlichen Personen verkehrt hat, erfährt man sehr leicht, wie trotz alles Konstitutionalismus doch das Meiste vollständig oberhalb desselben zustande kommt. So lernt man die parlamentarischen Turniere durchaus — wenn ich mich so ausdrücken darf — von der Fürstentribüne herab betrachten,

und mit der Zeit verliert man das Interesse an den Redeübungen und Machenschaften dieser Herren."

„Machenschaften ist gut," sagte Lustig.

„Der verstorbene Prinz Georg Leopold, bei dem ich mit dem Großfürsten Sergei Iwanowitsch mehrmals recht interessante Abende im kleinen Cercle verbrachte," fuhr Klinghart fort, indem er seine Zigarrenasche nachlässig abstrich und ein wundervoll gleichgültiges Gesicht machte, „sagte bei einer solchen Gelegenheit einmal zu mir: Diese Herren Parlamentarier mit ihren weitläufigen Tiraden dünken sich ein Parterre von Königen — mir sind sie ebenso lächerlich als zuwider. Was geschehen soll, geschieht ja doch, die nötige Majorität werden wir immer haben."

Diesmal nickte Otfried Vischer eifrig mit dem Kopfe, als wenn er etwas verstanden hätte.

„Sie haben wohl viel fürstliche Persönlichkeiten kennen gelernt?" fragte Muftig in gesucht gleichmütigem Tone, als ob er andeuten wollte, daß ihm, der durch die geborene Freiin von Hülsenschmitz aristokratischen Kreisen nahe stand, solche hohe Verbindungen nicht imponierten.

Klinghart lächelte. „So einige Dutzend. Es sind auch Menschen, und recht liebenswerte, gemütliche zum Teil. Bei der letzten Audienz, die ich beim Prinzen Johann Georg hatte, traf ich den Fürsten Ludwig von Dappel-Dinkelsburg —"

„Ältere Linie?"

„Jüngere Linie. Ich hatte ihn seit drei Jahren nicht gesehen, aber er erkannte mich sogleich wieder und sagte lachend: Na jetzt bin ich wenigstens nicht mehr auf Sie eifersüchtig, Doktor; Sie wissen, wir haben einmal dieselbe Dame geliebt. Das heißt, das war so eine liebenswürdige Einbildung von dem Prinzen, aber ich konnte natürlich nichts darauf sagen. — — Ach — im ganzen bin ich seelenfroh, daß ich diese Beziehungen los bin. Man gehört eben doch einmal zur Geistesaristokratie, und das Parkettlaufen, die Diners und Schlittenfahrten — das ganze Gefolgschaftswesen kriegt man gründlich satt," sagte er, erhaben über die Erhabenen.

„Ah, das glaub' ich! Ja das kann ich mir denken."

„Es kommt übrigens zu keinem deutsch-russischen Kriege," setzte er zu Weihrauch gewendet leiser hinzu, aber doch laut genug, daß es alle hören konnten.

„Wissen Sie das?" fragte Weihrauch erstaunt.

Klinghart lächelte wieder. „Ich kann es Ihnen auf das bestimmteste versichern, Herr Professor."

„Na, ich traue doch nicht so ganz," erwiderte van Dooren bedenklich. „Ich habe wenigstens schon vorgedacht für alle Fälle. Ich schicke mein Silber und meine Tochter nach Hannover zu meinem Bruder — wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Er ist dort Tierarzt und ein sehr angesehener Mann. Hannover hat eine durchaus geschützte Lage," setzte er mit der Miene einer hervorragend einsichtsvollen

Kenntnis der politischen, militärischen und geographischen Verhältnisse hinzu. „Ja, dort schicke ich sie hin.“

„Ich ziehe mit Kind und Kegel nach Thüringen. Papa hat sehr weitläufige Wohngebäude,“ sagte Muge. „Es wäre schließlich gar nicht so übel, man könnte dort ungestört arbeiten, und unser Geschäft leidet Gott sei Dank auch nicht bei Ausbruch eines Krieges. Deutschland hat den stärksten Papierverbrauch.“

„Ah — ja so! Nun weiß ich erst, warum Professor Muge so unerhört viel Bücher auf den Markt bringt. Er hat das Papier so billig!“ rief Lustig.

„Was hat er gesagt?“ fragte der Sanskritgelehrte, da er die andern lachen sah, indem er sich mit gierigen Blicken bemühte, den Scherz von den Gesichtern abzulesen. „Sie, was hat er gesagt?“

„Man könnte auch, wenn Krieg würde,“ fuhr der Fabrikantensohn fort, indem er die Hände in die Hosentaschen schob und die Beine vor sich hinstreckte, was ihm einen lebhaften Anstrich von Kommis-Voyageurtum gab, „man könnte auch indessen nach Italien gehen. Ich hätte einiges zu kollationieren in Florenz. Ich bin ohnedies scheußlich nervös, und eine Reise wäre mir die beste Erholung. — Wahrhaftig, der Krieg hätte nichts Abschreckendes für mich, natürlich müßten die Herren Russen die Jacke ordentlich ausgeklopft kriegen.“

„Die slavische Rasse ist mir doch höchst unsym-

pathisch! Wie widerwärtig, was man jetzt für Scherereien mit den Polen hat," sagte Weihrauch, das politische Gespräch auf die inneren Verhältnisse lenkend. „Unangenehm, daß ich gerade noch Dekan sein muß. — Ich glaube übrigens nicht an die Schädlichkeit von dergleichen. Es ist ja einiges vorgekommen, das ist wahr, aber nehmen Sie mal: die polnische Fraktion haben wir einmal doch, und größer kann sie schließlich nicht werden."

„O, Bismarck geht hier sehr weise vor," antwortete Schulze. „Sehen Sie, das liegt in der Konsequenz der ganzen neudeutschen Richtung. Mir hat nicht bald etwas so gut gefallen, als die beabsichtigte Germanisierung Posens. Diese bäuerlichen Kolonisationen sind ein Meisterstreich des Kanzlers. Schließlich ist ja doch der ganze Osten germanisiertes Slaventum, und welches Bollwerk haben die fränkischen Kaiser ihrer Zeit damit aufgerichtet! Sie können mir glauben, Bismarck beweist da wieder sehr viel Geschick. Das nenne ich das wahre politische Genie, das altbewährte Mittel im gegebenen analogen Falle wieder anzuwenden weiß."

„Ohne Bismarcks Ruhm schmälern zu wollen," sagte Klinghart, „aber ich kann Ihnen versichern, verehrter Herr Professor, daß diesem Projekt kein anderer als — Mommsen, der auf das römische Kolonieenwesen in den Provinzen hingewiesen, nahe steht —"

„Mommsen? Donnerwetter, wer das glaubt!"

„Sie können sich darauf verlassen. Notabene, hier haben wir den Einfluß des ‚deutschen Professors‘!“

„Was Sie sagen! Sie sind, wie es scheint, gut unterrichtet!“ rief der Syntaxmann und Kostümromancier. „Vor Jahren stand ich mit den Prinzen von Arnstädt in Verbindung — mein Vater war nämlich Prinzenerzieher an diesem Hofe — aber ich habe nie etwas von solchen Dingen erfahren.“

„Ich habe das manchmal lästige Glück fürstlichen Vertrauens genossen,“ erwiderte Klinghart bescheiden aber in Pose, indes ihn alle bewundernd ansahen und Otfried Vischer nickend die Luft kaute. „Und dann — mein Vater — — ich bin —“ Er stockte, strich sich das Haar aus der Stirn und machte eine abwehrende Handbewegung. „Dieses starre Nationalitätsprinzip,“ fuhr er plötzlich in anderm Tone fort, „das sich überall zu befestigen sucht, überall abzurunden trachtet, dünkt mich, ist nicht frei von Inhumanität und Ungastlichkeit, aber es hat doch viel Großartiges. Ich glaube, daß man sagen darf, es wird jetzt das Recht der Individualität der Volksseele in eminenter Weise zum Ausdruck gebracht. Allerdings gebiert dieses Prinzip den Rassenhaß. Man kann das bedauern, aber auch nicht.“

„Jawohl, jawohl!“

„Da haben Sie recht.“

„Die ganze Weisheit des Lebens,“ dozierte feier-

lich der Geheimrat-Philosoph, „besteht ja eigentlich darin, das Recht zur Individualität zum Ausdruck zu bringen, ohne das Recht des Nächsten zu schädigen. Das gilt für den einzelnen, wie für die Völker. Der Altruismus ist die Anerkennung dieses Nächstenrechtes, aber er hat nur Bedeutung zwischen freien Menschen; Menschen, die ihr Persönliches nach Anlage und Bestimmung zur Blüte gebracht haben. Das so begründete Völkerrecht kennt keinen Rassenhaß; die Leidenschaft ist es, die ihn gebiert, nicht das Nationalitätsprinzip, wie unser lieber junger Freund Klinghart, der sonst sehr tüchtig gesprochen hat, meinte."

Alle stimmten bei, außer Muge, der starker Antisemit war auch im Prinzip, während es die andern nur in Praxis waren.

Bickert aber erhob den Finger, als wenn er noch etwas Bedeutendes hinzufügen wollte, besann sich jedoch und — schwieg. Nach einer gedankenreichen Pause nahm er sein Glas, trank es aus und setzte es feierlich wieder hin, wobei ihm die dünnen, grauen Haarsträhne bis auf das Oberhemd fielen, das mit braunen Saucenflecken betupft war. „Das Bier ist schal," sagte er würdevoll. Es klang, als ob er den Satz diktierte, und es wagte ihm niemand zu widersprechen.

„Ah, Klinghart besitzt politischen Scharfblick," wendete sich Muftig an Weihrauch, da der Privat-

dozent eben aufgestanden war, um in seinem Überzieher die Zigarrentasche zu suchen.

„Ja, er besitzt politischen Scharfblick.“

„Ich verstehe das nicht,“ bemerkte van Dooren, „aber in der Kunstgeschichte leistet er sehr Hübsches. Ich freue mich immer wieder, wie feinsinnig er das Material zu gruppieren weiß. — Was hat er nur beim Prinzen Johann Georg zu thun gehabt?“

Weihrauch zuckte die Achseln. „Wissen Sie, wofür ich ihn halte?“ fragte er bedeutungsvoll, und die Herren steckten die Köpfe zusammen. „Für einen illegitimen Fürstensohn! Man wünscht sicher an höchster Stelle, daß er bald Karriere macht. Sobald ich den Minister einmal spreche — und ich fahre nächstens hin — muß ich darum nachfragen. Pst! — Nun, haben Sie Ihre Zigarren? sonst bitte —“

„Ah, Herr Professor, danke sehr, Herr Professor, ich bin versehen. — Kellner, einen frischen Schoppen!“

Und der Fürstensprößling ließ sich wieder zwischen den Staubgeborenen nieder.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Ledergasse gehörte bekanntlich nicht zu den besten und saubersten Straßen der Stadt. Namentlich während der heißen Tage im Sommer bot sie keinen angenehmen Aufenthalt, aus jedem der alten, eng gebauten Häuser drang ein anderer Mißduft.

Trotzdem lockte es die Bewohner aus den dumpfigen, schlechtgelüfteten Zimmern hinunter in den Schatten vor die Thür, wo sie blauen Montag machten, während die Kinder sich auf dem Fahrwege jagten und beständig bedroht waren, umgerissen und gerädert zu werden.

Die Kellnersfrau, deren Mann jetzt in einem vielbesuchten Biergarten eine Anstellung gefunden, stand ebenfalls vor der Hausthür und hatte ihr Jüngstes, ein Kind von etwa anderthalb Jahren, auf dem Arm. Sie blieb lange allein und starrte teilnahmslos vor sich hin, während das Kind, das blaß aussah und den Kopf auf ihre Schulter lehnte, träge an einer Birne aß.

„Nun, da sind Sie ja endlich," sagte sie nach einer Weile zu ihrer älteren Freundin, die eben vom „Geschäft" kam.

„War das ein Gejammere und Geheule in dem Hause!" entgegnete die Ankommende. „So was hab' ich bald nicht erlebt. Aber ein schöner Sarg, sag' ich Ihnen, dunkelbraun poliert und alles mit silbernen Beschlägen! Schade drum, vor lauter Kränzen sieht man zuletzt nichts davon. Es muß viel Geld da sein. Freilich, so ein Bierbrauer, der schindet was zusammen! Nu, wie geht's denn dem Karlchen, er sieht ja so blaß aus?"

„Ja, er hat den Damenkatarrh," sagte die Mutter — sie meinte Darmkatarrh —, „das ist jetzt von der Hitze."

Die Alte nahm dem Kinde die Birne weg und warf sie auf die Erde. „Sie sind wohl verrückt, Malicken, Sie wollen ihn wohl unter die Erde bringen?“

„Ach, sie war ja reif,“ entschuldigte sich die Frau.

„Und dann müssen Sie ihn besser einpacken. Geben Sie mal das Tuch her, den wollen wir ordentlich einwickeln!“

„Da wird's ihm ja noch heißer.“

„Schadet nichts. Nur warm halten. Das ist jetzt 'ne Zeit, da sterben die Kinder wie die Fliegen. Wenn Sie ihn nicht warm halten, daß der Schweiß rauskommt, so tritt er zurück und tritt ins Blut, verstehen Sie, und da kann er noch die Blutkrankheit dazu kriegen.“

„Ach Jesus! die Blutkrankheit. Wie ist denn das?“

„Nu, da wird eben das Blut zu Wasser und daraus wird dann die Wassersucht. Bei dem Bierbrauer war's auch nicht anders; sie sagten zwar Typhus, warum nicht gar? ich werd's wohl verstehen, 's war die Blutkrankheit; Malicken, das können Sie mir glauben, daß ich's besser versteh' als alle Doktors.“

„Freilich, freilich,“ sagte die Kellnersgattin, die eine unbegrenzte Hochachtung vor ihrer Freundin hatte.

„Wenn wir wieder hinaufgehen, so kochen Sie

ihm Kamille, und wenn's da nicht besser wird, da werd' ich ihn mal ziehen."

„Können Sie ihn nicht auch besprechen?" fragte die besorgte Mutter, die sich besonders viel von sympathetischen Kuren versprach.

„Nu, ob ich das kann! Und Sie brauchen mir auch nichts zu geben, Ihnen mach' ich's umsonst."

Das Kind, das eingewickelt war, daß es kein Glied rühren konnte, weinte indessen jämmerlich. Die Mutter schrie ihm etwas in die Ohren, das ein Kinderliedchen sein sollte, und schaukelte es mit elefantenhafter Zärtlichkeit hin und her, daß einem Gesunden und Erwachsenen Hören und Sehen vergangen wäre.

„Sei still, Karlchen," sagte die Alte, „sonst kommt die Polizei!"

„Sehen Sie mal, es hat Ihnen wohl geahnt, dort kommt wirklich einer davon."

In der That bog die stattliche Figur eines Schutzmanns eben um die Ecke. Er ging langsam auf die Gruppe zu, ohne daß sein Erscheinen den mindesten Eindruck auf das Gemüt des kleinen Jungen gemacht hätte, sah an dem Hause in die Höhe, schlug in einem Aktenstück nach, das er unter dem Arm trug, und ging weiter. Dann kam er wieder zurück und stellte sich am Nebenhause auf.

„Ich weiß nicht, der muß hier auf jemanden lauern," sagte die Kellnersfrau leise. „Gestern war

er in unserm Hause, da ist er hinaufgegangen bis unters Dach und hat alle Thüren beschnüffelt.“

„Ja ja, es muß was los sein! Heute früh kamen ihrer zweie, aber nicht von der Polizei, da fragte mich einer, was ich etwa wüßte, ob viele Leute zu dem polnischen Studenten kämen, und ob er mit jemandem im Hause verkehre. Nu, ich hab' gesagt, was ich wußte, daß er manchmal mit andern auf der Treppe polnisch spricht, und daß er oft bei Philipps steckt.“

„Ach was Sie sagen!“

„Ich wollte, der Nanni, dem hochmütigen Nickel, könnt' ich was einbrocken. Neulich hat sie der schöne Doktor mitten in der Nacht nach Hause gebracht. So ein liederliches Ding!“

„Sollte einer so was glauben! — Sei still, Karlchen, sei gut! — Über den Polnischen, wissen Sie, hab' ich mich immer gewundert. Daß er so schlecht wohnt und so fein angezogen geht. Das ist gewiß auch der rechte! Vielleicht ist's so ein Paletotmarder, mein Mann sagt, die sehen aus wie die feinsten Herren, und es ist nichts dahinter.“

„Ach warum nicht gar! Lesen Sie denn keine Zeitung? Die Polizei ist jetzt überhaupt hinter den Polnischen her, die werden alle ausgewiesen. Weil doch nächstens Krieg wird mit den Russen, da müssen die alle unter die Soldaten.“

„Ich denk' mir noch was anderes,“ erwiderte

die Junge, die nicht sehr für die Politik war und sich in der Zeitung hauptsächlich für die Rubriken „Brutalität“ und „Wasserleichen“ interessierte, „er ist doch so von den Medizinischen, die sollen ja manchmal die Leichen ausgraben und zerschneiden. Es geht halt jetzt zu schrecklich in der Welt her!“

„Malicken, sehen Sie doch!“ und die Alte stieß sie in die Rippen. Vor dem Hause hielt eine Droschke. „Das sind ja die zwei Herren von heute früh, die aussteigen. Na! nu geht der Tanz los! da will ich doch sehen, was passieren wird, und ob man nicht bei der Sache vielleicht Zeuge abgeben könnte, da hätte man noch fünfundsiebzig Pfennige oder so was Zeugengebühr.“

Die Kellnersfrau, die dachte, daß dies eine sehr angenehme und leichte Art Geld zu verdienen sei, und die da und dort kleine Schulden hatte, fand, daß sie auch allerlei gehört und gesehen, und wollte nicht auf den Mund gefallen sein, wenn man sie nur fragte.

Die beiden Männer waren indes hinaufgegangen. An der Thür Wielopolskis blieben sie stehen und klopften. Auf sein Herein! betraten sie das Zimmer. Er lag auf dem Sofa, rauchte eine Zigarrette und las in Rankes Weltgeschichte den Bericht über das Ende des Alkibiades. Indem er aufstand, bejahte er die Frage, ob er der an der Stubenthür als Stanislaw von Wielopolski bezeichnete wäre.

„Ich bedaure, Sie inkommodieren zu müssen,“

sagte höflich der ältere der Herren, der ein glattrasiertes Gesicht hatte und einen dicken, goldnen Siegelring am Zeigefinger der rechten Hand trug. „Ich bin beauftragt, eine Haussuchung bei Ihnen vorzunehmen, und ersuche Sie, mich bei diesem Vorgehen nicht zu stören."

Während sich der andere an die Thür lehnte, um einen Fluchtversuch zu verhindern, trat jener an den Schreibtisch des Polen und durchsuchte seine Papiere. Wielopolski war sehr bleich geworden, er stützte sich mit der Rechten auf den ovalen Sofatisch, der immer wackelte, und der Thürhüter bemerkte, daß er zitterte. Einigemale streckte er die Hand aus und schien etwas sagen zu wollen, als er sah, daß seine Papiere zerwühlt und durchstöbert wurden. Aber er ließ es, es wäre doch unnütz gewesen.

Der Beamte, der wohl Polnisch verstehen mußte, nahm manches an sich, das er in eine große Ledermappe steckte, und ließ anderes zurück; darauf zog er die Kommodenschübe auf, die Wielopolskis Wäsche enthielten, und ging dann daran, das Bett zu durchsuchen, was ebenso resultatlos war. Nachdem er noch in alle Winkel, unter das Sofa und in den Ofen gesehen hatte, forderte er Stanislaw den Schlüssel zum Kleiderschranke ab. Es nützte diesem nicht viel, daß er behauptete, ihn verlegt zu haben.

„Ich vermute, daß es dieser Schrank ist, der den Handkoffer enthält, den ich noch suche," sagte der

unbequeme Gast und öffnete das Schloß mit einem Dietrich, was ihm mühelos gelang.

„Wie könnte Sie dieser Koffer interessieren,“ fiel Stanislaw dazwischen und wollte dem Beamten das corpus delicti entreißen. „Ich versichere Ihnen, daß ich selbst nicht weiß, was er enthält. Er gehört einem Freunde, dem ich ihn aufbewahre. Machen Sie mir keine Unannehmlichkeiten, Herr!“

„Wenn Ihnen der Freund nur keine macht,“ entgegnete der andere kurz. „Sie sind verhaftet, mein Herr, nehmen Sie Ihren Hut und Überzieher.“

Wielopolski stand an den unseligen Kleiderschrank gelehnt und blickte den Beamten starr an. Wie war das möglich? Kasaikow mußte abgefangen worden sein und ein sehr umfassendes Geständnis abgelegt haben. Außer ihm selbst und Freund Klinghart wußte keiner von dem Koffer. Klinghart? Nein, das war unmöglich! Der Doktor war über jedes Mißtrauen erhaben.

Der Beamte rüttelte den zum Tode Erschrockenen an der Schulter und sagte: „Kommen Sie jetzt. Wenn Sie ein gutes Gewissen haben, so kann Ihnen ja nichts geschehen. Fassen Sie sich nur!“

„Was hat man mit mir vor? Wird man mich nach Sibirien schicken?“

„Das ist Sache der russischen Regierung, Herr, wir haben Sie nur an die Grenze zu bringen. Sie kennen doch das Auslieferungsgesetz?“

„Darf ich meinen Freunden hier nebenan noch

Lebewohl sagen?“ fragte Wielopolski, als sie auf dem Flur standen.

Das Mitglied der geheimen Polizei übergab den Koffer seinem Genossen und sagte: „Das können Sie, aber ich muß Sie begleiten, und ich wünschte, daß Sie es etwas kurz abmachten.“

Nanni war erstaunt, den Freund in Begleitung eines Fremden zu sehen. „Ich weiß nicht,“ sagte sie zögernd, „ob ich Sie hineinlassen soll, es geht Ignaz sehr schlecht. Seit Sie ihn nicht gesehen haben, hat er sich recht verändert — in wenigen Tagen. Der Doktor war vorhin hier.“

„Lassen Sie mich nur hinein, Fräulein Nanni. Es ist das letzte Mal, daß ich ihn sehe — und Sie auch.“

„Nun, wieso denn?“ fragte sie verwundert und bemerkte, indem sie das Wohnzimmer betraten, seine verstörte Miene.

„Ich werde abgeholt; Freund Philipps — es ist aus — ich bin verhaftet. Leben Sie wohl, ich weiß nicht, was mir bevorsteht — indes ich fürchte — es wird nicht eben viel Erfreuliches sein.“

„Armer Freund,“ antwortete der Kranke leise und streckte ihm die magere Hand hin. „So sind Sie, obgleich gesund, in gewisser Hinsicht schlimmer daran als ich. Ich weiß wenigstens genau, was mir bevorsteht.“

Nanni brach in Thränen aus.

„Ach, Fräulein Nanni, Sie weinen! Gelten mir

auch einige dieser Thränen?“ Er hielt ihre Hand und preßte sie heftig. „Adieu, liebes Mädchen, bleiben Sie gut und seien Sie glücklich. Adieu, Philipps, verlieren Sie den Mut nicht; wen Fräulein Nanni pflegt, der muß wieder gesund werden. — Wissen Sie noch,“ sagte er, dichter herantretend, Nanni ins Ohr, „ich habe Sie mal — im vorigen Winter war's — um was gebeten, wenn ich etwas erriete, erinnern Sie sich? Nanni, Sie sehen mich niemals wieder, nie — bis an mein Ende aber wird mir Ihr liebes Gesicht vorschweben — wollen Sie mir nicht zum Abschied —?“

Da hielt sie ihm die roten Lippen hin, und er drückte das Mädchen an sich und küßte sie. „Seien Sie immer glücklich und grüßen Sie ihn auch — vielmals!“ Mit diesen Worten riß er sich los und stürzte hinaus. Vor ihm und hinter ihm her ging je einer der Beamten.

An der Hausthür gab es eine Art Spießrutenlaufen zwischen dem Pöbel hindurch, der ihn neugierig-schadenfroh anstarrte und, wie als vierter noch der Schutzmann in den Wagen stieg, zu lachen und zu lästern begann. Er bemerkte es, und es glitt ein flüchtiges Lächeln über seinen Mund.

Die Pferde zogen an, und Stanislaw von Wielopolski hatte die Ledergasse zum letztenmale gesehen. —

Nanni hatte vom Fenster aus noch einmal hinuntergegrüßt. Sie stand noch an derselben Stelle und starrte hinab, als der Wagen längst um die

Ecke gefahren war, und langsam rannen schwere Tropfen über ihr Gesicht. Ignaz konnte sie von seinem Bett aus beobachten, sie drehte ihm gerade das Profil zu. Er mußte sich gestehen, daß sie von einem ganz eigen lieblichen Ausdrucke war, wie sie so in nachdenklicher Melancholie mit leise gefalteten Händen am Fenster lehnte, von einem verirrten Sonnenstrahl getroffen, der in ihren Locken zitterte und ihr Gesicht wie mit einem schmalen Goldrande umsäumte. Seit er zu Bett lag, nicht arbeiten konnte und auf ihre Hilfeleistungen angewiesen war, hatten sich seine Gedanken überhaupt bisweilen mit ihr beschäftigt. Aber diese Gedanken waren ihm unbequem, und er war dann immer wieder schnell in seine gewohnten Anschauungen eingelenkt, um sich nicht zu beunruhigen. Er vermutete manchmal, daß sie mit irgend wem, vielleicht Wielopolski, vielleicht einem andern, eine Art Liebschaft habe, aber es war ihm im Grunde genommen uninteressant, wo und wie sich dergleichen abspiele. Er pflegte alles Gefühlsleben mit Hohn zu betrachten, vor allem aber verachtete er eine Empfindung, die ihm halb brutal, halb kindisch erschien, weil sie nie von Bedeutung für ihn geworden. Ihr Abschied von Wielopolski aber war ihm doch merkwürdig; es hatte in der Zärtlichkeit, um die er gebeten und die sie ihm gewährt, etwas so Herzliches und so Keusches gelegen. Er erinnerte sich nicht, daß er in seinem ganzen Leben jemanden geküßt hätte, oder

jemand ihn; es mochte wohl sein, weil er krank war, daß ihm die kleine Szene einen leisen, ganz leisen Anflug von Neid oder Bedauern erweckt hatte. Und nun stand sie so weltverloren da, mit Thränen an den Wimpern und dennoch in leidenschaftsloser Gefaßtheit. Sie war doch ein sonderbares Ding! Wie mochte es im Kopfe und Herzen — denn das Herz spielt ja nun einmal eine große Rolle bei dergleichen — eigentlich aussehen? fragte er sich.

Die Physiker lehren uns, daß Bewegung und Wärme dasselbe seien, daß zwischen dynamischen und Temperaturerscheinungen der innigste Zusammenhang bestehe, ja daß man annehmen dürfe, alle Erscheinungen der Natur seien ein Spiel sich auslösender Kräfte, so daß sich alles, was wir mühsam ordnen und klassifizieren, in stetem Zusammenhange als die Äußerungen einer Kraft begreifen ließe. Vielleicht gibt es in der geistigen Welt etwas Ähnliches, oder wer wollte es bestreiten, daß Ideeen Empfindungen erzeugen und Empfindungen Ideeen, daß eine Betrachtung oder Frage, zu der irgend ein Umstand den Anstoß gegeben, Gefühle entstehen läßt, die uns neu und verwunderlich sind, und zu denen die Fähigkeit doch immer in uns vorhanden gewesen sein muß, kleine, ganz persönliche Gefühle, die uns anwehen wie ein Hauch, und von denen wir dennoch fürchten, daß sie alle unsere Lebensprinzipien, das stattliche Gebäude eines wohlgegliederten Systems, erschüttern könnten.

Die Hand des kleinen Buckligen fuhr unruhig über die Decke, und als Nanni sich plötzlich umdrehte, sah sie die Augen des Bruders mit einem merkwürdigen, brennenden Ausdruck auf ihr ruhen.

„Wünschest Du vielleicht etwas?“ fragte sie nähertretend, „vielleicht etwas Milch?“

Er sagte „ja“, obschon ihn nicht dürstete; aber was sollte er sagen?

Sie brachte ihm eine Tasse und hielt sie ihm an den Mund, nachdem sie ihn etwas aufgerichtet. Als sie ihn wieder zurückgleiten ließ in die Kissen, hielt er ihre Hand zwischen seinen mageren Fingerspitzen fest. Das berührte sie so seltsam, er hatte dergleichen noch nie gethan.

„Geht es Dir etwa schlechter?“ fragte sie freundlicher als sonst und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett, was sie manchmal gethan, wenn sie ihm vorgelesen.

„Nein, es geht mir ganz leidlich, aber — weißt Du — ich glaube, ich war oft recht unliebenswürdig, und wenn sie mich mal mit 'nem Wagen abholen werden, so wirst Du nicht weinen, und ich hab's auch nicht zu beanspruchen.“

„Rede doch nicht so,“ sagte sie mehr verlegen als gerührt.

Eine Weile schwiegen beide. Endlich begann er wieder in dem leisen Flüstertone, mit dem er jetzt nur noch sprach: „Es ist alles Lüge, alles, was wir zu verstehen oder erreicht oder überwunden zu haben

glauben. Es ist etwas, das den Gedanken nicht Stand hält. Und gerade das nächste übersehen wir so leicht! — Ich habe Dir vielleicht unrecht gethan, und es thut mir nun leid. Das andere — weißt Du — das bereue ich nicht, aber ich hätte vielleicht sollen freundlicher gegen Dich sein."

Sie verstand nur halb, was er sagte, aber das verwunderte sie genug. War das Ignaz Philipps, ihr Bruder, der so sprach und sie mit ängstlichen Blicken betrachtete, während er ihre Hand umklammert hielt? Es war so sonderbar, so feierlich, sie wagte kaum zu atmen. Auch Ignaz sagte nichts mehr; sie schlugen beide die Augen nieder, als schämten sie sich des so lange hinter Abneigung und Widerwillen versteckten Gefühls geschwisterlicher Zusammengehörigkeit, das sie überflutete wie eine leise aufsteigende Wärmeempfindung, und das in dem jahrelang verwaisten und verbitterten Herzen des armen kleinen Gelehrten plötzlich ein Verlangen nach Erwiderung entzündete.

„Du wirst vielleicht ganz froh sein, wenn es zu Ende ist? Nicht wahr, Du wirst nicht weinen?"

Diese Worte schienen die Schleusen zu Nannis ganzem Empfindungsleben zu ziehen. Indem sie den Druck der abgezehrten Finger erwiderte, beugte sie sich über den Kranken und starrte ihn mit einem Ausdruck grenzenloser Angst an; dann glitt sie an seinem Bett nieder und brach in ein lautes Schluchzen aus. Der Kranke, der nicht wußte, „wie es in dem

Herzen von dergleichen aussehe", nahm diesen Ausbruch des Schmerzes ausschließlich für einen Ausdruck schwesterlicher Zuneigung und des Mitgefühls mit seinem Leiden. Er strich schüchtern über ihr Haar, unfähig etwas anderes als eine gerührte Freude zu empfinden und ohne Ahnung dessen, was diese Erschütterung mitbewirkte, und wieviel das abstoßende Wesen, das er jetzt bedauerte, zu diesem Grunde beigetragen haben mochte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war etwa vierzehn Tage später. Inzwischen war reichlich Regen gefallen, und die Luft war nicht mehr so drückend heiß. Die Promenaden, die um die Stadt führten, standen im frischesten Grün, es war einer der herrlichsten Sommertage, wie sie das Jahr nur wenige spendet, warm und doch erquickend, windstill ohne Schwüle. Farbenprächtig schimmerte es überall in der bunten Fülle von Licht und Glanz, und alles atmete in dem milden Frieden, der darüber ausgegossen war, heiteres, wohliges Leben.

Auch das in letzter Zeit oft düstere und sorgenverstörte Antlitz des Doktor Behrends hatte den gespannten und übermüdeten Ausdruck heute nicht. Er hatte eben in beredtem Vortrag seine Zuhörer belehrt und gefesselt, es hob ihn das Bewußtsein, daß er mit lebendigem Geiste dem Ziele seiner Wissen-

schaft näher und näher rücke, und daß es ihm glücke, der Jugend, die sich um ihn zu versammeln pflegte, diesen Geist ernsten Strebens und echter Wissenschaftlichkeit mitzuteilen. Die günstigen Aussichten auf seine Ernennung zum außerordentlichen Professor und den damit verknüpften festen Jahresgehalt — so bescheiden er war — mochte indes das meiste dazu beitragen, ihn mit neuem Lebensmute zu beseelen, und als er jetzt, über die Promenade langsam seiner Wohnung zugehend, im Schatten der prächtigen alten Linden und umweht von Duft und Vogelsang dahinschritt, war ihm wohler und freier zu Mute als lange.

Es geschah, daß den bedächtig Schreitenden Professor van Dooren überholte. Die Herren begrüßten sich. Van Dooren schüttelte dem Doktor bieder die Hand und drückte seine Freude aus, ihn etwas wohler aussehend zu finden als sonst. „Sie strengen sich zu sehr an, lieber Kollege, Sie arbeiten zu viel.“

„Es hilft nichts, Herr Professor! Indes ich hoffe, daß ich einen Teil der auf mir liegenden Arbeitslast nun bald werde abgeben können; sobald der Staat sich dazu versteht, meine Thätigkeit an der Universität anzuerkennen und zu honorieren, kann ich doch einiges andere fahren lassen. — Seine Excellenz, der Herr Kultusminister, hat mir mit aller Bestimmtheit versprochen, meine Angelegenheit jetzt zu erledigen — und wenn ich auch weiß, daß er dabei von dem Entscheide der Fakultät meine defini=

tive Ernennung abhängig macht, so darf ich doch wohl sicher sein, daß mir von dieser Seite keine Hindernisse in den Weg gelegt werden."

„Hm!"

„Der einzige, der außer mir jetzt in Betracht kommen könnte, wäre Klinghart, und da meine akademische Thätigkeit ziemlich acht Jahre länger währt als die seine —"

„Mein lieber Doktor, ich finde Sie denn doch gar zu zuversichtlich. Die Anciennetät spielt, wie Sie wissen, an der Universität keine Rolle."

Behrends nahm den Hut einen Moment ab und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Herr Professor, ich bin doch wohl nicht tollkühn in den Erwartungen, die ich hege — wenn ich annehmen sollte — daß es möglich wäre, — daß man mich zu Gunsten eines soviel jüngeren Dozenten — daß Ihr eigener Einfluß —"

Dooren ging mit einer Jupitermiene neben ihm her. Endlich that er seinen erhabenen Mund auf und sagte: „Sagen Sie mal, Herr Kollege, — Sie haben eine sehr hübsche Frau?"

Behrends glaubte nicht recht zu hören. Dooren wollte einer Antwort auf seine letzten Worte entschieden ausweichen. „Herr Professor van Dooren — ich bitte Sie, Sie spannen mich auf die Folter — so könnte ich es nicht als unmöglich betrachten, daß Klinghart —?"

„Ich fragte Sie nach Ihrer Frau."

„O ja, gewiß,“ sagte der Doktor, empört, sich so schnöde behandelt zu sehen.

„Ist es wahr, daß Ihre Gattin früher Schauspielerin war?“

„Allerdings.“

„Nun, mein Lieber, haben Sie da wohl gut gethan, eine Dame aus dem leichten Völkchen der Histrionen zu erkiesen?“

„Ich habe es nie zu bereuen gehabt,“ sagte Behrends, der mühsam seine Ruhe bewahrte. Damit nahm er seinen Hut ab und wollte gehen.

„Nun — wir wären da doch nicht ganz fertig, lieber Kollege. Wollen Sie mir doch noch einige Minuten schenken.“

Behrends konnte einer so direkten Aufforderung entgegen den Herrn Ordinarius nicht gut stehen lassen.

„Nehmen Sie mir meine Teilnahme an Ihren häuslichen Verhältnissen nicht übel — ich wollte schon früher einmal auf dieselben zu sprechen kommen, habe es dann aber unterlassen. Indessen fühle ich nun doch eine gewisse Verpflichtung — obgleich man dergleichen nicht gern thut, wissen Sie wohl — kurz und gut: Sie leben nicht ganz glücklich mit Ihrer Gattin?“

Behrends wußte nicht, was er sich denken sollte. Doch sagte er nach einigem Zaudern: „Herr Professor, was immer in diesem Sinne über meine häuslichen Verhältnisse Ihnen zu Ohren gekommen und von welcher

Seite dies geschehen sein mag, so dürfen Sie überzeugt sein, daß dies lediglich den Wert böswilliger Verleumdungen hat. Es ist ja ganz sicher, daß in allen Lebensverhältnissen der gelegentliche Mangel an dem zum Leben Notwendigen hin und wieder Reibungen hervorbringt, und daß wo das Räderwerk des häuslichen Getriebes recht glatt abläuft, alles leichter in wünschenswerter Harmonie bleibt — indessen von einer unglücklichen Ehe ist bei uns nicht die Rede; am allerwenigsten würde meine Frau, wie sehr sie sich bisweilen von der Beschränktheit unserer Existenz beengt fühlen mag, imstande sein, irgend etwas zu thun, das die Aufmerksamkeit anderer in unliebsamer Weise auf sie zu ziehen geeignet wäre."

„So so! nun dieses Vertrauen ehrt Sie!"

„Ohne das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit der Gelöbnisse und Versprechungen derjenigen, mit denen wir zu thun haben, würde unser Leben auch nicht eines Atemzuges wert sein," bemerkte Behrends.

„Mein guter Doktor, das ist sehr lobenswert gedacht, aber eine solche Vertrauensseligkeit entspricht nicht immer dem realen Leben," sagte Dooren, der etwas wie einen persönlichen Vorwurf aus den letzten Worten des Doktors heraushörte.

„Schlimm genug dann!"

„Ich würde meine nach der angedeuteten Richtung hingehenden Befürchtungen auch sofort ohne weiteres redressieren, lieber Doktor, wenn die Person,

von der sie mir eingeflößt worden — es wurde da im verflossenen Winter schon einiges Aufheben gemacht — nicht zu den zweifellosesten und lautersten der Stadt gehörte und ihre Kenntnis der Sache zudem aus einer Quelle stammte, die jedenfalls die ursprünglichste genannt werden muß — nämlich von Ihrer Frau Gemahlin selbst."

„Wollen Sie die Güte haben, sich etwas deutlicher auszusprechen, Herr Professor!"

„Ich werde Ihnen den Namen der in Rede stehenden hochangesehenen Persönlichkeit nicht nennen, Herr Kollege, aber — beruhigen Sie sich nur — warten Sie nur — aber — ich werde Ihnen — warten Sie mal." Damit wühlte er in allen Rocktaschen, bis er endlich — „Da — nein da — halt hier!" — eine Brieftasche hervorzog. „Heißt Ihre Gattin vielleicht Anna?"

„Nein, Amanda," antwortete Behrends, den Dooren anzusehen vermied, als ob es ihm graue, in ein totenbleiches Menschenantlitz zu blicken, aus dem zwei Augen ihn unheimlich lodernd anstarrten.

„A. B. — Das würde denn doch stimmen. Und kennen Sie die Handschrift?"

„Ja, es ist die meiner Frau."

„Hübsche, klare Handschrift!" fand Dooren für passend zu bemerken, indem er dem Doktor das Blatt übergab. Es waren die Verse, in deren Erwiderung Klinghart das Verhältnis mit Frau Amanda abgebrochen. Professor van Dooren war

so höflich, dem Doktor Zeit zu lassen, bis er sie zu Ende gelesen.

„Nun, was sagen Sie hierzu?“ fragte der große Historiker dann.

„Daß ich nichts begreife,“ war die heisere Antwort. „Doch wer gab Ihnen dieses Blatt?“

„Diejenige Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, ein Ehrenmann, der die Beziehungen zu Ihrer Gattin in dem Augenblicke löste, als er erfuhr, daß sie Frau Behrends und die Mutter Ihrer Kinder sei.“

„So so! Dieser Ehrenmann scheint mir — ein ganz verruchter Halunke zu sein! Wollen Sie mir den Namen dieser hochangesehenen Persönlichkeit auch nicht nennen?“

„Nein,“ sagte van Dooren kurz, empört über die Ungezogenheit des Doktors, seine eigenen Worte in dieser Weise zu wiederholen. Als ob ihm der Mann nicht noch hätte danken müssen! „Alles weitere besprechen Sie am besten mit Ihrer Gattin selbst,“ sagte er; „ich will nur das eine noch hinzufügen, daß — wenn die Wahl der Fakultät nicht auf den Namen gefallen sein sollte, wie Sie es erwartet haben — Sie den Grund in dem Umstande zu suchen haben, daß dieser Name in den akademischen Kreisen, wo man die strengsten Anforderungen an eine Frau zu machen und erfüllt zu sehen gewohnt ist, nicht mit der Billigung genannt wird, die wünschenswert schiene.“

Nachdem der große Gelehrte diese erhabenen Worte ausgesprochen, lüftete er seinen Hut ein wenig und eilte von dannen, vermutlich in dem Bewußtsein, daß er in Sachen der Moralität eben eine ausgezeichnete Thathandlung vollbracht. —

Es war wohl eine Stunde verstrichen, als Behrends in den Klosterweg einbiegend seinem Hause zuschritt. Sein Gang hatte etwas Müdes, Schleppendes, seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Auf dem Platze mit den kläglichen Bäumen und den mageren Grasbüscheln sah er sein Dienstmädchen mit den drei Kindern, die spielten und lachten, ihm entgegen rannten, seine Kniee umfaßten und um Kirschen bettelten. Er versuchte mit ihnen zu tändeln, strich Ellen die Haare aus dem erhitzten Gesichtchen, sah ihr lange in die Augen, die denen der Mutter glichen, und fragte, ob die Mama zu Hause sei.

„Ja, sie ist oben, sie macht die Wäsche zum Rollen zurecht, damit Anna mit uns in der Luft sein kann!“ sagte das Kind.

Dann ging er hinüber und stieg die Treppe hinauf. An der Thür vom Alkoven zum Wohnzimmer blieb er stehen; es war eine Glasthür und er konnte Amanda drin sehen. Sie sah bleich und verhärmt aus, und ihre Augen schienen von Thränen gerötet zu sein. Auf dem Tische zog sie ein großes, hartes Wäschestück hin und her, und es war augenscheinlich, daß ihr das viel Mühe machte.

Er hielt das Blatt in seiner linken Hand, die

rechte hatte er auf die Thürklinke gelegt, und die Frage, die er an Amanda stellen wollte, lag auf seinen Lippen.

Aber er zögerte noch.

Welcher feige, verräterische Lump mußte das sein, der eine Frau ihrem Gatten abgekehrt, der sich der Phantasie eines, wenn auch geistreichen, doch in seinen romantischen Grillen unklugen Wesens bediente, um es für sich zu begeistern, und dann den in Versen gestammelten Ausdruck ihrer verwirrten Empfindungen anderen in die Hände spielte, seiner billigen Triumphe sich rühmend und einem Fremden Schaden und Demütigung bereitend, aus denen ihm nicht einmal ein Vorteil erwuchs! Oder doch? Und in diesem Augenblicke tauchte ein Gesicht hell und klar vor Behrends Augen auf. — — — Er war es, sein akademischer Nebenbuhler, dem diese Verse galten! Er mußte es sein! Sehr geschickt fürwahr hatte er sein Spiel getrieben! Vielleicht nicht in bestimmter Absicht eingeleitet, aber die Verhältnisse schlau benützend!

Und er wollte da hineingehen und eine Flut von Vorwürfen über sie ergießen, über sie, die er so sehr liebte und trotz seiner Liebe nicht glücklich machen konnte, die sich täglich mit Not und Arbeit plagte! und sollte die jämmerlichen Reste des bunten Kinderspielzeugs, das jener Ehrenmann schon selbst zertrümmert, vor ihren Füßen vollends zertreten? ihr seine vereitelten Hoffnungen zum Vor-

wurf machen und von Verrat und Untreue sprechen, der er selbst nichts von den glänzenden Versprechungen halten gekonnt, die er gemacht? Er, der er glaubte, soviel größer zu denken als sie?

Und war er denn sonst frei von Vorwurf? Hatte er in dem Egoismus des Gelehrten — fragte er sich selbst — sie nicht stets seiner Wissenschaft nachgesetzt? sie nicht durch die beständige Forderung der Fügsamkeit und Entsagung auf ihre eigenste Natur gedemütigt und ihm selber entfremdet? Man maltraitiert eine Seele nicht ungestraft. Die Frauen sind so leicht gerichtet, und die Männer sehen so ungern ein, daß die spezifisch weiblichen Fehler die einer unterdrückten Menschenklasse sind, die sich doch unentbehrlich weiß und darum zwischen Übermut und Unselbständigkeit hin- und herschwankt mit der ganzen Skala von mangelndem Rechtsgefühl, Kleinlichkeit und Unaufrichtigkeit, die dieses Geschlecht charakterisiert. Sie sehen es so schwer ein, vielleicht weil nichts so ungerecht macht, als angeborne Vorrechte, mögen diese nun unmittelbar natürliche oder solche sein, die sich aus diesen natürlichen erst wieder entwickelt haben. Es sind nicht immer angenehme Erfahrungen, welche den Herren der Welt das Superioritätsgefühl verleiden, aber es sind sicher nicht die schlechtesten Männer, die sich dasselbe in solchen Fällen verleiden lassen.

Genug, Doktor Behrends ließ die Thürklinke los, steckte das Blatt wieder ein und ging leise hinüber.

Er trat an sein Fenster, von wo er in den engen, schmutzigen Hof und auf die Mauern der Hinterhäuser blickte, und dachte daran, wie er an einem andern Julitage — es waren nun schon neun Jahre — seinen Hochzeitstag begangen, wie sie da frisch und lachend und blühend gewesen, wie ihre Gedanken, ihr Hoffen und ihre Neigung bei ihm und sein Herz zum Zerspringen voll war von Vertrauen zur Zukunft und zu grenzenlosem, seligem Glück. Wenn sie's auch jetzt leugnete, damals hatte sie ihn doch geliebt, und — ja wie stand's doch da auf dem Blatte?

Und in Herzens unermess'nen,
Dunklen Schluchten loht's herauf,
Alle alten, längstvergess'nen
Süßen Freuden wachen auf.

Wachen auf und jubeln wieder,
Daß sie sind von Traum befreit,
Und es jauchzen meine Lieder
Deiner Liebe Herrlichkeit.

In diesem Augenblicke trat Amanda ein; sie hatte die Thüren schließen hören und kam, ihm eine Bestellung auszurichten. Sie war etwas nachlässig gekleidet — um nicht zu sagen ärmlich — und in ihren Augen lag ein eigentümlich flimmernder Ausdruck von Verstörung oder Gram. „Hast Du einen Brief bekommen?“ fragte sie, nachdem sie das andere erledigt.

Behrends faltete das Blatt zusammen, und es ihr hinhaltend sagte er mit der ihm eigenen leicht-umflorten Stimme: „Professor van Dooren hat mir das gegeben. Nimm es mit und sieh es Dir drüben an.“

Sie hielt es zwischen den Fingern, schien etwas fragen zu wollen und wandte sich dann schweigend ab. Als sie schon unter der Thür stand, sagte Behrends: „Und solltest Du wieder wollen anderen Deine Verse mitteilen, so sei darin etwas vorsichtiger. Du wirst bemerken, daß man bisweilen in seinem Vertrauen arg getäuscht wird.“

Sie ging. Gott sei Dank!

Er war nicht der Mann, der sich an der Beschämung und dem Gram eines Menschen weiden mochte. Es war dies vielleicht eine Schwäche von ihm, aber er war so. Ja, wenn sie jetzt umkehren sollte, thränenüberströmt ihm um den Hals zu fallen, ihn zu bitten, die unselige Thorheit zu verzeihen — er wußte es nur zu gut, er würde ihr vergeben, ja er würde ihr geloben — — was sie wollte, wenn es nur das alte Verhältnis wieder wurde — —

Horch — waren das nicht Schritte? — Ja, sie kam zurück! die Thörin, die diesen Mann hatte verachten können!

Als Amanda das Zimmer wieder betrat, saß der Doktor auf dem Sofa und rauchte eine Zigarre. Er arbeitete nicht, er zeichnete halb gedankenlos eine gotische Pfeilerstellung und Bogenwölbung auf ein

zufällig herumliegendes Blatt und hörte damit auch nicht auf, als sie ihm gegenüberstand.

„Ich bin Dir eine Aufklärung schuldig, und ich möchte sie Dir jetzt geben, wenn Du die Geduld hast mich anzuhören," sagte sie, und er erstaunte über die Ruhe, mit der sie sprach, und die auf ihrem Gesicht lag.

„So sprich," entgegnete er und fing an, die Gewölbkappen abzuschattieren.

Sie trat von dem Tische zurück und lehnte sich an eins der hohen Bücherregale, welche die Wände besetzten. Das Licht fiel hell auf ihr blasses, ernstes Gesicht, in die graublauen Augen, die gerade vor sich hinblickten wie nach einem weitschauenden Horizonte, auf das rötlichblonde Haar und die feine Gestalt in dem ärmlichen Kleide.

„Ich lernte Klinghart im November kennen," begann sie, „und habe ihn eine Zeitlang öfter gesprochen, bis er im März unsere Beziehungen abbrach, angeblich nachdem er erfahren, daß ich Deine Frau bin. Er ist ein geistreicher Mensch, und er hat etwas sehr Bestechendes in seinem Wesen; es hat mir viel Vergnügen bereitet, über Litteratur und Kunst mit ihm zu simpeln, und es hatte einen dämonischen Reiz für mich, die Macht meiner Person, den Eindruck, den ich ihm machte, zu empfinden, ihn dies aussprechen zu hören und mich selbst durch ihn in einen Rausch illegitimer Empfindungen setzen zu lassen. Du siehst, ich spreche mit rückhalt-

loser Offenheit; ich bitte Dich daher anzunehmen, daß ich Dir in meinem Bericht anderseits auch nichts unterschlage. Einen Reiz hatten für mich auch die poetischen Spielereien, in die wir unsere Beziehungen kleideten, obgleich ich gern gestehe, daß dergleichen die beste Veranlassung ist, sich in ein Wirrsal vollends zu verrennen, denn man läuft dabei nur zu leicht Gefahr, seine Empfindungen einem Ausdrucke zuliebe zu modeln und mehr zu sagen als wahr ist, nur um einer gefälligen Pointe oder eines Reimes willen. Doch darauf kommt es schließlich hier so genau nicht an; dieser ganze Verkehr ist eine Beleidigung für Dich, und daß er anderen bekannt wurde, verstärkt natürlich diese Beleidigung. Wenn ich, das reuevoll eingestehend, Dich unter Thränenströmen und Schmeichelworten um Verzeihung bäte, würdest Du mir verzeihen?“

„Entschuldige, wenn ich nicht Phantasie genug habe, mich in Situationen zu versetzen, die nicht existieren,“ sagte Behrends mit angenommener Kälte und schraffierte an seinen Pfeilern weiter, indem er es vermied, sie anzusehen.

„Eine solche Verzeihung wäre vielleicht auch nur wie ein Heftpflaster über eine zolltiefe Wunde. So laß mich also weitersprechen. Ich habe nie besondere Hochachtung für Klingharts Charakter gehabt, und in meine thörichte Schwärmerei, in meine rückhaltlose Offenherzigkeit sogar mischte sich immer eine Dosis vergeblich zurückgedrängten Mißtrauens. Du wirst

vielleicht fragen, wie es dann möglich war, daß ich diesen Mann liebte, daß ich mich ihm in gewissem Grade anvertraute? Und hier weiß ich nicht, ob ich mich Dir werde ganz deutlich machen können. Ich will einmal sagen, diese Liebe war in meinem Herzen, ehe ich ihn kannte, sie ist vielleicht nichts als das Symbol für den heißen Drang, mein Dasein an etwas Glänzendes anzuheften, vielleicht nichts als ein ästhetisches Bedürfnis, die Bethätigung einer unbeschäftigten Phantasie, die für ihr Spiel ein Instrument oder, wenn Du willst, ein Spielzeug braucht."

„Ich wundere mich über die kühle Objektivität, mit der Du Dich selbst behandelst. Sie war Dir früher nicht eigen," sagte der Doktor und legte den Bleistift weg.

„Dergleichen reift den Menschen außerordentlich," sagte Amanda mit einem leichten ironischen Lächeln, indem sie das ominöse Blatt hervorzog, es zerriß und die Stückchen zum offenen Fenster hinausflattern ließ. „Nun also nochmals: ich habe Klinghart nie für das gehalten, was man einen guten Menschen nennt! — — Aber wer findet am Ende die Welle nicht schön, auf der das Mondlicht zittert, und die in ihrem blauen Schatten den Tod birgt, der uns hinabschlingt; oder wem imponiert nicht die stolze Kraft und Haltung eines Raubtieres, das uns zerreißt, wenn wir einen Augenblick lang die Vorsicht vergessen, die es bändigt. Sage was Du willst, es liegt ein Reiz in dem Spiele mit einer Gefahr, dem eben manche nicht widerstehen können,

am wenigsten die, deren überschüssige geistige Kräfte unterbunden sind; ein Reiz darin, der Flamme, die uns umlodert, standzuhalten und sich doch nicht erfassen zu lassen."

„Hm."

„Du hast Deine Wissenschaft. Bei allen Entbehrungen bleibt die Beschäftigung mit ihr die ideale Befriedigung Deiner Natur; vergiß doch nicht, daß es Menschen gibt, die ebenso gut als Du nach einem Ausleben ihrer Natur ringen, und die von dem Zwange der Verhältnisse auf Seitenwege gedrängt werden wie — etwa komprimierter Dampf, der einen Ausweg sucht, durch den er strömt, ehe er den Kessel zerbricht. Mich aber trieb es hinaus aus der Enge der Beziehungen, ich verschmachtete unter dem dumpfen Druck häuslicher Pflichten und unter dem lastenden Bewußtsein: du trägst in dir noch eine Welt, eine Welt von Schmerzen und Ahnungen, von Wünschen und Träumen, die du vergeblich zurückdrängst. Und in diesem Sinne hatte mein Verhältnis zu Klinghart etwas von dem Fausts zu Mephisto. Mein Wunsch an ihn war: Zeige mir, was die Welt Großes und Glänzendes besitzt, hebe mich hinaus über mich selbst, laß mir das Leben des Lebens wert erscheinen, gib mir das Bewußtsein des Zusammenhangs alles Schönen, laß mich glauben, daß ein Mensch mich liebt, nicht um mich nach ihm zu gestalten, sondern um eben meines innersten Wesens willen — gib mir alles das meinet-

wegen um den Preis meiner Seele, die dafür dein sein soll! — Du weißt vielleicht nicht was es heißt, ein unterdrücktes, sich selbst verlierendes Ich in sich zu retten, sonst würdest Du verstehen, wie wir dem Teufel, der uns zuraunt: Sei was du bist! und du bist schön und klug und wert geliebt zu sein, und was in dir liegt wie eine versunkene Welt ist dein Geist, sind deine Talente! — wie wir diesen Teufel zum Gotte, zum Erlöser stempeln, wie wir ihm goldene Altäre bauen und, was uns abstößt, den nackten Egoismus, die brutale Ironie, mit Purpurfetzen unseres Glaubens bemänteln. Ist das selbst nackter Egoismus? ich weiß es nicht. Wo ist die Grenze zwischen Selbstsucht und Subjektivismus, dem unaussprechlichen Verlangen, dem Unmittelbaren in uns, das jeder Anpassung und Unterwerfung spottet, sein Recht zu geben?“

Amanda hatte die Arme hinter ihrem Kopfe verschränkt und lehnte so leicht zurückgeneigt an dem Regal, während sie die Augen nach dem Stück Himmel wandte, das zwischen den Dächern der Hinterhäuser herüberblaute. Sie hatte sich schließlich doch in einige Erregung hineingeredet, ihre Wangen waren jetzt von einer leichten Röte überzogen, ihre halb geöffneten Lippen zitterten ein wenig, ihr Atem ging schneller. Des Doktors Zigarre war längst ausgegangen, schweigend sah er zu ihr hinüber, wie der Ehemann im Märchen auf die ihres Flügelkleides beraubte Tochter der Lüfte geschaut haben mochte,

zweifelnd ob er recht gethan, ihr den Schleier zu nehmen, und doch mit einem Rest von Hoffnung, daß noch alles gut werden und sie an seinem Herde die Sehnsucht nach dem Unsäglichen verlieren könne.

„Vielleicht bin ich in Deinen und anderer Leute Augen das, was man eine unmoralische Frau nennt,“ begann sie plötzlich wieder, „aber glaube mir, man kann nur moralisch sein innerhalb der Grenzen seines Ichs, und nun ich sie wiedergefunden, werde ich mich auch besser in der Welt zurechtfinden. — — — Jedenfalls bleibt mir immer eine Erfahrung, so bitter sie sein mag, als Gewinn. Und es sind ja wohl unsere Erfahrungen schließlich weit mehr als unsere Träume, woran wir uns hinaufranken! — Sogar das Unrecht, das Dir gegenüber mein Verkehr mit Klinghart bedeutet, ist als Schuldbewußtsein in gewissem Sinne eine Befreiung für mich, ein Ausgleich mit dem, was ich als unverdientes Geschick bisher widerwillig ertragen. Ob Du mir dieses Unrecht vergeben kannst oder nicht, das weiß ich nicht; verzeihe, wenn ich nicht sage, ich bitte Dich darum, denn es erscheint mir lächerlich, um etwas bitten zu wollen, was doch nur moralische Größe oder ein Rest von Neigung gewähren kann.“ —

„So weiß ich aber auch nicht, ob Dir überhaupt etwas daran liegt,“ sagte der Doktor mit etwas unsicherer Stimme, indem er aufstand, einen Schritt auf sie zutrat und sie mit verzehrenden Blicken betrachtete. Merkwürdig, daß sie, die er täglich neben sich sah, ihm heute fremd-

artig, eine unbegreiflich Andere dünkte. Vorhin noch hatte er sie ein in seinen Instinkten unmündiges Kind genannt. Welche Kämpfe, welche Entwickelungen vollzogen sich neben ihm, ohne daß er sie gewahrte! — Hatte sie wohl eine Ahnung davon, wie berückend schön sie in diesem Augenblick aussah, eine Ahnung von dem rührenden Kontraste, in dem ihre Kleidung, ihre Umgebung zu dieser fast bacchantischen Schönheit standen?

Sie hatte nicht gleich geantwortet. Plötzlich wendete sie sich um und über ihr Gesicht glitt jenes Lächeln, das ihn einst um den Verstand gebracht, und das er so lange nicht mehr gesehen.

„Willst Du denn nicht am Ende lieber mich und die Kinder verlassen und wieder zur Bühne gehen?" fragte er leise. „Ich will Dir nicht etwa einen Gefängniswärter abgeben oder Dich, wie ein Knabe einen bunten Schmetterling, am Faden halten."

„Nein, ich will bei Euch bleiben und vernünftig werden, aber Du wirst vielleicht noch manchmal Geduld mit mir haben müssen," sagte sie. „Und noch eins: Du mußt wissen, daß es nicht genug ist, wenn Du mir Wohnung und Kleider und zu essen gibst, ich will auch keine Liebe, die nur manchmal Zeit hat — ich will sie immer, und ich will hören, daß ich Dir gefalle, daß Du mich bewunderst, daß Du eifersüchtig bist, Du sollst sagen, daß ich mehr bin als Deine Hausmagd, mehr als alle anderen Frauen. Ich weiß, ich brauche sehr viel. Eine ganze, große

Seele und grenzenlose Liebe, mehr vielleicht als Du jemals haben kannst — neben Deinen Büchern."

Er trat dicht an sie heran und beugte sich über sie hinab, sanft über ihr Haar streichend. „Aber Du, Amanda, Du? hast Du denn noch einen Hauch von Liebe für mich? oder was ist Dir sonst meine Seele wert? Amanda, eine für die andere! Kannst Du mir Deine geben?"

Da schlang sie die Arme um seinen Hals, und so kam es, daß sie sich versöhnten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es war etwa halb zehn Uhr am Morgen. Klinghart stand vom Schreibtische auf und überreichte dem Studenten das Buch, das ihm dieser zur Bescheinigung des Besuches seiner Vorlesungen — testieren lautet der Kunstausdruck — vorgelegt hatte. Nachdem sich der Jüngling unter mehrfachen Verbeugungen empfohlen, zündete sich Roderich eine Zigarre an und schlürfte behaglich das feine Aroma, indem er sich auf den Schaukelstuhl niederließ und, bequem hintenübergelehnt, sich in sanfte Bewegung setzte. Ein Ausdruck von Wohlgefallen und Befriedigung lag auf seinem Gesicht. Vor acht Tagen hatte er seine Ernennung zum Extraordinarius erhalten. Die akademische Karriere weist eigentlich nur drei Sprossen auf ihrer Leiter auf, aber diese sind etwas

unbequem weit von einander entfernt. Nun, Rodenrigo gehörte zu den Menschen, die sich des Vorzugs langer Beine und der benötigten Turnerkünste rühmen können. Er hatte in anderthalb Jahren die zweite Sprosse erreicht — jetzt noch zwei Jahre gewartet, dann ein tüchtiges Buch auf den Markt gebracht, und er stand oben. Er trug sich mit dem Gedanken, eine auf mehrere Bände angelegte Kunstgeschichte zu schreiben, d. h. zunächst die Anfänge der alten Kunst zu behandeln, wozu ihm Philipps bereits erheblich in die Hand gearbeitet, und die übrigen Bände dann je nach Erfordernis zu schreiben oder — ungeschrieben zu lassen.

Die außerordentliche Professur hatte ihm sofort einen glänzenden Triumph, ein großes Glück eingetragen. Kaum hatte die Welt seine Ernennung erfahren, als sie von der Nachricht von seiner Verlobung mit der Baronin Therese von Florescu überrascht, um nicht zu sagen brüskiert wurde. Denn erst drei Wochen vor diesem Ereignis hatte ein Artikel in der Burger Zeitung das Staunen und Kopfschütteln des akademischen Kreises hervorgerufen — Frau Euphrosyne Weihrauch geb. Ulrici hatte einen ernstlichen Nervenzufall davon gehabt — aber Klinghart hatte mit so viel Entrüstung den nichtswürdigen Verleumder der Edelfrau Lügen zu strafen geschworen, daß man immerhin nicht recht wußte, was man denken sollte. Daß er die Ehrenrettung der fraglichen Dame mit einer Verlobung besorgen

würde, hatte nun aber doch niemand erwartet, man glaubte allgemein, daß er Doorens Bemühungen um seine Beförderung durch eine Verbindung mit Elpis krönen würde. Die Niedergeschlagenheit im Doorenschen Hause war eine außerordentliche. Elpis war mit ihrer impulsiven Tante, der Erfinderin einer Butterform, aufs Land gefahren, um ihre Enttäuschung dort zu beweinen, und hoffte dabei im Stillen, daß der kurzsichtige Mathematiker nach ihrer Wiederkehr ihr die Genugthuung bereiten werde, ihr seine Hand anzutragen.

Klinghart amüsierte sich köstlich über die verdutzten Gesichter einiger seiner Gratulanten, aber er war überzeugt, daß der glänzende Reichtum und die Schönheit seiner zukünftigen Gattin sowie seine eigene Liebenswürdigkeit jede kleine Verstimmung bald ausgleichen würden; man war ja viel zu sehr gewöhnt, ihn auf Händen zu tragen. Beinahe unheimlich dagegen war ihm das Schweigen Nannis. Er hatte gefürchtet, sie würde ihm Schwierigkeiten und Szenen machen. Er wußte nicht, daß Nanni die Baronin aufgesucht und sich als seine wahre Verlobte vorgestellt, daß Therese das aufgeregte kleine Ding lächelnd fortgeschickt und seine Untreue höchst natürlich gefunden hatte. Nun, wenn sie schwieg — desto besser. Warum sollten sie auch im Schlimmen auseinander kommen? Er hatte sie doch sehr lieb gehabt.

Indem er, immer behaglich sich schaukelnd, den

Stuck seiner Decke betrachtete, legte sich ein wollüstiger Zug um seine Lippen. Dachte er der süßen Stunden, die Nanni ihm gewährt, oder der neuen, die ihm das wonnesame Weib, die ihre Schätze und sich selbst ihm versprochen, schenken sollte? Sein Blick wandte sich auf die Büste der hohen Frau von Melos, zu deren Priester er sich gemacht, indem er sie in seiner Abhandlung als die Göttin der lächelnd sich hingebenden, alles gewährenden Liebe gefeiert. Er hatte nicht überall Glück gehabt mit dieser Auffassung. Ein Rezensent im Lübkeschen Kunstblatt hatte sie einen bedauerlichen ästhetischen Mißgriff und eine ärgerliche Blasphemie genannt.

„Über die abgeschmackten, ledernen Philister, für die Aphrodite umsonst die Liebesgöttin ist, die sie behandeln wie eine deutsche Schulvorsteherin, die sich gerade einmal genötigt sieht ein Bad zu nehmen! Hände weg von dem köstlichen Leibe Kytherens! Für euch Gesindel freilich zerrt sie die gleitende Hülle hinauf, für euch hält sie ewig den Apfel in Händen, an dem ihr euch in blöder Ratlosigkeit die Zähne stumpf beißt, den sauren Apfel der Unlösbarkeit des Rätsels — mir trägt sie in der erhobenen Linken die zierliche Leuchte voran, den Thalamos zu erhellen! Hände weg, Philister! Ich allein kenne alle ihre Schönheiten, ich, der ich der Herrlichen Priester und ihr Gatte bin!“ Ein gewisser Zug von Ähnlichkeit mit Therese war in der That vorhanden, nur daß die Göttin — er

dachte nicht daran das zu leugnen — erheblich geist- reicher aussah.

Von dem Venusbilde glitten seine Blicke nach dem Fenster und blieben dort haften, von der merk- würdigen Beleuchtung gefesselt. Der Himmel war von einem fahlen Grün überzogen, die Häuser und Kirchen hoben sich grell von den am Horizonte lagernden dunklen Wolken ab, das Grün der Büsche und Bäume, die in der Mitte des Platzes freund- liche Anlagen bildeten, hatten einen fluorescieren- den Glanz. Plötzlich wurde alles in eine dicke Staub- wolke eingehüllt, die heulend angeflogen kam. Ein Gewitter des Morgens vor zehn Uhr, wie seltsam! Klinghart stand auf und trat an das Fenster, das er öffnete. Es war heiß und schwül draußen. Die Augusttage ließen sich sehr unangenehm an dies Jahr, aber nächste Woche ging er, Gott sei Dank, ans Meer, um mit Therese zusammen am Strande von Ostende zu baden. Wieder kam eine solche Staubwolke. Er sah die Frauen, die mit ihren Körben vom Markte kamen, schneller laufen und lachte, wie der Wind die Röcke vor ihnen hertrieb und sie ihnen dann um die Füße wickelte.

Von der Königsstraße her kam eine Droschke, er sah, wie der Schimmel davor den Kopf hob und senkte, die Nüstern blähte und nach einem Peitschenhieb um die Ohren rascher lief. Das Gefährt kam näher und hielt vor seinem Hause. Er lehnte das Fenster wieder an; es war, als ob etwas von

dem Beunruhigenden, Drückenden der Atmosphäre sich dem Blute mitteile. Dabei sah er einen Herrn mit aschblondem Vollbarte aussteigen; da er den Kutscher nicht bezahlte, hatte er ihm wahrscheinlich zu warten befohlen. Klinghart bemerkte es mit dem zerstreuten Interesse, das man bisweilen an gleichgültigen Dingen nimmt. Gleich darauf klingelte es.

Er war mißmutig, daß der Diener schon gegangen und er sich bequemen mußte, selbst zu öffnen. Draußen stand der blonde Herr und fragte in dem harten Deutsch, das den Slaven verriet, nach dem Herrn Professor, — ein riesiges neues Porzellanschild an der Thür belehrte jeden von dem frischbackenen Titel des Bewohners.

Klinghart bat ihn einzutreten.

„Ich treffe Sie allein? Sie mußten sich selbst bemühen, Herr Professor."

„Ja wohl, mein Diener ist ausgegangen."

„Desto besser, so sind wir ungestört. Mein Name ist Rustschuff, ich stehe als Agent der dritten Abteilung im Dienste der russischen Regierung," sagte Iwan Kasaikow.

„Bitte," antwortete der Professor und nahm dem Fremden den Hut ab, den dieser sich vergebens bemühte, an den Rechen zu hängen. „Es ist etwas zu hoch."

Darauf lief der Russe in ungeschickt täppischer Manier oder Kurzsichtigkeit auf die Küchenthür zu.

„Das ist die Dienerstube; hier, bitte, ist mein Zimmer.“

„Ah, Verzeihung, Herr Professor! Sie wohnen nicht chambre garni? Sie logieren allein?“

„Ja wohl, bis zu meiner Verheiratung.“

„Ah! — Ich komme, Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, den Dank meiner Behörde, speziell des Chefs, dem ich unterstellt bin, auszusprechen für den außerordentlich wichtigen Dienst, den Sie der guten Sache geleistet haben, indem Sie uns auf die Spur jenes gewissen Stanislaw Wielopolski geleitet haben, der jetzt in Sicherheit gebracht worden ist.“

„Sind denn in dem ominösen grauen Koffer wichtige Sachen gefunden worden?“ fragte Klinghart mit der Nachlässigkeit eines halben Interesses.

„Ah, sehr wichtige Dokumente — danke ergebenst, ich rauche nicht — und sogar Dynamitpatronen.“

„Der Bursche war mir lange verdächtig,“ sagte Roderigo und balancierte die Quaste seiner Tischdecke auf der Stiefelspitze.

„Es ist der Regierung auch gelungen, die nihilistische Druckerei aufzuheben, die zwei polnische Edeldamen, Verwandte Wielopolskis, in ihrem Keller beherbergten. Wie gesagt, Sie haben zur Unterdrückung der sozialen Umtriebe der Nihilisten — wie sie das Ausland nennt — wesentlich beigetragen.“

„Es ist die Pflicht jedes redlichen Menschen, die Herstellung der Ordnung und die Unterdrückung dieser modernen Pest der menschlichen Gesellschaft zu unterstützen.“

„Ja wohl, ja wohl, Herr Professor. Die Regierung wird nicht verfehlen, demnächst dem Danke, den sie Ihnen schuldet, auch einen reellen Ausdruck zu geben. Ich wollte Sie heute nur noch fragen, ob Ihnen Wielopolski etwas von dem Aufenthalte eines gewissen Kasaikow verraten hat, das die Regierung auf die Spuren dieses höchst gefährlichen Menschen bringen könnte?“

„Nein,“ antwortete Klinghart mit abweisender Vornehmheit, „ich weiß von diesem Subjekte nichts.“

„Nein?“

„Ich wünschte überhaupt,“ setzte er lebhafter hinzu, „fernerhin mit der Sache nichts mehr zu thun zu haben. Sie ist im Grunde genommen nicht ohne Gefahr, und ich bin es ebenso meiner neuen Stellung schuldig, derartige Verbindungen zu lösen, als meiner Braut. Sie verstehen, wenn ich mich kompromittiere, kompromittiere ich jene mit.“

„Ich verstehe,“ sagte Kasaikow-Rustschuff aufstehend und maß Klinghart, der sich eben abwandte und nach dem Fenster sah, das im Winde klapperte, mit dem Blicke eines lauernden Raubtieres.

„Es kommt ein Gewitter herauf,“ bemerkte der Professor.

„Ja wohl, ein Gewitter! — Doch ich will Sie

nicht länger stören, ich empfehle mich Ihnen, Herr Professor.“ Er schien wieder in Zweifel, zu welcher Thüre er hinausgehen sollte.

„Diese führt nach dem Entree!“ berichtigte Klinghart, über die Ungeschicklichkeit des Barbaren lächelnd, und geleitete ihn hinaus.

„Und nun — doch bitte, schließen Sie die Thür lieber, es könnte ein Zugwind entstehen, und ich finde mich schon zurecht — nun mein Hut.“ Damit suchte er auf dem Tische herum, während drin das Fenster krachend zuflog und der erste Donner heraufrollte.

Der Professor streckte den linken Arm aus, um den Hut herunterzuholen, gleichzeitig schien Kasaikow danach zu fassen. Aber da geschah etwas sonderbares. Klinghart stolperte, stieß einen eigentümlichen Laut aus und taumelte zurück. Der Russe entnahm den Hut seinen Händen und warf, ohne Adieu zu sagen, die Thür hinter sich zu.

Dann schritt er, sich flüchtig umblickend, durch den Hausflur, der aber leer war, und stieg in die Droschke, indem er dem Kutscher befahl, nach dem nahegelegenen Bahnhof zu fahren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es hatte den Tag über wiederholentlich gewittert. Dadurch war die Luft so abgekühlt und das Erdreich so stark durchnäßt, daß die Stammgesellschaft, die allfreitäglich Abend sich des Sommers im sogenannten Ratsgarten und des Winters im Ratskeller zu versammeln pflegte, genötigt war, ihr Winterlokal aufzusuchen. Die Herren — ausschließlich Professoren der philosophischen Fakultät zu Burg — hatten für diese Fälle ein besonderes Zimmer, in dessen Mitte ein riesiger runder Tisch stand, um den man sich in zufälliger Reihenfolge setzte. Die gewohnte Zeit der Zusammenkünfte war von acht bis zehn oder elf Uhr. War es schön, kamen wohl auch einige der Damen mit.

„Es ist halb neun durch," sagte Professor Weihrauch, „und mein Schwiegersohn Muge ist noch nicht da. Er ist sonst so pünktlich."

„Er ist gewiß gegangen, Klinghart abzuholen, den ich auch noch vermisse," meinte Geheimrat Überschär.

„Man hat Klinghart die Tage gar nicht gesehen," bemerkte Rübschäler.

„Er mag bei der Braut sitzen. Das heißt, etwas sonderbar ist die Sache doch, Sie wissen schon, mit dem Zeitungsartikel, es hat sich im Grunde nichts aufgeklärt."

„Meine Frau schwört nun wieder auf die Baronin, sie ist geneigt, alles für Verleumdung zu halten."

„Hat man nicht erfahren, wer der Verfasser ist?"

„Es soll eine Schriftstellerin Thekla von Rothelm sein."

„Schriftstellerin? so? na, da wird sie wohl häßlich sein! Und die Häßlichen lassen gewöhnlich an den Schönen, Vielumworbenen nicht gern viel Gutes."

„Kann sein. Dooren thut mir leid, sehen Sie nur, er sieht ganz verärgert aus. Und doch läßt er auf Klinghart nichts kommen, um sich nicht merken zu lassen, daß er auf ihn als Schwiegersohn gerechnet hat."

„Ich traf gestern die Baronin; sie geht nach Ostende, da wird Kollege Klinghart seine Schritte wohl auch dahin richten."

„— — — Ich bitte Sie — er ist sonst ein so vortrefflicher Mensch," hörte man Dooren begütigend zu Professor Neuffert sagen, der Klinghart nun einmal nicht sehr zugethan war und vermutlich etwas Nachteiliges über ihn geäußert hatte.

„Er ist zweifelsohne ein bedeutender Kopf," bemerkte Bickert, der jetzt bisweilen wieder mit seinem Antipoden am dritten Orte zusammentraf.

„Und ein wackerer, sehr wackerer Mensch!" setzte Muftig hinzu.

„Ich liebe ihn sehr, wahrhaftig, ich liebe ihn,“ sagte der kleine Weber und zog sein schiefes Mäulchen gerade.

Weihrauch sah nach der Uhr. „Muge ist noch immer nicht da,“ sagte er laut. „Ich hätte gern auf ihn gewartet, aber am Ende ist eins der Kinder nicht munter und er kommt gar nicht. — Meine Herren, ich habe Ihnen nämlich ein sonderbares Schriftstück vorzulegen, das ich heute Nachmittag erhalten habe — und das Sie — in Staunen, ja vielleicht in Aufregung setzen wird — es ist eine Sache, die uns in der That alle berührt. Es handelt sich um Kollegen Klinghart. In der wohl richtigen Annahme, daß er den Abend bei seiner Braut zubringen und also nicht unter uns erscheinen würde — habe ich diesen Brief mitgebracht“ — er faltete ihn auseinander — „und bitte Sie, mich Ihnen den Inhalt vorlesen zu lassen und dann selbst zu entscheiden, was davon zu halten sei.“

„Geehrter Herr Professor!

Verzeihen Sie, daß ich so frei bin an Sie zu schreiben. Ich bin die Nanni Philipps, die in Ihrer Gesellschaft im Winter das Gretchen und die Gudrun machte. Sie errinnern sich gewiß noch daran. Fräulein Corinna war immer so gütig gegen mich. Ich weiß ja nicht recht, ob es sich schickt, daß ich Ihnen schreibe, aber ich bin so unglücklich und verzweifelt,

daß ich schon überhaupt nicht mehr weiß, was ich thue oder thun soll. Ach denken Sie doch nicht schlecht von mir, wenn ich Ihnen sage — ich weiß gar nicht, wie ich es vorbringen soll — aber ich will nicht, daß alle Menschen so schändlich belogen und betrogen werden sollen. Lieber Herr Professor, ich habe früher gedacht, es könnte kein größeres Gefühl geben auf der Welt als meine Liebe, aber ich sehe nun wohl, daß meine Verzweiflung und mein Haß noch größer sind. Ich kann es gar nicht beschreiben, wie es Einem zu Mute ist, wenn man schon soviel geweint, daß man nicht mehr weinen kann und wenn man keine Nacht schläft und die Kissen zerbeißen möchte; und manchmal denke ich, wenn er mir unter die Hände käme, so müßte ich die Kraft haben ihn zu erwürgen, und ich würde es thun. Ach, Herr Professor, wenn es einem gut geht, so ist es gewiß sehr leicht, gut zu sein, aber wenn man so verzweifelt wird, da fürchtet man sich vor sich selber, was man begehen könnte. Ach, und Sie wissen gar nicht, wie das ist, wenn man jemanden so sehr lieb hat, viel lieber als alles auf der Welt und er kniet immer vor einem und bettelt und quält, bis man ihm nichts mehr abschlägt, wenn man auch nicht will, und er verspricht mir, mich zu heiraten und dann verlobt er sich mit der vornehmen Dame. Und mein Bruder liegt im Hospitale, ich habe ihn gestern besucht und ihm alles gesagt, weil er doch bald sterben muß, da hat er

mir gesagt, ich sollte nur an Sie schreiben, es wäre nun doch egal, da er bald sterben muß. Und er heißt Ignaz Philipps und hat ihm, Roderich — dem Herrn Doktor Klinghart nämlich — die vielen Arbeiten gemacht, die er für seine hat drucken lassen und ist deshalb Professor geworden. Wenn Sie etwa denken, es ist nicht wahr, so dürfen Sie bloß meines Bruders Schreibtisch untersuchen, da werden Sie es schon sehen, und mein Bruder will darauf schwören. Ich habe es aber nicht gewußt. Und wenn Sie ihn mit Schimpf und Schande fortjagen, daß er die Baronin nicht heiraten kann, so wäre es die letzte Freude, die ich in meinem Leben hätte, denn da mir das geschehen ist, mag ich nun doch nicht leben, sondern werde ins Wasser gehen, weil ich überhaupt ohne ihn nicht leben kann, und denken Sie nicht zu schlecht von mir. Ich lasse auch Fräulein Corinna vielmals grüßen, wenn sich das schickt.

Ihre
Nanni Philipps.
Ledergasse 7."

* * *

Eine Zeitlang blieb alles still an der Tafelrunde. „Ach, das ist ja verfluchter Blödsinn!" rief Professor Lustig mit einemmale, „ich glaube nichts davon!"

Aber es antwortete niemand darauf. Endlich hörte man ein leises Schluchzen und Schnäuzen.

Weber hatte seine blaue Brille vor sich auf den Tisch gelegt und weinte wie ein Kind.

„Es ist unmännlich, ach Gott, ich weiß es ja, es ist unmännlich, und Sie werden wieder sagen, ich bin ein Narr —“

„Ja, 's ist 'ne böse Geschichte! — Kollege Weber, beruhigen Sie sich nur,“ bat Weihrauch.

„Ach Gott, Sie wissen gar nicht, wie mich das ergreift! Die Kleine hat mir's damals angethan, aber sie mochte nichts von mir wissen — ich merkte es wohl, daß es wegen Klinghart war. Und ich habe ihn auch immer so geliebt — lassen Sie mich nur, ich muß etwas auf und ab gehen! Und nun zu erfahren, daß er ein so schlechtes Subjekt ist und sie unglücklich gemacht hat. Das mag nun freilich sehr männlich gewesen sein, sehr männlich, ach Gott!“

„Na genieren Sie sich nicht, Kollege, weinen Sie sich nur aus!“

„Und das mit den Arbeiten?“ fragte Pietsch, „was soll man dazu sagen? Das wäre stark.“

Alles schwieg.

„Da hätten wir ja den ‚bedeutenden Menschen‘, den ‚jungen Goethe‘, den ‚wackern jungen Freund‘!“ meinte Neuffert und sah die Schar der alten und jungen Schwärmer an.

„Donnerwetter, wenn das alles wahr wäre!“

„Leider scheint es wahr zu sein, Kollege Lustig.“

„Ich glaube es nicht, wenigstens nicht von den

Arbeiten," sagte Dooren. „Ich bitte Sie, wessen ist die Rachsucht eines verführten Mädchens fähig? Sie werden doch den Worten dieses ungebildeten Geschöpfes nicht ohne weiteres Glauben schenken?"

„Ganz ungebildet ist sie nun nicht," erwiderte Weihrauch. „Ihr allerdings unbehilflicher Brief ist in einer Stimmung geschrieben, in der man kaum auf seinen Stil achtet. Sie hat uns damals im Winter keine Schande gemacht, sondern sich sehr nett und sittig betragen und liebenswert gezeigt."

„Das ist jedenfalls das einzig Feststehende," bemerkte Weber.

„Was soll man da thun? Klinghart kann hier nicht bleiben!" rief Professor Mustig.

„Wir werden an den Minister darüber berichten müssen!"

„Vergessen Sie nicht, verehrte Herren Kollegen, daß wir uns damit selbst jämmerlich blamieren. Der Minister hat durchaus Behrends befördern wollen, es war ganz gegen den Wunsch seiner Exzellenz, daß die Fakultät sich für Klinghart entschied."

„Wenn man die Sache totzuschweigen versuchte!" gab Bickert zu bedenken; „vielleicht ließe sich die Florescu bereden, zurückzutreten — oder thäte es unter diesen Umständen selbst — so könnte er wenigstens das Mädchen heiraten, und man sähe, daß er bei Gelegenheit hier wegberufen würde."

„Wollen Sie, Herr Geheimrat, der Diamanten-

dame diesen Vorschlag machen und Klinghart den Brautführer abgeben?"

„Wir werden müssen mit Absetzung vorgehen!" —

In diesem Augenblicke stürzte Muge, totenblaß und in voller Aufregung, herein.

„Meine Herren, es ist etwas Furchtbares geschehen!" Atemlos blieb er mit dem Hute in der Hand stehen, indes der Regen von seinen Kleidern troff.

„Klinghart?" fragte Rübschäler.

„So wissen Sie es schon?"

„Na, ziehe nur Deinen nassen Überzieher aus!" ermahnte Weihrauch. „Ich habe einen Brief von dem Mädchen bekommen. Das meinst Du doch wohl?"

„Von dem Mädchen? ich weiß nichts von einem Mädchen."

Der Kellner, der dem Professor ein Glas Bier hinsetzte, wurde abgewinkt, das Bier trank Muge auf einen Zug aus. Dann überlas er den Brief, den Weihrauch ihm hinhielt. Kopfschüttelnd warf er ihn wieder hin, da er ihn kaum ordentlich verstanden hatte. „Ich weiß nicht, was das ist! es ist viel schrecklicher — — Klinghart ist ermordet!" — —

Die Bestürzung am Tische war unbeschreiblich.

„Ja, meine Herren, es ist furchtbar," sagte er, endlich Platz nehmend, „ganz furchtbar. Lassen Sie mich versuchen, wieviel ich zusammenhängend vorbringen kann. — Als ich um elf Uhr ins Kolleg komme, treffe ich draußen den Pedell, der mir sagt,

daß Professor Klinghart nicht zur Vorlesung gekommen sei, ohne einen Anschlag gemacht zu haben. Die Studenten hätten lange gewartet, da sie sich hätten wollen testieren lassen. Nun, es war mir auch nicht lieb, weil ich ihn gebeten hatte, mir den dritten Band von Försters Geschichte der Renaissance in Italien mitzubringen, den ich dringend brauchte. Ich schicke also nach Tisch das Dienstmädchen hin, das aber unverrichteter Sache wiederkommt, da ihr niemand geöffnet habe. Ich gehe später selbst hin und klingele wieder vergebens, bemerke dabei übrigens, daß der Sturm einen offenstehenden Fensterflügel zertrümmert hat, so daß die Scherben zum Teil auf der Straße, zum Teil auf dem Sims liegen. Nun, ich habe eine Korrektur vor, zu der ich notwendig den Förster nachschlagen muß; ich laufe also nach einer Stunde wieder hin, es mochte da fünf Uhr oder etwas später sein. Ich klingele abermals vergebens. Nun war ich ärgerlich. Ich mache mich auf und gehe zu der Florescu. Sie erzählt mir, daß sie ihn schon um zwölf Uhr vergeblich erwartet habe, wo er sie zu besuchen versprochen. Ich weiß nicht warum, aber die Sache erscheint mir sonderbar, und da ich bei meinen Arbeiten nun einmal zähe bin und nicht gern etwas aufschiebe, gehe ich von da zurück nach dem Akademieplatz. Abermals vergeblich. Ich klopfe den Portier heraus, der mir sagt, daß er den Herrn Professor den ganzen Tag noch nicht gesehen habe; es seien aber schon ver=

schiedene Leute dagewesen, unter anderen ein sehr hübsches junges Mädchen, die früher schon manchmal gekommen sei. Unterdem kommt der sogenannte Diener, der behauptet, um Punkt sechs bestellt worden zu sein — es war notabene sechs Uhr durch — sich aber verspätet habe. Nun kurz, die Sache kommt mir unheimlich vor, und ich gehe nach dem Polizeibureau. Die Herren fanden meine Besorgnis etwas verfrüht, aber ich hatte einmal die Idee, daß Klinghart etwas zugestoßen sein könnte. Der Kommissarius kommt denn auch schließlich mit, und wir lassen einen Schlosser holen."

Muge wischte sich hier den Schweiß von der Stirn und holte Atem.

„Meine Herren Kollegen — was ich jetzt erlebte, war wohl der fürchterlichste Moment meines Lebens. Als wir eintraten, liegt etwas langgestreckt im Wege, darüber wir stolpern. Ich zünde ein Hölzchen an, und da lag er auf der Diele — auf dem Rücken. Wir reißen die Thüre auf, es war gräßlich — die Augen hatte er offen — und hier — steckte ihm ein Dolchmesser in der Brust. Die Haushälterin, die sich aus Neugier mit hinein gedrängt, bekam einen Weinkrampf. Nun, Sie wissen, wir waren in der letzten Zeit recht befreundet — es hat mich furchtbar ergriffen!

Wir sahen uns um, ob etwa irgend ein Gegenstand zurückgeblieben, der einen Anhalt zur Ergreifung des Mörders bieten könnte, und fanden

ein Blatt Papier, das im Entree unter dem Stuhle lag; es enthielt denn auch die Aufklärung des sonst wohl unbegreiflich und unenträtselt gebliebenen Verbrechens."

„Scheußlich!" —

„Und was haben Sie da erfahren?"

„‚Klinghart stirbt als russischer Spion von der Hand eines Nihilisten', stand darauf."

„Was? Unmöglich! Ich bitte Sie, das ist eine Finte, um irre zu führen! Das ist ja märchenhaft!"

„Ich übergab das Blatt sofort dem Polizeibeamten. Er nahm ein Protokoll von der Sachlage auf und ließ dann den Toten auf sein Bett legen, wo sie ihn mit einer blauen Atlasdecke überdeckten. Dann öffnete der Kommissarius den Schreibtisch, um sofort Nachsuchungen anzustellen, die eine Einbringung des Mörders begünstigen könnten. Er forderte mich auf, ihm dabei behilflich zu sein."

„Nun — und?" fragte Dooren, der sich auffallend lange geschnäuzt, geräuspert und gewischt hatte.

„Aus gewissen Papieren, die sich vorfanden, ergab sich denn — leider — die Bestätigung eines geheimen Einverständnisses mit der russischen Regierung."

„Also Spion?"

Muge nickte.

„Pfui! und tausendmal Pfui! Das ist noch

schlimmer als die Geschichte von dem sitzengelassenen Mädchen!"

„Nein, die Betrügerei mit den Arbeiten ist noch schändlicher!" rief der Syntaxmann, bei dem das wissenschaftliche Gewissen über alles ging.

„Nein, der Betrug an Nanni, das ist das scheußlichste!" rief Weber, der lange wieder mit den Thränen kämpfte. „Wenn ich nur wüßte, ob sie das Rinderbrot machen lernte und den Kaldaunensalat," setzte er leiser hinzu. „Geben Sie mir mal meinen Hut herunter, Professor Muftig, dort den grauen!"

„Wo wollen Sie denn hin, Kollege? warten Sie doch noch!"

„Nein — nein — machen Sie meinetwegen, was Sie wollen — bitte, Herr Professor Weihrauch, lassen Sie mich nochmals den Brief einsehen. Danke!" Damit steckte er ihn einfach in die Tasche und suchte nach seinem Schirm.

„Noch einen Augenblick, Kollege Weber," rief Neuffert aufstehend. „Lassen Sie mich ein paar Worte sprechen. — Meine Herren! Dieser Abend beschließt einen an Ereignissen — an traurigen Ereignissen, aber auch an Erfahrungen und Belehrungen reichen Tag. Das de mortuis nil nisi bene hat hier keinen Sinn, es bezieht sich auf menschliche Schwächen, aber nicht auf die das Verbrechen streifende Gemeinheit. Wir brauchen die Schränke des Herrn Philipps nicht zu durchstöbern, um für den wissenschaftlichen Dolus Klingharts Beweise zu haben;

ein Mensch, der sich zum politischen Spion und Verräter hergibt, verrät auch die Wissenschaft, er verrät auch die Unschuld und heiratet eine ausrangierte fürstliche Maitresse. Danken wir der Hand eines Unbekannten, der, wenn immer auf illegalem Wege, uns vor der Verlegenheit bewahrt hat, diesen — Elenden, einen Industrieritter und Don Juan comme il faut, die Vergeltung zu teil werden zu lassen, die er verdient. Aber vergessen wir darum die Aufgabe nicht, die uns dennoch zugefallen ist. Vergessen wir nicht, daß — indem wir diesen Menschen anerkannten, ja trugen und beförderten — wir seine Glaubwürdigkeit unter den anderen erhärteten, ihm den ehrbaren Hintergrund zu seinem Verfahren liehen. Was wir jetzt zu thun haben, ist, an denjenigen, die darunter gelitten haben, einen Teil des Unrechtes gut zu machen, den wir haben begehen helfen. Ich schlage Ihnen vor, erstens, daß wir uns des gänzlich verlassenen und alleinstehenden Mädchens, das nun auch der Hilfe ihres Bruders beraubt zu werden bedroht ist, in einer anständigen Weise annehmen, und zweitens die so schnell erledigte Professur einem Würdigeren anzuvertrauen. Meine Herren, ich traf heute Morgen Doktor Behrends; ich will keinen Vorteil für mich daraus ziehen, daß ich gegen Klingharts Ernennung zu Behrends Gunsten war — ich halte an der Solidarität des Vorgehens der ganzen Fakultät fest — kurz, ich sprach mit dem Doktor und er

gestand mir, daß er seit Klinghart's Beförderung so gut wie gar nicht geschlafen habe, daß diese nach den vielseitigen Versprechungen, die ihm geworden, ihn geradezu niedergeschmettert habe, und daß er — nicht unerheblich verschuldet — nicht mehr wisse, wie er seine Familie durchbringen solle. Ich beantrage, daß wir uns sofort mit seiner Excellenz in Verbindung setzen, um Behrends zu befördern, und daß wir den Mann von diesem Beschluß benachrichtigen, zu dessen Erhärtung ich — als Dekan — für morgen eine Fakultätssitzung anberaume. Wenn die Herren einverstanden sind, so bitte ich Sie, diese gegenwärtige Versammlung aufzuheben, in die der gewohnte Geist harmloser Heiterkeit doch kaum mehr zurückkehren dürfte."

„Sehr gut!" Die Herren standen auf.

„Freund Weber, wollen Sie mir den ominösen Brief zurückgeben?"

„Herr Professor Weihrauch," sagte Weber, „das werde ich nicht thun. Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht ganz unmännlich bin, ich werde — na ja — ich werde sie heiraten, Sie mögen alle sagen, was Sie wollen."

„Weber, um Gotteswillen, machen Sie keine Dummheiten!"

„Es ist wahr, ich bin nicht so schön wie — wie Klinghart, und ich bin ein Narr, wie Sie sagen — aber — mein Gott — man ist am Ende ordentlicher Professor und auch vermögend, und

man ist ein anständiger Mensch — und ich heirate sie. Sie werden nun einsehen, daß es mir nicht angenehm sein kann, wenn dann gewisse kompromittierende Schriftstücke von der Frau Professor Weber umlaufen, und darum bekommen Sie Ihren Brief nicht wieder. Besorgen Sie nur das mit Behrends, meine Herren! Das ist meine Sache! Wenn Ihnen meine Frau nicht recht ist, so können Sie uns ja gelegentlich von hier wegloben!"

„Weberchen, ich bitte Sie. Bedenken Sie doch, wenn das Verhältnis nun Folgen hätte — und sie würde kaum die ganze Sache eingestanden haben, wenn es nicht so wäre!"

„Nun, so lassen Sie! das wäre auch nur menschlich. Es können ja noch mehr dazukommen, ich bin ein großer Kinderfreund, wissen Sie! Gute Nacht, werte Kollegen!"

Er stürmte voran. Die anderen, die ganze hochweise, hochgelahrte Versammlung folgte schweigend, im Gänsemarsch, hinterdrein, die Treppe hinauf. Nur Muge konnte sich noch nicht beruhigen. Er erzählte mit Entrüstung, wie das schreckliche Ereignis, dessen Kunde sich mit Windeseile verbreitet, auch schon ein altes Weib herbeigelockt, das sich erboten, den Toten zu waschen, und einen Kellner aus dem Café Impérial, einen widerlichen Kerl mit einem langen nackten Halse, der behauptete, daß der Ermordete ihm Geld schuldig sei.

Aber es sagte keiner von den Herren etwas

darauf. Neuffert, der den Zug beschloß, pfiff sogar leise vor sich hin. Es war die Melodie des ewig schönen und trefflichen Liedes:

„Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn,
Sie thäten gerne singen und konnten es nicht schön.
Zahi, zaho,
Zahi, zahe, zaho!“



Druck von Julius Mäser, Leipzig-Reudnitz.

